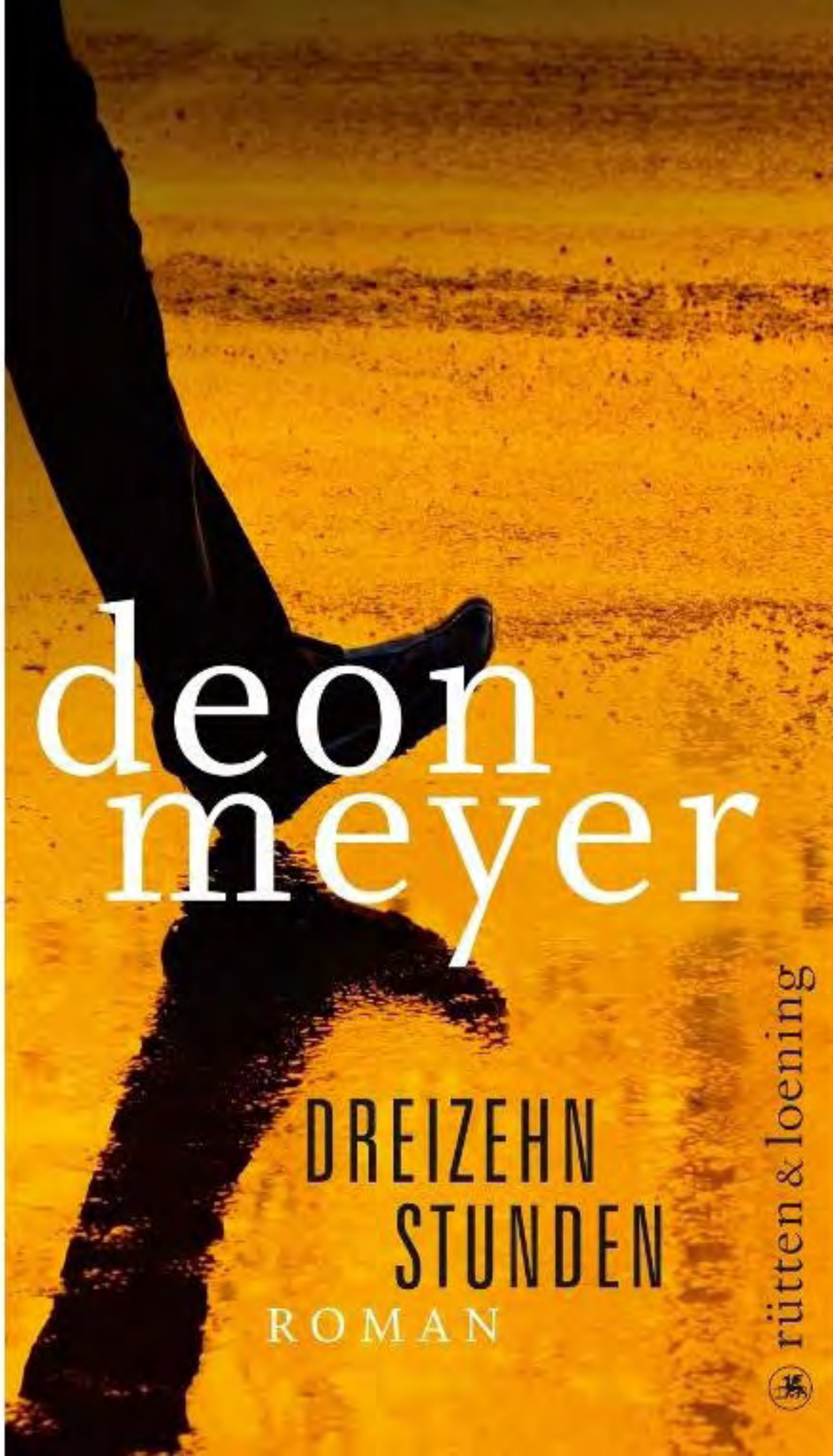




deon
meyer

DREIZEHN
STUNDEN

ROMAN

© rütten & loening



Deon Meyer

Dreizehn Stunden

Thriller

Aus dem Afrikaans von Stefanie Schäfer

aufbau 
VERLAG

05:36 – 07:00

Um 05:36 rannte sie den steilen Hang des Leeukops hinauf. In schnellem Takt knirschten ihre Laufschuhe auf dem Kies des breiten Fußwegs.

Zu diesem Zeitpunkt, als die frühen Sonnenstrahlen sie wie ein Suchscheinwerfer am Berghang einfingen, bot sie ein Bild sorgloser Anmut. Von hinten betrachtet, tanzte ihr dunkler geflochtener Zopf auf dem kleinen Rucksack, und ihr zartblaues T-Shirt hob sich leuchtend von ihrem tiefbraunen Nacken ab. Die langen Beine, die aus den Jeansshorts ragten, bewegten sich federnd und rhythmisch. Alles an ihr strahlte Energie und athletische Jugendlichkeit aus. Sie wirkte lebenslustig, gesund und zielstrebig.

Bis sie plötzlich stehen blieb und einen Blick über die linke Schulter warf. In diesem Moment zerstob die Illusion, denn aus ihrem Gesicht sprachen Angst und Erschöpfung.

Sie hatte keinen Blick für die beeindruckende Schönheit der Stadt im weichen Licht der aufgehenden Sonne. Ihre Augen suchten wild und panisch nach einer Bewegung in dem hohen *Fynbos* hinter ihr. Sie wusste, dass sie ihr auf den Fersen waren, aber nicht, wie dicht. Sie atmete schnell und flach – vor Anspannung, Schrecken und Furcht. Es war das Adrenalin, ihr übermächtiger Lebenswille, der sie zwang weiterzulaufen, immer weiter, trotz ihrer müden Glieder, des Brennens in der Brust, der Dumpfheit nach einer schlaflosen Nacht und der Verlorenheit in einer unbekannten Stadt, einem fremden Land, einem unnahbaren Kontinent.

Vor ihr gabelte sich der Weg. Ihr Instinkt trieb sie nach rechts, höher hinauf, weiter auf die Felskuppe des Leeukops zu. Sie dachte nicht nach, sie hatte keine Strategie, sie lief blindlings. Ihre schlanken Arme schienen sie anzutreiben wie die Schubstangen einer Dampfmaschine.

Kripo-Inspekteur Bennie Griessel schlief.

Er träumte, er steuere einen großen Tanklastwagen über die N1 auf der Gefällestrecke zwischen Plattekloof und Parow, zu schnell, ein wenig unkontrolliert. Als sein Handy klingelte, reichte schon der erste schrille Ton, um ein flüchtiges Gefühl der Erleichterung über die Rückkehr in die Realität in ihm auszulösen. Er öffnete die Augen und sah auf den Radiowecker. Es war 05:37.

Er schwang die Beine über die Kante des schmalen Bettes. Der Traum war bereits vergessen. Für einen Augenblick blieb er auf dem Bettrand sitzen, reglos, wie vor einem Abgrund. Dann stand er auf, ging steif und verschlafen zur Tür und stolperte die Holzterrasse hinunter ins Wohnzimmer, wo er das Handy am Abend zuvor hatte liegen lassen. Seine dunklen wirren Haare schrien nach einem Friseur, und er trug nichts als eine ausgebleichene Rugbyhose. Sein einziger Gedanke war, dass ein Anruf um diese Zeit mit Sicherheit nichts Gutes verheiß.

Die Nummer auf dem Display war ihm unbekannt.

»Griessel.« Seine Stimme verriet ihn. Heiser brachte er die ersten Worte des Tages hervor.

»Hi, Bennie, ich bin's, Vusi. Tut mir leid, dass ich dich wecken muss.«

Griessel hatte Mühe, sich zu konzentrieren. Sein Kopf war voller Watte. »Schon okay.«

»Wir haben ... eine Leiche.«

»Wo?«

»Bei St. Martini, der lutherischen Kirche oben in der Langstraat.«

»In der Kirche?«

»Nein. Die Frau liegt neben der Kirche.«

»Bin sofort da.«

Griessel beendete die Verbindung und fuhr sich mit einer Hand durch die Haare.

Die Frau hatte Inspekteur Vusumuzi Ndabeni gesagt.

Bestimmt eine Stadtreicherin, eine der obdachlosen *bergies*, die am Fuße und an den Hängen des Tafelbergs lebten. Eine, die zu viel von Gott weiß was getrunken hatte. Er legte das Handy neben seinen neuen gebrauchten Laptop.

Dann wandte er sich um, immer noch nicht ganz wach. Beim Umdrehen stieß er gegen das Vorderrad seines Fahrrads, das an seinem Leihhaus-Sofa lehnte, und konnte es gerade noch rechtzeitig auffangen, bevor es umfiel. Dann stieg er die Holzterrasse wieder hinauf. Das Fahrrad erinnerte ihn flüchtig an seine finanzielle Misere, aber er schob diesen Gedanken beiseite.

Im Schlafzimmer zog er die kurze Hose aus. Ein verräterischer Moschusgeruch stieg ihm vom Unterleib aus in die Nase.

Verdammt!

Das Schuldbewusstsein traf ihn mit voller Wucht. Seine Gewissensbisse und die Erinnerungen an den vorigen Abend verdrängten die letzte Spur von Trägheit aus seinem Kopf.

Was war nur in ihn gefahren?

Er warf die Hose in einem vorwurfsvollen Bogen in Richtung Bett und ging ins Badezimmer.

Missgelaunt klappte Griessel den Toilettendeckel hoch, zielte und pinkelte.

Als sie den asphaltierten Seinheuwelweg erreichte, erblickte sie die Frau und den Hund, hundert Meter links von ihr. Sie wollte laut rufen, ihre Lippen formten zwei Wörter, aber ihre Stimme ging im Keuchen ihres Atems unter.

Sie rannte auf die Frau und das Tier zu. Der Hund war groß, ein Ridgeback. Die Frau war um die sechzig, eine Weiße. Sie trug einen großen rosa Sonnenhut, einen Wanderstock und einen kleinen Rucksack.

Der Hund wurde plötzlich unruhig. Vielleicht roch er ihre Angst, vielleicht spürte er ihre Panik. Ihre Sohlen klatschten auf den Teer, während sie ihren Lauf verlangsamte. Sie

blieb stehen, drei Meter von der Hundebesitzerin entfernt.

»Helfen Sie mir!«, bat die junge Frau auf Englisch mit starkem amerikanischen Akzent.

»Was ist denn los?« Besorgt blickte die Frau sie an und wich einen Schritt zurück. Der Hund knurrte und zerrte an der Leine, strebte auf die junge Joggerin zu.

»Die wollen mich umbringen!«

Die Frau sah sich erschrocken um. »Aber hier ist doch niemand.«

Die Läuferin blickte über die Schulter. »Sie sind hinter mir her!«

Dann musterte sie die Frau und den Hund und erkannte, dass ihre Mühe vergeblich war. Sie konnten ihr nicht helfen. Nicht hier in der Offenheit des Berghangs, nicht gegen ihre Verfolger. Sie brachte die Frau nur in Gefahr.

»Rufen Sie die Polizei an. Bitte! Benachrichtigen Sie einfach die Polizei«, flehte sie und setzte erneut zum Laufen an, langsam zunächst, gegen den Widerstand ihres Körpers.

Der Hund sprang mit einem Satz nach vorn und bellte. Die Frau zog an der Leine.

»Aber warum denn?«

»Bitte!«, wiederholte sie und schleppte sich weiter den Asphaltweg hinauf in Richtung Tafelberg. »Bitte, rufen Sie bei der Polizei an.«

Als sie etwa siebzig Schritte entfernt war, drehte sie sich noch einmal um. Die Frau stand immer noch genauso da wie eben, reglos und ein wenig verwirrt.

Bennie Griessel zog ab und fragte sich, warum er das Schlamassel gestern Abend nicht hatte kommen sehen. Er war nicht darauf aus gewesen, es war einfach passiert. Mein Gott, was machte er sich denn solche Vorwürfe, er war doch auch nur ein Mensch!

Aber er war verheiratet.

Wenn man das eine Ehe nennen konnte. Getrennt von Tisch, Bett und Wohnung. Nein, verdammt, Anna konnte nicht alles haben. Sie konnte ihn nicht aus seinem eigenen Haus werfen und erwarten, dass er zwei Haushalte unterhielt, und dann auch noch verlangen, dass er sechs Monate lang nüchtern und enthaltsam lebte.

Wenigstens war er nüchtern. Schon seit einhundertsechsfünfzig Tagen. Das bedeutete einen Kampf von über fünf Monaten gegen die Flasche, Tag für Tag, Stunde um Stunde, bis jetzt.

Auf keinen Fall durfte Anna das mit gestern Abend erfahren. Nicht jetzt. Nur knapp einen Monat vor dem Ende seiner Verbannung, der Strafe für seine Sauferei. Wenn Anna es erfahren würde, wäre er geliefert, und all der Kummer und Ärger wären umsonst gewesen.

Er seufzte und stellte sich vor den Spiegelschrank, um sich die Zähne zu putzen. Er betrachtete sich. Die grauen Schläfen, die Falten um seine dunklen Augen, die slawischen Gesichtszüge. Ein Schönling war er nie gewesen.

Er öffnete den Schrank, holte Zahnbürste und Zahnpasta heraus.

Was hatte sie in ihm gesehen, diese Bella? Irgendwann gestern Abend hatte er sich gefragt, ob sie womöglich aus Mitleid mit ihm ins Bett ging, aber er war zu erregt gewesen und zu verdammt dankbar für ihre sanfte Stimme, ihre großen Brüste und ihren Mund. Mein Gott, dieser Mund! Münder machten ihn an, und genau da lag die Wurzel des Übels. Nein, alles hatte mit Lize Beekman angefangen, aber das sollte er mal Anna erzählen.

Scheiße.

Bennie Griessel putzte sich hastig die Zähne, ging unter die Dusche und drehte die Hähne weit auf, um die verräterischen Gerüche gründlich abzuwaschen.

Sie war kein Bergie. Griessel fuhr ein kurzer Stich durchs Herz, als er über die Spitzen des Friedhofszauns kletterte und das Mädchen dort liegen sah. Die Sportschuhe, die Khakishorts, das orangefarbene Trainingshemd sowie die Form ihrer Arme und Beine verrieten, dass sie noch jung war. Sie erinnerte ihn an seine Tochter.

Er ging den schmalen geteerten Weg hinauf, vorbei an hohen Palmen, Tannen und einem gelben Schild: *FÜR UNBEFUGTE ZUTRITT VERBOTEN. PARKEN AUF EIGENE GEFAHR*. Und auf diesem Weg lag sie dann, links neben der Kirche.

Er blickte hinauf zu dem traumhaften, klaren Morgenhimmel. Es war fast windstill, nur eine leichte Brise trug Meeresgerüche den Berg hinauf. Das war keine Zeit zum Sterben.

Vusi stand neben ihr, zusammen mit Dick und Doof von der Spurensicherung, einem Polizeifotografen und drei Uniformierten. Hinter Griessels Rücken, in der schmalen Nebenstraße der Langstraat, warteten weitere uniformierte Kollegen, mindestens vier, in den weißen Hemden und schwarzen Epauletten der Metro-Polizei, alle gleichermaßen von ihrer Wichtigkeit durchdrungen. Zusammen mit einer Gruppe Schaulustiger lehnten sie mit den Armen auf dem Zaun und betrachteten die reglose Gestalt.

»Morgen, Bennie«, sagte Vusi Ndabeni in seiner ruhigen Art. Er war mittelgroß, ebenso wie Griessel, wirkte aber kleiner: schmal und korrekt, mit scharfen Bügelfalten in der schwarzen Hose, schneeweißem Hemd mit Krawatte und polierten Schuhen. Sein wolliges Haar war kurz und eckig geschnitten, der Spitzbart tadellos gestutzt. Er trug dünne Gummihandschuhe. Griessel war ihm am vergangenen Donnerstag zum ersten Mal begegnet, ebenso wie den anderen fünf Fahndern, für die er ab jetzt ein Jahr lang den Mentor spielen sollte. Dieser Begriff stammte von John Afrika, dem Distrikt-Kommissaris »Fahndung und Verbrechensaufklärung«. Als Bennie allein in dessen Büro in der Alfredstraat zurückgeblieben war, hatte er erklärt: »Wir sitzen in der Scheiße, Bennie. Wir haben den Lotz-Fall vernasselt, und jetzt behauptet die Führungsebene, wir ließen am Kap die Zügel schleifen, und fordert, wir sollten uns mal zusammenreißen. Aber was soll ich tun? Ich verliere meine besten Leute, und die neuen wissen noch nichts, die sind noch völlig ungeschliffen. Kann ich auf dich zählen, Bennie?«

Eine Stunde später, als ihnen im großen Konferenzraum des Kommissaris sechs der besten »neuen« Leute mit unbewegter Miene auf grauen Behördenstühlen gegenübermaßen, formulierte John Afrika sein Anliegen ein wenig dezenter: »Bennie wird euer Mentor sein. Er arbeitet seit fünfundzwanzig Jahren bei der Polizei. Er war schon bei der ehemaligen Mordkommission, als die meisten von euch noch zur Grundschule gegangen sind. Was er schon vergessen hat, müsst ihr noch lernen. Aber damit ihr mich richtig versteht: Er ist nicht dazu da, euch die Arbeit abzunehmen. Er ist euer Berater, der euch hilft und für Fragen zur Verfügung steht. Euer Mentor. Laut Wörterbuch ist ein

Mentor ...«, und an dieser Stelle zog der Kommissaris seine Notizen zu Rate, »... *ein kluger und vertrauenswürdiger Ratgeber oder Lehrer*. Deswegen habe ich ihn zur provinziellen Sondereinheit versetzt. Bennie kennt sich aus, und ihr könnt ihm vertrauen, denn ich vertraue ihm. Ständig geht Wissen durch den Verlust altgedienter Kollegen verloren. Viele Neuzugänge werden auf die Bevölkerung losgelassen, ohne die geringste Erfahrung zu haben. Dabei brauchen wir nicht jedes Mal das Rad neu zu erfinden. Lernt von Bennie! Ihr seid eine handverlesene Truppe – es gibt nicht viele, denen eine solche Chance geboten wird.«

Griessel sah in ihre Gesichter. Vier athletische schwarze Männer, eine untersetzte schwarze Frau und ein breitschultriger farbiger Ermittler, alle knapp über dreißig. Überschwängliche Dankbarkeit spiegelte sich nicht in ihren Mienen wider, außer vielleicht in der von Vusumuzi (»Alle nennen mich Vusi.«) Ndabeni. Der farbige Ermittler, Fransman Dekker, musterte ihn sogar mit unverhohlener Feindseligkeit. Doch Griessel hatte sich bereits an die Unterströmungen in der SAPS, der neuen südafrikanischen Polizei gewöhnt. Als er so neben John Afrika stand, sagte er sich, dass er dankbar sein müsse, nach der Auflösung der früheren Mordkommission noch einen Job zu haben. Und dass er und Mat Joubert, sein ehemaliger Vorgesetzter, nicht auf irgendwelche unbedeutenden Wachen abgeschoben worden waren wie die meisten ihrer Kollegen. Diese verdamnten Umstrukturierungen, die so wenig Neues brachten. Es war wieder genauso wie dreißig Jahre zuvor: Kripo-Ermittler mussten in kleinen Wachen Dienst tun, denn so handhabte man das heutzutage im Ausland, also musste die SAPS es nachhaken. Nein, er hatte wenigstens noch Arbeit, und Joubert hatte ihn sogar für eine Beförderung vorgeschlagen. Wenn sein Glück anhielt, wenn seine Vorgesetzten über seine Sauferei, über die Gerechtigkeitsquoten für ehemals benachteiligte Bevölkerungsgruppen, über die Politik und den ganzen Quatsch hinwegsehen, könnte er zum Kaptein aufsteigen. Noch heute würde er erfahren, ob es geklappt hatte.

Kaptein Bennie Griessel – das war Musik in seinen Ohren. Außerdem brauchte er diese Beförderung. Dringend.

»Morgen, Vusi«, sagte er.

»Hi, Bennie«, grüßte ihn Jimmy, der lange, magerer Weißkittel von der Spurensicherung. »Wie ich höre, nennt man dich inzwischen »das Orakek.«

»Wie diese Frau in *Herr der Ringe*«, ergänzte Arnold, der kleine Dicke. In den Kapstädter Polizeikreisen waren die beiden als »Dick und Doof« bekannt, oft begleitet von inzwischen ziemlich abgedroschenen Witzen, etwa: »Die Spurensicherung wird durch Dick und Doof zu euch halten.«

»Das war in *Matrix*, du Depp«, verbesserte Jimmy.

»Ist doch egal«, erwiderte Arnold.

»Einen schönen guten Morgen«, unterbrach sie Griessel. Er wandte sich zu den Uniformierten unter dem Baum und holte schon Luft, um sie anzuheulen: »Das hier ist ein Tatort, los, raus hier, und zwar sofort«, als ihm einfiel, dass das Vusis Fall war. Er musste den Mund halten und Mentor spielen. Er warf den Uniformierten einen drohenden Blick zu, der keinerlei Effekt hatte, und wandte sich dann zu der Leiche um.

Das Mädchen lag auf dem Bauch, den Kopf der Straße abgewandt. Ihr blondes Haar war sehr kurz geschnitten. Über ihren Rücken zogen sich zwei horizontale Schnittwunden, gleichmäßig rechts und links über ihre Schulterblätter. Aber es war der gewalttätige Schnitt durch ihre Kehle, der ihren Tod verursacht hatte, tief genug, um die Speiseröhre freizulegen. Mit Gesicht, Brust und Schultern lag sie in einer großen Blutlache. Der Geruch des Todes hing bereits in der Luft, bitter wie Kupfer.

»Mein Gott!«, sagte Griessel. Angst und Ekel stiegen tief aus seinem Inneren in ihm auf. Er musste durchatmen, langsam und ruhig, wie Doc Barkhuizen es ihn gelehrt hatte. Er musste auf Abstand gehen, *es nicht an sich heranlassen*.

Er schloss für einen Moment die Augen. Dann schlug er sie wieder auf, blickte hinauf in die Bäume. Er rang um Objektivität, aber es war und blieb eine furchtbare Art zu sterben. In seinem Kopf stiegen unwillkürlich Vorstellungen davon auf, wie es sich zugetragen hatte – das blitzende Messer, das seifenglatt und tief durch ihr Gewebe schnitt.

Rasch erhob er sich und gab vor, sich umzusehen. Dick und Doof zankten sich um irgendetwas, wie üblich. Er versuchte zu verstehen, was sie sagten.

Mein Gott, und sie war noch so jung! Achtzehn, neunzehn?

Was war das für ein Wahnsinn, einem solchen Kind die Kehle durchzuschneiden! Was für eine Perversion!

Er verscheuchte die Bilder aus seinem Kopf, dachte an die Fakten, die Folgen. Sie war weiß. Das bedeutete Ärger. Das verhiieß Medienrummel. Der ganze Kreislauf der Anschuldigungen, das Verbrechen sei außer Kontrolle geraten, würde wieder von vorn anfangen. Es bedeutete großen Druck und lange Arbeitszeiten und zu viele Leute, die sich einmischen würden. Jeder würde mal wieder seine eigene Haut zu retten versuchen. Er hatte es satt bis oben hin.

»Das gibt Ärger«, sagte Griessel leise zu Vusi.

»Ich weiß.«

»Es wäre besser, wenn die Kollegen da hinter der Mauer bleiben würden.«

Ndabeni nickte, ging auf die Männer in Uniform zu und bat sie, auf dem Umweg hinter der Kirche entlang den Friedhof zu verlassen. Sie reagierten nur widerstrebend, denn sie wollten unbedingt dabei bleiben. Endlich aber gingen sie.

Vusi gesellte sich zu Griessel, Notizbuch und Stift in der Hand. »Alle Tore sind geschlossen. Auf der anderen Seite, beim Pfarrbüro, gibt es ein elektrisches Eingangstor, und dann noch das Haupteingangstor hier vor dem Gebäude. Sie muss über die Gartenmauer gesprungen sein, das war die einzige Möglichkeit, hier reinzukommen.« Vusi sprach zu schnell. Er deutete mit dem Finger auf einen Farbigen, der jenseits der Mauer auf dem Bürgersteig stand. »Der alte Mann da ... James Dylan Fredericks, der hat sie entdeckt. Er ist Day Manager bei Kauai Health Foods in der Kloofstraat. Er sagt, er sei mit dem Golden-Arrow-Bus von Mitchells Plain gekommen und dann am Bahnhof ausgestiegen. Als er hier vorbeigegangen sei, um fünf vor fünf, sei ihm die reglose Gestalt aufgefallen. Er sei über die Mauer geklettert, aber als er das viele Blut gesehen habe, sei er zurückgelaufen und habe bei der Wache am Caledonplein angerufen, weil er diese Nummer für eventuelle Notfälle im Geschäft gespeichert habe.«

Griessel nickte. Er vermutete, dass Ndabeni seinetwegen so nervös war, als sei er hier, um ihn, den Schwarzen, zu beurteilen. Er würde das klarstellen müssen.

»Ich werde Fredericks sagen, dass er gehen kann, schließlich wissen wir ja, wo wir ihn erreichen können.«

»Schon gut, Vusi. Du brauchst nicht ... Ich weiß es zu schätzen, dass du mir die Einzelheiten mitteilst, aber will nicht, dass du denkst ... weißt du ...«

Ndabeni berührte Griessel am Arm, als wolle er ihn beruhigen. »Schon okay, Bennie. Ich will was lernen.«

Vusi schwieg einen Augenblick. Dann fügte er hinzu: »Ich will das nicht vernaseln, Bennie. Ich war vier Jahre lang in *Kayelitsha*. Ich will nicht dahin zurück. Aber das hier

ist meine erste ... Weiße«, sagte er vorsichtig, um bloß nicht rassistisch zu klingen. »Das hier ist ... eine andere Welt.«

»Ja, das ist es.« Griessel war nicht gut in so etwas, ewig rang er um die richtigen, politisch korrekten Worte. Vusi half ihm aus der Verlegenheit: »Ich habe versucht zu ertasten, ob sie etwas in den Hosentaschen hat. Vielleicht einen Ausweis. Aber ich habe nichts gespürt. Wir warten jetzt nur noch auf den Rechtsmediziner.«

In den Bäumen zwischerte schrill ein Vogel. Zwei Tauben landeten in ihrer Nähe und begannen sofort zu picken. Griessel sah sich um. Auf dem Kirchengrundstück stand ein Auto, ein weißer Toyota-Minibus. Er war auf der Südseite geparkt, vor einer zwei Meter hohen Backsteinmauer. Auf der Seite stand in großen roten Buchstaben das Wort *Adventure*.

Ndabeni folgte seinem Blick. »Die parken vermutlich nur aus Sicherheitsgründen hier«, meinte er und deutete auf die hohen Mauern und die geschlossenen Tore. »Ich glaube, die haben eine Agentur in der Langstraat.«

»Kann sein.« Die Langstraat war das Zentrum des Rucksacktourismus am Kap. Viele junge Leute, Studierende aus Europa, Australien und Amerika, die billige Unterkünfte und Abenteuer suchten, kamen hierher.

Griessel hockte sich wieder neben die Leiche, aber so, dass ihr Gesicht von ihm abgewandt war, denn er wollte weder die schreckliche Wunde noch ihre zarten Gesichtszüge sehen.

Hoffentlich ist sie nicht auch noch eine Ausländerin, dachte er.

Denn dann wäre wirklich der Teufel los.

Sie war die Kloofnek-Straße entlanggelaufen und einen Augenblick unentschlossen stehen geblieben. Sie wollte sich ausruhen, Atem schöpfen und versuchen, ihre Angst unter Kontrolle zu bekommen. Sie musste eine Entscheidung treffen: Entweder wandte sie sich nach rechts, weg von der Stadt, in Richtung *Camps Bay*, wie der Wegweiser verkündete, oder nach links, mehr oder weniger in die Richtung, aus der sie gekommen war. Ihr Instinkt sagte: nach rechts, immer weiter weg von den Verfolgern, von den grauenvollen Geschehnissen der letzten Nacht.

Aber genau damit würden sie rechnen, und es würde sie noch tiefer ins Unbekannte führen, weiter von Erin fort. Da wandte sie sich, ohne nachzudenken, nach links. Ihre Sportschuhe klatschten laut auf den Asphalt des nach unten führenden Weges. Etwa vierhundert Meter lief sie am rechten Rand der schmalen Straße entlang. Dann stolperte sie rechts einen steinigen Abhang hinunter, über ein pflanzenbewachsenes flacheres Stück, bis sie zu ihrer Erleichterung Higgovale erreichte, eine Siedlung hoch oben am Berg – große, exklusive Häuser mit üppigen Gärten, umgeben von hohen Mauern. Hoffnung keimte in ihr auf. Hier wartete die Normalität, hier wohnten Leute, die ihr helfen, die ihr Unterschlupf, Schutz und Unterstützung bieten konnten.

Doch alle Tore waren geschlossen, jede Villa ein Fort, die Straßen verlassen so früh am Morgen. Der Weg hatte sich steil bergauf gewunden; ihre Beine versagten ihr den Dienst, konnten nicht mehr, und dann sah sie das offene Tor des Hauses rechts von ihr. Mit jeder Faser sehnte sie sich nach Ruhe. Sie warf einen Blick zurück, sah aber niemanden. Sie ging durch das Tor: eine kurze, steile Auffahrt, eine Garage, ein Vordach. Rechts wuchsen dichte Sträucher an der hohen Mauer. Das Haus lag linker Hand, hinter einem Zaun aus Eisenstäben und einem geschlossenen Gittertor. Sie kroch in die Sträucher bis zu einer verputzten Wand, immer tiefer, ganz nach hinten, wo man sie von der Straße aus nicht sehen konnte.

Sie sank auf die Knie, rutschte mit dem Rucksack an der Mauer herunter. Sie ließ den Kopf hängen, todmüde, die Augen geschlossen. Dann erst setzte sie sich richtig hin. Ihr war bewusst, dass die Feuchtigkeit auf den Backsteinen und die vermodernden Blätter Flecken auf ihren blauen Jeansshorts hinterlassen würden, aber das war ihr gleichgültig. Sie sehnte sich nur nach Ruhe.

Dann stiegen plötzlich wieder die Bilder in ihr auf, die sich sechs Stunden zuvor in ihr Gedächtnis eingebrannt hatten. Sie zuckte unwillkürlich zusammen und öffnete die Augen, denn sie wollte jetzt nicht daran denken. Es war zu ... viel. Durch die Gardine der dunkelgrünen Blätter und der leuchtenden, großen roten Blüten sah sie ein Auto unter dem Vordach stehen und konzentrierte sich darauf. Das Modell war ihr unbekannt, schlank, elegant und nicht neu. Sie versuchte, die Panik zu überwinden, indem sie sich fragte, was für ein Auto das sein mochte. Ihr Atem ging ruhiger, nicht aber ihr Herzschlag. Die Erschöpfung lastete auf ihr wie ein schweres Gewicht, aber sie wehrte sich dagegen. Noch konnte sie sich den Luxus nicht erlauben, ihr nachzugeben.

Um 06:27 hörte sie mehrere Leute die Straße entlangrennen. Sie kamen näher. Wieder blieb ihr vor Schreck fast das Herz stehen.

Sie hörte, wie sie einander in einer fremden Sprache etwas zuriefen. Die Schritte wurden langsamer und hielten plötzlich inne. Sie beugte sich ein ganz klein wenig nach vorn, um durch die dichten Blätter zu spähen, und da sah sie einen von ihnen im offenen Tor stehen. Seine Gestalt war nur vage zu erkennen, aus kleinen Teilchen zusammengesetzt wie ein Mosaik, aber sie registrierte, dass er schwarz war.

Reglos blieb sie sitzen.

Sie sah, wie sich das Mosaik bewegte. Geräuschlos schlich er auf seinen Sportschuhen durch das Tor. Sie wusste, dass er nach möglichen Verstecken Ausschau hielt, am Haus, am Auto unter dem Vordach.

Die vage Gestalt halbierte sich. Bückte er sich? So dass er unter dem Auto hindurchschauen konnte?

Die Mosaikteilchen verdoppelten sich wieder, die Gestalt wurde größer – er kam auf sie zu! Konnte er sie sehen, hier zwischen den Sträuchern?

»Hey!«

Die Stimme erschreckte sie, ein Hammerschlag in ihrer Brust, und sie hätte nicht sagen können, ob sie sich im Moment des Ausrufs bewegt hatte.

Die dunkle Gestalt entfernte sich von ihr, jedoch ohne Eile.

»Was haben Sie hier zu suchen?« Die Stimme kam vom Haus, von oben. Jemand redete mit dem Schwarzen.

»Nichts.«

»Runter von meinem Grundstück, und zwar sofort!«

Keine Antwort. Der Mann blieb noch einen Moment stehen und wandte sich dann langsam und träge zum Gehen, bis seine Gestalt hinter den Blättern verschwand.

Die beiden Ermittler suchten den Friedhof von Süden her ab. Vusi begann vorn, an der Grenze zur Langstraat mit dem spitzen Barockzaun, Griessel hinten an der hohen Backsteinmauer. Er ging langsam, Schritt für Schritt, mit gesenktem Kopf, und ließ den Blick hin- und herwandern. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren, er spürte ein Unbehagen, etwas Ungreifbares, vage und formlos. Aber er musste seine Gedanken jetzt zusammenhalten, seine ganze Aufmerksamkeit auf den kahlen Boden richten, die Graspollen um die Baumstämme, die einzelnen Abschnitte des geteerten Weges. Ab und zu bückte er sich, hob etwas auf und hielt es zwischen den Fingern – den Kronkorken einer Bierflasche, zwei Ringverschlüsse von Limodosen, eine verrostete Metallscheibe, eine leere weiße Plastiktüte.

Dann gelangte er auf die Rückseite der Kirche, wo der Straßenlärm plötzlich gedämpft klang. Er blickte am Turm empor. Die Spitze trug ein Kreuz. Wie oft war er schon hier vorbeigefahren, ohne je richtig hingesehen zu haben! Es war eine schöne Kirche, deren architektonischen Stil er jedoch nicht einordnen konnte, umgeben von einem gepflegten Garten. Wann mochten wohl die Palmen, Tannen und Oleanderbüsche gepflanzt worden sein? Er umrundete das angebaute Pfarrbüro, und die Straßengeräusche schwellen wieder an. Er stellte sich in die nördliche Ecke des Grundstücks und blickte die Langstraat hinunter. Hier fand man noch das alte Kap mit den viktorianisch angehauchten Gebäuden, die meisten nur zwei Stockwerke hoch, einige inzwischen pastellfarben gestrichen, vielleicht, um sie für junge Leute attraktiv zu gestalten.

Woher rührte nur diese seltsame Unruhe in seinem Inneren? Es lag nicht an gestern Abend. Es lag auch nicht an der Frage, die er schon seit zwei, drei Wochen vor sich her schob, nämlich, ob er wirklich wieder zurück zu Anna ziehen solle und ob das gutgehen könne.

War es seine neue Rolle als Mentor? Die Situation, sich an einem Tatort aufzuhalten, aber nicht selbst ermitteln zu dürfen? Nur gucken, nicht anfassen? Es würde ihm schwerfallen, das wurde ihm immer klarer.

Vielleicht sollte er aber auch erst mal etwas essen.

Griessel blickte nach Süden, zur Oranjestraat-Kreuzung. Es war Dienstag, kurz vor sieben, und es herrschte reger Verkehr – Autos, Busse, Taxen, Mopeds, Fußgänger. Das typische hektische Treiben Mitte Januar, wenn die Schule wieder anfang und die Ferien vorbei und vergessen waren. Auf dem Bürgersteig hatte sich inzwischen eine Schar von Gaffern versammelt. Auch zwei Pressefotografen waren eingetroffen, Fototaschen über der Schulter, die Kameras mit den langen Teleobjektiven wie Waffen im Anschlag. Einen kannte er, einen Saufumpanen aus seiner Alkoholiker-Zeit, der jahrelang für die *Cape Times* gearbeitet hatte und inzwischen für eine Boulevardzeitung Sensationen jagte. Eines Abends im Fireman's Arms hatte er mal erklärt, wenn man sämtliche Polizisten und Journalisten für eine Woche auf Robbeneiland einsperren würde, könnten die Kneipen und Spirituosenläden am Kap dichtmachen.

Der Ermittler beobachtete einen Fahrradfahrer, der sich behände durch den Verkehr schlängelte, auf einem Rennrad mit lächerlich dünnen Reifen. Er trug eine enge schwarze Hose, ein helles, buntes Hemd, Spezialschuhe, einen Helm, ja, dieser Lackaffe trug sogar Handschuhe! Griessel folgte dem Rad bis zur Ampel an der Oranjestraat und dachte bei sich, dass er niemals in einem so lächerlichen Aufzug unterwegs sein würde. Ihm reichte ja schon dieser Pisspott-Helm, den er auch nie getragen hätte, wenn er ihn nicht als Dreingabe zu dem Fahrrad bekommen hätte.

Schuld an allem war Doc Barkhuizen, sein spezieller Freund bei den Anonymen Alkoholikern. Frustriert hatte sich Griessel bei Barkhuizen beklagt, dass sein Verlangen nach der Flasche noch immer nicht nachgelassen habe, obwohl die kritischen drei Monate schon längst vorbei waren. Seine Sucht war noch genau so verzehrend wie am ersten Tag. Der Doc hatte mit dem abgedroschenen Gemeinplatz geantwortet, er müsse eben von einem Tag zum anderen leben, aber Griessel hatte erwidert, er brauche mehr als diesen hohlen Trost. Da erklärte der Doc: »Du musst dich ablenken. Was machst du abends?«

Abends? Für einen Polizisten gab es kein »abends«. Und wenn er wirklich mal früh genug nach Hause kam, schrieb er an seine Tochter Carla, oder er legte eine seiner vier CDs in den Computer ein und spielte dazu Bassgitarre.

»Abends bin ich beschäftigt, Doc.«

»Und morgens?«

»Manchmal gehe ich im Park spazieren. Oben am Stausee.«

»Wie oft?«

»Keine Ahnung. Ab und zu. Einmal pro Woche, eher weniger.«

Das Problem mit dem Doc war seine Beredsamkeit. Und sein Enthusiasmus. Für alles und jedes konnte er sich begeistern. Er gehörte zu diesen »Das Glas ist halb voll«-Typen, die nicht ruhten, bis sie einen bekehrt hatten. »Ich habe vor ungefähr fünf Jahren mit dem Radfahren angefangen, Bennie. Joggen kann ich nicht wegen meines Knies, aber Fahrradfahren schont meine alten Knochen. Ich habe es ruhig angehen lassen, so etwa fünf, sechs Kilometer am Tag. Aber dann hat es mich gepackt, denn es macht richtig Spaß. Die frische Luft, die Gerüche, die Sonne ... Man spürt die Hitze und die Kälte, und man sieht alles aus einer anderen Perspektive, denn man bewegt sich in seinem eigenen Tempo. Man kommt so richtig zur Ruhe. Man hat Zeit zum Nachdenken.« Und so weiter.

Nachdem der Doc ihm zum dritten Mal diese Predigt gehalten hatte, ließ er sich von der Begeisterung mitreißen, und Ende Oktober hatte er sich schließlich ein Fahrrad zugelegt. Auf seine übliche Art: Bennie Griessel, der Schnäppchenjäger, wie ihn sein halbwüchsiger Sohn Fritz manchmal scherzhaft nannte. Zunächst verglich er die Preise neuer Räder in den Geschäften und erfuhr dabei zweierlei: Erstens waren gute Modelle lächerlich teuer, und zweitens mochte er die robusten Mountainbikes lieber als die tuntigen Rennräder. Anschließend sah er sich in den Leihhäusern und An- und Verkauf-Läden um, aber dort gab es fast nur ausgediente alte Supermarkt-Modelle, und sogar die neuen waren klapprige Drahtesel. Dann las er eine Anzeige in der Zeitung, in der in den höchsten Tönen ein Giant Alias angepriesen wurde: 27 Gänge, superleichter Alurahmen, Shimano-Schaltung und Scheibenbremsen, gratis dazu eine Werkzeug-Satteltasche und ein Helm, und das Ganze »nur einen Monat alt, Neupreis 7500 Rand, aufrüstbar für DH«. Am Telefon erklärte der Verkäufer, DH stehe für *Downhill*, als wusste Griessel selbstverständlich, was das bedeutete. Und da dachte er: 3500 Rand, das ist wirklich ein Schnäppchen, und was habe ich mir schon gegönnt, nachdem mich meine Frau rausgeworfen hat? Nichts. Die Sitzgarnitur aus dem Leihhaus von Mohammed »Hot Lips« Faizal. Und den Kühlschrank. Und dazu die Bassgitarre, die er Fritz zu Weihnachten schenken wollte, noch so ein Faizal-Glückstreffer, den er im September gelandet hatte. Das war alles. Nur das Nötigste. Der Laptop zählte nicht, den brauchte er, um mit Carla in Kontakt zu bleiben.

Als er das Fahrrad gekauft hatte, hatte er allerdings nicht an Weihnachten gedacht und die Ausgaben, die im Dezember noch auf ihn zukamen. Er handelte den Verkäufer noch um zweihundert Rand runter, zog das Geld aus dem Bankautomaten, bezahlte das Rad und fuhr am nächsten Morgen los. In seiner alten Rugbyhose, einem T-Shirt, Sandalen und dem verflixten peinlichen Helm. Dabei stellte er fest, dass die Gegend, in der er wohnte, nicht gerade ideal zum Radfahren war. Seine Wohnung lag nämlich ein gutes Stück den Tafelberg hinauf. Wenn man in Richtung Meer fuhr, musste man auf dem Rückweg die ganze Steigung wieder hinaufstrampeln. Oder man quälte sich erst bergauf in Richtung Kloofnek, um auf der Rückfahrt das Gefälle zu genießen, aber leiden musste man in jedem Fall. Schon nach knapp einer Woche gab er auf. Bis Doc Barkhuizen ihm den Rat mit den fünf Minuten erteilte.

»So mache ich das immer, Bennie. Wenn ich mich nicht aufraffen kann, sage ich mir: Nur fünf Minuten! Wenn ich nach fünf Minuten immer noch keine Lust habe, kehre ich wieder um.«

Griessel hatte es versucht – und war nicht ein einziges Mal wieder umgekehrt. Einmal unterwegs, fuhr man auch weiter. Ende November fand er allnählich Gefallen an dieser Freizeitbeschäftigung. Er hatte inzwischen eine Lieblingsstrecke. Um kurz nach sechs fuhr er die St. Johnsstraat hinunter und durchquerte widerrechtlich den *Kompanjiestuin*, bevor die übereifrigen Parkwächter ihren Dienst antraten. Dann bog er in die Adderleystraat ein und winkte den Blumenverkäufern am Goue Akker zu, die

ihre Ware von den Transportern luden, fuhr bis ganz nach unten in die Duncanstraat am Hafen und sah nach, welche Schiffe an diesem Tag vor Anker lagen. Anschließend radelte er durch das Waterkant-Viertel bis zum Schwimmbad in Seepunt. Er betrachtete das Meer, den Berg und die Leute, die schönen, jungen Joggerinnen mit den langen, braunen Beinen und den wippenden Brüsten, die energisch marschierenden Rentner, Mütter mit Babys in Kinderwagen und andere Radfahrer, die ihn trotz seiner uncoolen Kleidung grüßten. Dann kehrte er um und fuhr zurück, insgesamt sechzehn Kilometer, und er fühlte sich gut. Wegen seiner eigenen Leistung. Wegen der Stadt, von der er so lange nur den schmutzigen Hinterhof gesehen hatte.

Und weil er das Fahrrad so günstig erstanden hatte natürlich. Doch dann, zwei Wochen vor Weihnachten, verkündete sein Sohn Fritz, er wolle doch nicht Bass spielen, sondern E-Gitarre. »Leadgitarre, Papa, Mensch, Papa, wir waren Freitagabend auf dem Konzert von ›Wellblech‹, und die haben diesen Leadgitarristen, Basson Laubscher, einfach Wahnsinn, Papa. Virtuos. Genial. Das wäre mein Traum, Papa.«

Wellblech.

Er hatte nicht mal gewusst, dass es eine Band dieses Namens gab.

Und das, nachdem Griessel bereits zwei Monate lang die Bassgitarre versteckt hatte, die er Fritz zu Weihnachten schenken wollte. Da musste er erneut mit Hot Lips Faizal reden, der jedoch so kurzfristig nur eine einzige Gitarre auf Lager hatte, eine verdamnte Fender, so gut wie neu und auch fast so teuer. Und was er Fritz schenkte, dessen Gegenwert musste er auch seiner Tochter Carla nach London schicken, und da war er plötzlich pleite, denn Anna zwang ihn, Unterhalt wie nach einer Scheidung zu zahlen, wobei ihm ihre Berechnungsgrundlage völlig schleierhaft war. Ja, er hatte das ungute Gefühl, gemolken zu werden, denn sie verdiente gar nicht schlecht als Anwaltsassistentin. Doch auf seine Einwände erwiderte sie nur: »Für Alkohol hattest du immer Geld, Bennie, das war nie ein Problem.«

Die moralische Keule. Sie saß auf dem hohen Ross, weil er Mist gemacht hatte. Deswegen musste er bluten. Es war Teil seiner Strafe.

Aber das war es nicht, was ihm im Magen lag.

Griessel seufzte und kehrte um, zurück zum Tatort. Als er schließlich den Blick über die wachsende Menge der Schaulustigen schweifen ließ und daran dachte, dass man etwas gegen sie unternehmen musste, wusste er plötzlich, woher die rätselhafte innere Unruhe rührte.

Die Ursache war weder sein sexuelles Abenteuer noch seine finanzielle Lage noch der Hunger. Es war eine Vorahnung. Als verhielte dieser Tag Unheil.

Er schüttelte den Kopf. Er hatte sich noch nie von solchem Firlefanz irritieren lassen.

Die Metro-Polizisten halfen eifrig, eine junge Farbige in weißem Kittel über die Zaunspitzen zu bugsieren. Einmal auf der anderen Seite nahm sie ihre Tasche, nickte den Polizisten dankend zu und gesellte sich zu Griessel und Ndabeni. Sie kannten die Farbige nicht.

»Tiffany October«, stellte sie sich vor und reichte Bennie ihre kleine Hand. Er sah, dass sie leicht zitterte. Tiffany October trug eine schmale Brille mit schwarzem Gestell, und unter ihrem Make-up waren Spuren von Akne zu erkennen. Ihre Gestalt unter dem weißen Kittel war schmal und zart.

»Bennie Griessek«, sagte der Ermittler und zeigte auf seinen Kollegen. »Das ist Inspekteur Vusumuzi Ndabeni. Er leitet die Ermittlungen.«

»Sie können mich Vusi nennen.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte die Frau und schüttelte ihm die Hand.

Die beiden Männer blickten sie fragend an. »Ich bin die Rechtsmedizinerin!«, fauchte sie plötzlich.

»Sie sind neu?«, fragte Vusi nach einer peinlichen Stille.

»Ja, ich arbeite heute zum ersten Mal allein am Tatort.« Tiffany October lächelte nervös. Dick und Doof von der Spusi kamen neugierig herüber, um sie zu beschnuppern. Beiden schüttelte sie höflich die Hand.

»Seid ihr fertig?«, fragte Griessel ungeduldig.

»Wir müssen noch den Weg und die Mauer untersuchen«, sagte Jimmy, der Dünne, und, an seinen kleineren Kollegen gewandt: »Bennie ist ein Morgenmuffel.«

Griessel ignorierte ihre ewigen Sticheleien.

Tiffany October blickte hinunter auf die Leiche.

»Ai«, sagte sie.

Die Ermittler reagierten nicht. Schweigend sahen sie zu, wie sie ihre Tasche öffnete, Handschuhe herausholte und sich neben das Mädchen kniete.

Vusi neigte sich näher zu Griessel. »Bennie, ich habe den Fotografen gebeten, Aufnahmen von ihrem Gesicht zu machen, aber so, dass die Wunde nicht zu sehen ist. Ich möchte die Bilder gerne in der Langstraat herunzeigen. Wir müssen sie identifizieren. Und vielleicht könnten wir diese Fotos auch an die Medien weitergeben.«

Griessel nickte. »Gute Idee. Aber du musst den Fotografen ein bisschen unter Druck setzen, bei denen dauert das sonst ewig.«

»Mache ich.« Ndabeni beugte sich zu der Rechtsmedizinerin. »Können Sie uns vielleicht ungefähr sagen, wann sie gestorben ist?«

Tiffany October blickte nicht einmal auf. »Nein, das wäre verfrüht.«

Griessel fragte sich, wo Professor Phil Pagel, der Leiter der Rechtsmedizin, heute Morgen blieb. Pagel hätte sich hingehockt und ihnen eine Schätzung genannt, die nur um höchstens eine halbe Stunde vom tatsächlichen Todeszeitpunkt abwich. Er hätte einen Finger in die Blutpfütze getaucht, hier gefühlt und dort an der Leiche herumgedrückt. Er hätte erklärt, dass die kleinen Muskeln als Erste von der Leichenstarre erfasst wurden, und geschätzt, sie sei seit soundsovielen Stunden tot. Später würde er seine Angaben bestätigen. Aber Tiffany October besaß nicht Pagels Erfahrung.

»Geben Sie uns nur einen Hinweis«, bat Griessel.

»Nein, das kann ich noch nicht.«

Tiffany October hatte Angst, einen Fehler zu machen. Griessel ging zu Vusi und flüsterte ihm ins Ohr: »Sie liegt schon lange da, Vusi. Das Blut ist schon schwarz.«

»Wie lange?«

»Ich weiß es nicht genau. Vier Stunden vielleicht oder sogar länger. Fünf.«

»Okay. Also müssen wir Gas geben.«

Griessel nickte. »Sieh zu, dass du schnell an die Fotos kommst. Und rede mit den Metro-Leuten. Sie haben Videokameras, mit denen sie die Straßen beobachten – auch die Langstraat. Wollen wir hoffen, dass die Dinger heute Nacht funktioniert haben. Der Überwachungsraum ist in der Waalstraat. Vielleicht kann man auf den Bändern etwas erkennen.«

»Danke, Bennie.«

Sie schlief ein, an der Wand hinter den Sträuchern.

Sie hatte sich nur für einen Moment ausruhen wollen. Mit geschlossenen Augen und dem Rucksack noch auf dem Rücken hatte sie sich gegen die Mauer sinken lassen und die Beine ausgestreckt. Nur für einen Augenblick wollte sie der Erschöpfung und Anspannung nachgeben. Die Geschehnisse der letzten Nacht spukten ihr wie Dämonen durch den Kopf. Um ihnen zu entfliehen, hatte sie an ihre Eltern gedacht und sich gefragt, wie spät es jetzt zu Hause war. Doch die Berechnung des Zeitunterschiedes war zu viel für sie gewesen. Wenn es in West Lafayette jetzt auch früh am Morgen wäre, würde ihr Vater mit dem *Journal & Courier* am Frühstückstisch sitzen und über die Entscheidungen des Schiedsrichters aus Purdue den Kopf schütteln. Ihre Mutter wäre spät dran wie immer. Eilig würden ihre Absätze die Treppe hinunterklappern, und sie hätte die verschlissene braune Ledertasche schon über die Schulter geworfen. »Ich komme zu spät, ich komme zu spät. Wie konnte das nur wieder passieren?« Ihr Vater würde die Zeitung sinken lassen. »Es ist ein Mysterium, mein Schatz«, würde er sagen, und er und seine Tochter würden sich ihr rituelles Lächeln über den Küchentisch hinweg zuwerfen.

Der Gedanke an den Alltag, die Geborgenheit und die Sicherheit ihres Elternhauses erfüllten sie mit schrecklicher Sehnsucht. Sie stellte sich vor, wie sie ihre Eltern anriefe, jetzt, in diesem Augenblick, wie sie ihre Stimmen hörte und ihnen sagte, wie sehr sie sie liebte. Sie führte ein imaginäres Gespräch mit ihrem Vater, der leise und ruhig antwortete, und darüber übermannte sie der Schlaf.

Dr. Tiffany October rief nach ihnen: »Inspekteur!«

»Ja?«

»Ich könnte vielleicht ein bisschen spekulieren ...«

Griessel fragte sich, ob sie ihn eben gehört hatte.

»Ja, das würde uns schon weiterhelfen.«

»Ich glaube, dass sie hier getötet wurde, am Fundort. Das Muster der Blutung weist darauf hin, dass der Täter ihr in der Position die Kehle durchgeschnitten hat, in der sie jetzt liegt. Er muss sie zu Boden gedrückt haben, so, auf den Bauch, und dann den Schnitt gesetzt haben. Es gibt keine Spritzer, die darauf hindeuten, dass sie aufrecht gestanden hat.«

»Aha ...« Darauf war er auch schon von selbst gekommen.

»Und diese beiden Schnitte ...« Die Rechtsmedizinerin zeigte auf die Wunden, die sich quer über die Schulterblätter des Mädchens zogen.

»Ja?«

»Es sieht so aus, als seien sie *post mortem* zugefügt worden.«

Griessel nickte.

»Das hier scheinen Fasern zu sein ...« Dr. October berührte mit einer Art Metallpinzette vorsichtig die Wunde. »Synthetisches Material in einer dunklen Farbe, ganz anders als die Kleidung der Toten.«

Ndabeni blickt hinüber zu den Kriminaltechnikern, die inzwischen gebückt den Weg entlanggingen, die Köpfe dicht beieinander, mit suchenden Blicken, dabei ununterbrochen plaudernd. »Jimmy!«, rief er. »Kommt mal her, wir haben hier was für euch.« Dann beugte er sich hinunter zu der Rechtsmedizinerin.

Sie sagte: »Ich glaube, er hat ihr etwas vom Rücken geschnitten. Wahrscheinlich einen Rucksack, also die Tragegurte, Sie wissen schon ...«

Jimmy kniete sich neben sie. Tiffany October zeigte ihm die Fasern. »Ich warte, bis Sie sie gesichert haben.«

»Okay«, sagte Jimmy. Er und sein Kollege packten Material aus, um die Fasern einzusammeln. Dabei setzten sie ihr Gespräch fort, als habe es keine Unterbrechung gegeben: »Ich sage dir, sie heißt Amore.«

»Nein, nicht Amore, sondern Amor«, entgegnete der dicke Arnold, nahm eine kleine, transparente Plastiktüte aus seiner Tasche und hielt sie für seinen Kollegen bereit.

»Worum geht es denn?«, fragte Vusi.

»Um Joosts Frau.«

»Welcher Joost?«

»Van der Westhuizen.«

»Wer ist das?«

»Der Rugbyspieler.«

»Er war Kapitän der Nationalmannschaft, Vusi.«

»Ich hab's mehr mit Fußball.«

»Egal, jedenfalls hat sie solche Riesen. ...« Arnold deutete mit beiden Händen große Brüste an. Tiffany October wandte pikiert den Blick ab. »Ich sag doch bloß, wie's ist!«, verteidigte sich Arnold.

Jimmy zog die Fasern vorsichtig mit einer kleinen Zange aus der Wunde des Mädchens. »Amore heißt sie«, behauptete er beharrlich.

»Nein, Amor, jetzt glaub mir doch! Also, und da ist dieser Typ einfach zu ihr auf die Bühne gegangen ...«

»Was für ein Typ?«, fragte Vusi.

»Keine Ahnung, irgend so ein Kerl, der sich eine ihrer Shows angesehen hat. Jedenfalls hat er nach dem Mikrofon gegriffen und gesagt: ›Du hast die schönsten Titten im ganzen Showbusiness.‹ Das hat er zu Amor gesagt, und Joost ist total ausgeflippt.«

»Shows? Sie tritt in Shows auf?«, fragte Griessel.

»Mann, Bennie, liest du denn nicht den *Huisgenoot*? Sie ist Sängerin!«

»Joost hat sich also diesen Typen geschnappt und gesagt: ›So redest du nicht mit meiner Frau!‹, und da hat der Typ geantwortet: ›Aber sie hat eben schöne Titten.‹« Arnold lachte laut, Jimmy fiel kichernd ein. Tiffany October stand entnervt auf und entfernte sich.

»Was denn?«, sagte der Kleine ein wenig schuldbewusst. »Das ist wirklich genauso passiert.«

»Vielleicht hättest du lieber ›Brüste‹ sagen sollen«, meinte Jimmy.

»Aber der Typ hat es so gesagt.«

»Warum hat Joost ihn nicht fertiggemacht?«

»Das frage ich mich auch. Er hat Jonah Lomu getackelt, dass die Fetzen flogen, und er reißt ganze Bäume aus, wenn er sauer ist, doch einen Typen, der über die T... – die Brüste seiner Frau redet, den lässt er ungeschoren.«

»Na ja, aber vor Gericht würde er ja auch kaum damit durchkommen. Der Anwalt von dem Typen bräuchte dem Richter nur einen Stapel *Huisgenoot*-Ausgaben auf den Tisch zu legen: ›Euer Ehren, sehen Sie die Fotos? Das ist der Beweis, dass mein Mandant recht hat.‹ Wenn eine Frau sich so fotografieren lässt, muss ihr Mann vorher wissen,

dass danach alle Kerle über ihre Möpse reden, als ob sie ihnen gehörten.«

»Hast recht. Aber trotzdem heißt sie Amor.«

»Nein!«

»Du denkst an Amore Bekker, den DJ.«

»Nein, tu ich nicht. Aber eins sage ich dir: Ich würde meine Frau nicht so rumlaufen lassen.«

»Aber deine Frau hat auch nicht die schönsten Titten im ganzen Showbusiness. Und schließlich soll man zeigen, was man hat.«

»Seid ihr jetzt fertig?«, fragte Bennie.

»Nein, wir müssen noch den restlichen Weg und die Mauer absuchen«, sagte Jimmy und stand auf. Vusi rief den Fotografen. »Wie schnell können meine Porträts fertig sein?

«

Der Fotograf, ein junger Mann mit langen Locken, zuckte mit den Schultern. »Mal sehen.«

Sag ihm, er soll Gas geben, sonst gibt's einen Tritt in den Hintern, dachte Griessel. Aber Vusi nickte nur.

»Von wegen ›mal sehen!‹, herrschte Griessel ihn an. »Noch vor acht haben wir sie vorliegen. Keine Diskussion!«

Verschnupft stelte der Fotograf davon. Griessel warf ihm wütende Blicke hinterher. »Danke, Bennie«, sagte Vusi leise.

»Du musst knallhart sein, Vusi.«

»Ich weiß ...«

Nach einem kurzen, unbehaglichen Schweigen fragte Vusi: »Was übersehe ich, Bennie?«

Griessel sprach bewusst leise und kollegial. »Der Rucksack – es muss Raubmord gewesen sein, Vusi. Ihr Geld, ihr Pass, ihr Handy ...«

Ndabeni begriff schnell. »Du glaubst, der Rucksack wurde irgendwo weggeworfen.«

Griessel hielt es nicht mehr aus, tatenlos herunzustehen. Er blickte sich um zu dem Bürgersteig, wo das Gedränge der Sensationstouristen aus dem Ruder zu laufen drohte.

»Ich kümmere mich darum, Vusi. Komm, sorgen wir dafür, dass die Metro-Leute auch mal was zu tun haben.« Er trat an die Mauer und rief »Wer führt hier den Befehl?«

Die Uniformierten sahen sich an.

»Für den Bürgersteig sind wir zuständig«, antwortete ein farbiger Metro-Polizist mit beeindruckender Uniform, von oben bis unten mit Rangabzeichen behangen. Vermutlich ein Feldmarschall, dachte Griessel.

»Sie sind verantwortlich?«

»Richtig.«

Griessel spürte, wie Ärger in ihm aufstieg, denn ihm war das ganze Konzept der Stadtpolizei zuwider, blöde Verkehrsbullen, die ihre Arbeit nicht ordentlich erledigten. Auf den Straßen machten alle, was sie wollten. Doch er beherrschte sich und zeigte auf einen SAPS-Konstabel. »Ich möchte, dass Sie diesen Bürgersteig absperren, von da unten bis hier oben. Wenn die Leute gaffén wollen, sollen sie sich auf die andere Straßenseite stellen.«

Der Konstabel schüttelte den Kopf. »Wir haben gar kein Absperrband.«

»Dann holen Sie eben Absperrband!«

Dem Konstabel missfiel seine Aufgabe, aber er drehte sich um und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Von links drängte sich ein Krankenwagen durch die Schaulustigen.

»Das ist unser Bürgersteig!«, beschwerte sich der schwerbehangene Metro-Polizist erbost.

»Sind Sie hier der Vorgesetzte?«, fragte ihn Bennie.

»Ja.«

»Wie heißen Sie?«

»Jeremy Oerson.«

»Und die Bürgersteige gehören zu Ihrem Zuständigkeitsbereich?«

»Ja.«

»Ausgezeichnet«, sagte Griessel. »Sorgen Sie dafür, dass der Krankenwagen hier parkt. Genau hier. Und dann möchte ich, dass Sie jeden Bürgersteig und jede Gasse von hier aus in einem Umkreis von sechs Blocks absuchen. Das Opfer trug einen Rucksack, und diesen Rucksack wollen wir haben. Durchkämmen Sie jeden Mülleimer, jede Ecke und jeden Winkel. Verstanden?«

Der Mann sah ihn lange an. Vermutlich erwog er die Konsequenzen einer Weigerung. Dann nickte er mürrisch und fing an, seinen Untergebenen Befehle zuzublaffen.

Griessel kehrte zu Vusi zurück.

»Kommen Sie, sehen Sie sich das mal an!«, rief die Rechtsmedizinerin über die Leiche gebeugt.

Sie gesellten sich zu ihr. Die Ärztin hatte mit einer kleinen Zange das Etikett hinten im Sporthemd des Mädchens herausgezogen.

»Broad Ripple Vintage, Indianapolis«, sagte sie und blickte sie vielsagend an.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Vusi Ndabeni.

»Ich glaube, sie kommt aus Amerika«, antwortete Tiffany October.

»Scheiße!«, stöhnte Bennie Griessel. »Sind Sie sicher?«

Mit hochgezogenen Augenbrauen ob seines Sprachgebrauchs antwortete Tiffany October: »Ziemlich sicher.«

»Das gibt Ärger«, prophezeite Ndabeni. »Gewaltigen Ärger.«

07:02 – 08:13

In der Bibliothek des großen Hauses in der Brownlowstraat, Stadtteil Tamboerskloof, wurde Alexandra Barnard von den schrillen, verängstigten Schreien ihrer Haushaltshilfe aus dem Schlaf gerissen.

Es war ein surrealistischer Augenblick. Sie wusste nicht, wo sie war, ihre Glieder fühlten sich seltsam steif und verrenkt an, ihr Schädel brummte, und ihre Gedanken waren zäh wie kalte Melasse. Sie hob den Kopf und versuchte, ihren Blick zu schärfen. Sie erkannte die untersetzte Farbige an der Tür. Ihr Mund war zu einer Grimasse des Abscheus verzogen, und sie stieß weiterhin markerschütternde Schreie aus.

Alexandra stellte fest, dass sie rücklings auf dem Perserteppich lag, und fragte sich, wie sie hier hergeraten war. Während sie sich des widerlichen Geschmacks im Mund sowie der Tatsache bewusst wurde, dass sie besoffen auf dem Boden geschlafen hatte, folgte sie dem Blick von Sylvia Buys: Jemand lag neben dem großen braunen Ledersessel ihr gegenüber. Sie drückte sich mit beiden Armen hoch. Sylvia sollte endlich aufhören zu schreien! Sie konnte sich nicht daran erinnern, dass ihr gestern Abend jemand beim Trinken Gesellschaft geleistet hatte. Wer lag bloß da? Sie setzte sich auf, damit sie besser sehen konnte, und erkannte die Gestalt. Es war Adam. Ihr Gatte. Er trug nur einen Schuh; am anderen Fuß hing eine Socke, als hätte er sie ausziehen wollen. Schwarze Hose, weißes Hemd, auf der Brust schwarz verschmiert.

Und dann, als hätte endlich jemand die Kamera scharf eingestellt, begriff sie, dass Adam verletzt war. Das Schwarze auf seiner Brust war Blut, das Hemd war zerfetzt.

Mit beiden Händen auf den Teppich gestützt, versuchte Alexandra aufzustehen, verwirrt, stumm vor Schreck. Sie sah die Flasche und das Glas auf dem Holztischchen neben ihr. Ihre Finger berührten etwas; sie sah hin und erkannte eine Pistole. Adams Pistole. Was machte die Waffe hier?

Sie stand auf.

»Sylvia«, sagte sie.

Die Frau schrie weiter.

»Sylvia!«

Die plötzliche Stille war eine schreckliche Erleichterung. Sylvia stand an der Tür, die Hände vor den Mund geschlagen, die Augen starr auf die Pistole gerichtet.

Alexandra Barnard tastete sich zwei Schritte voran und blieb dann stehen. Adam war tot. Das erkannte sie jetzt, anhand der Wunden und der Art, wie er dalag, aber sie begriff es nicht. Träumte sie?

»Warum?«, schrie Sylvia sie an, an der Grenze zur Hysterie.

Alexandra sah sie an.

»Warum haben Sie ihn getötet?«

Die Rechtsmedizinerin und die beiden Sanitäter legten die Leiche behutsam in einen schwarzen Sack mit Reißverschluss. Griessel saß auf der Steinumrandung einer Palme. Vusi Ndabeni sprach mit dem Dienststellenleiter. »Ich brauche mindestens vier, Sup, für die Recherchen ... Ja, ich verstehe, aber es handelt sich um eine amerikanische Touristin ... Ja, wir sind ziemlich sicher ... Ich weiß, ich weiß. Nein, noch nichts ... Danke, Sup, ich warte auf sie.«

Er kam zu Bennie hinüber. »Der Chef sagt, es gäbe heute irgendeine Demonstration der Arbeitergewerkschaft vor dem Parlament, daher könne er nur zwei Leute entbehren.«

»Ach, es gibt immer irgendeine Demonstration von irgendeiner verdamnten Gewerkschaft.« Griessel seufzte und stand auf. »Ich helfe dir bei den Recherchen, Vusi, sobald die Fotos da sind.« Er konnte einfach nicht tatenlos herumsitzen.

»Danke, Bennie. Möchtest du einen Kaffee?«

»Schickst du jemanden einen holen?«

»Nein, unten an der Straße gibt es ein Café, ich geh schnell.«

»Lass nur, ich besorge uns einen.«

Sie drängten sich vor dem Schalter der Wache am Caledonplein, die Kläger, die Opfer, die Zeugen und die Mitläufer, um von den Ereignissen der vergangenen Nacht zu berichten. Über die Kakophonie der protestierenden und klagenden Stimmen hinweg klingelte ein Telefon, schrill und eintönig. Eine Sergeantin, erschöpft nach neun harten Stunden auf den Beinen, ignorierte das nächste stimrunzelnde Gesicht vor ihr am Schalter und griff nach dem Hörer. »Caledon Square, Sergeant Thanduxulo Nyathi am Apparat, was kann ich für Sie tun?«

Eine Frauenstimme, fast unhörbar leise.

»Bitte sprechen Sie lauter, Madam, ich kann Sie nicht verstehen.«

»Ich möchte etwas melden.«

»Ja?«

»Mir ist eine junge Frau begegnet ...«

»Ja?«

»Heute Morgen so gegen sechs Uhr, am Signal Hill. Sie sagte, ich solle bei der Polizei anrufen, denn jemand wolle sie umbringen.«

»Einen Augenblick, bitte.« Die Sergeantin zog sich ein Formblatt heran und holte einen Kuli aus der Brusttasche. »Wie war noch Ihr Name?«

»Also, eigentlich wollte ich das nur melden ...«

»Ich weiß, aber wir brauchen trotzdem Ihren Namen.«

Stille.

»Hallo?«

»Mein Name ist Sybil Gravett.«

»Und Ihre Adresse?«

»Ich weiß wirklich nicht, was das zur Sache tut. Ich habe die junge Frau am Signal Hill gesehen, als ich mit meinem Hund spazieren gegangen bin.«

Die Polizistin unterdrückte einen Seufzer. »Und was ist dann passiert?«

»Nun, sie ist auf mich zugelaufen und hat gesagt, ich solle die Polizei anrufen, jemand wolle sie umbringen, und dann ist sie weitergerannt.«

»Ist ihr jemand gefolgt?«

»Ja, nach ein paar Minuten kamen sie angerannt.«

»Wie viele, Madam?«

»Nun, ich habe die Männer nicht gezählt, aber es müssen fünf oder sechs gewesen sein.«

»Können Sie die Verfolger beschreiben?«

»Sie waren, nun, einige waren weiß und einige schwarz. Und sie waren noch ziemlich jung ... Ich fand es besorgniserregend, wie diese jungen Männer so verbissen hinter der jungen Frau hergelaufen sind.«

Sie schrak aus dem Schlaf hoch, weil jemand sie anschrie. Voller Angst wollte sie aufspringen, aber ihre Beine versagten ihr den Dienst, so dass sie stolperte und mit einer Schulter gegen die Mauer prallte.

»Bis obenhin zgedröhnt, was?« Der Mann stand vor den Sträuchern, die Hände auf den Hüften. Es war dieselbe Stimme, die eben vom Haus her ihren Verfolger angebrüllt hatte.

»Bitte!«, flehte sie und rappelte sich auf.

»Verlassen Sie sofort mein Grundstück!«, herrschte der Mann sie an und zeigte auf das Gartentor. »Was soll das? In meinem Büschen den Rausch ausschlafen!«

Sie bahnte sich einen Weg durch die Hecke. Der Mann trug einen dunklen Anzug. Ein Geschäftsmann mittleren Alters, kochend vor Wut. »Bitte, Sie müssen mir helfen ...«

»Nein! Knall dich woanders mit dem Zeug zu! Ich habe die Nase voll! Raus hier!«

Sie fing an zu weinen und ging auf ihn zu. »Nein, Sie irren sich, bitte, ich komme aus A...«

Der Mann packte sie am Arm und schleifte sie zum Tor. »Ist mir doch scheißegal, wo du herkommst!« Aggressiv zertrte er an ihr. »Ich will nur, dass ihr verdammten Junkies aufhört, eure dreckigen Sachen auf meinem Grundstück zu machen!« Beim Tor angekommen, stieß er sie auf die Straße. »Und jetzt hau bloß ab, sonst rufe ich die Polizei!«, zischte er, machte auf dem Absatz kehrt und ging zurück zum Haus.

»Ja, bitte rufen Sie die Polizei!«, sagte sie schluchzend. Ihre Schultern zuckten, und sie bebte am ganzen Leib. Doch er hielt nicht inne, ging durch eine Gittertür, knallte sie hinter sich zu und verschwand.

»Oh, Gott!« Weinend und zitternd stand sie auf dem Bürgersteig. »Oh, Gott!« Aber durch den Tränenschleier hindurch blickte sie instinktiv die Straße entlang, erst nach links, dann nach rechts. Und tatsächlich: Weit oben, kurz bevor sich die Straße über die Flanke des Berges wand, standen zwei von ihnen. Kleine wartende Gestalten mit dem Handy am Ohr. Sie erschrak und setzte sich in Bewegung, weg von ihnen, in die Richtung, aus der sie vorhin gekommen war. Sie wusste nicht, ob sie sie gesehen hatten, und hielt sich dicht an den Mauern der Häuser. Dann blickte sie sich um und sah, dass sie auf sie zurannten.

Vor Verzweiflung war sie wie gelähmt. Vielleicht war es besser, einfach stehen zu bleiben und das Unvermeidliche über sich ergehen zu lassen, damit alles vorbei wäre. Für einen Augenblick erschien ihr diese Möglichkeit fast unwiderstehlich, der perfekte Ausweg, so dass sie ihre Schritte verlangsamte. Doch dann sah sie wieder Erin in der vergangenen Nacht vor sich. Adrenalin pulsierte durch ihre Adern, und weinend rannte sie los.

Als Griessel mit dem Kaffee kam, hoben die Sanitäter gerade die Leiche auf einer Tragbahre über die Mauer. Die Schaulustigen drängten sich näher heran, bis an das gelbe Flatterband, mit dem der Bürgersteig abgesperrt war. Griessel wunderte sich schon lange nicht mehr über die makabere Faszination, die der Tod auf die Leute ausübte. Er reichte seinem Kollegen einen Styroporbecher.

»Danke, Bennie.«

Der Kaffeeduft erinnerte Griessel daran, dass er noch nicht gefrühstückt hatte. Vielleicht konnte er zwischendurch kurz nach Hause gehen und einen Teller WeetBix essen, bevor die Fotos entwickelt waren, schließlich lag seine Wohnung nur einen Kilometer entfernt. Dann könnte er auch nachsehen, ob Carla ihm geschrieben hatte, denn gestern Abend ...

Nein, er würde jetzt nicht über gestern Abend nachdenken.

Vusi sagte etwas auf Xhosa, was er nicht verstand, ein Ausruf des Erstaunens. Er folgte dem Blick des schwarzen Fahnders und sah, wie drei Metro-Polizisten über die Mauer kletterten. Oerson, den sich Griessel vorhin vorgeknöpft hatte, trug einen blauen Rucksack in der Hand. Enthusiastisch kamen sie auf sie zumarschiert.

»uNkulunkulu«, sagte Vusi.

»Fok«, sagte Griessel.

»Wir haben ihn gefunden«, verkündete der Feldmarschall selbstzufrieden und hielt Vusi den Rucksack hin.

Der Xhosa schüttelte den Kopf und zog die Gummihandschuhe wieder aus der Tasche.

»Was ist?«, fragte Oerson.

»Beim nächsten Mal«, antwortete Griessel mühsam beherrscht, »wäre es besser, wenn Sie uns Bescheid sagen würden, sobald Sie ein Beweismittel gefunden haben. Dann benachrichtigen wir die Spurensicherung und sperren das Umfeld ab, ehe sich jemand an dem Gegenstand zu schaffen macht.«

»Aber er hat in der Bloemstraat in einem verdammt Hauseingang gelegen. Tausend Leute könnten ihn anfasst haben. Außerdem ist sowieso nicht viel drin.«

»Sie haben ihn aufgemacht?«, fragte Vusi ungläubig, als er den Rucksack annahm. Die beiden Trageriemen waren durchgeschnitten, genau wie die Rechtsmedizinerin vermutet hatte.

»Es hätte eine Bombe drin sein können«, rechtfertigte sich Oerson.

»Haben Sie die Sachen etwa angefasst?«, wollte Vusi wissen und holte ein Schminktäschchen aus dem Rucksack. Er hockte sich hin, um den Inhalt auf dem Asphaltweg auszubreiten.

»Nein«, antwortete Oerson, aber Griessel wusste, dass er log.

Vusi zog eine Serviette des Steers aus dem Rucksack, dann ein geschnitztes kleines Nilpferd aus dunklem Holz, einen weißen Plastiklöffel und eine Petzl-Kopflampe. »Ist das alles?«, fragte er.

»Das ist alles«, sagte Oerson.

»Könnten Sie mir bitte einen Gefallen tun?«

Die Uniformierten antworteten nicht.

»Könnten Sie noch einmal nachsehen, ob Sie nicht noch andere Sachen finden? Vielleicht hat jemand etwas weggeworfen. Egal, irgendetwas. Am liebsten hätte ich natürlich einen Identitätsnachweis, einen Pass, einen Führerschein, irgend so etwas ...«

Oerson war nicht gerade begeistert. »Wir können Sie nicht den ganzen Tag lang unterstützen.«

»Ich weiß«, erwiderte Vusi sanft und geduldig. »Nur noch dieses eine Mal, bitte.«

»Okay. Ich nehme noch ein paar von meinen Leuten mit«, sagte Oerson. Sie machten kehrt und kletterten wieder über die Mauer.

Vusi fuhr mit den Fingern in die kleinen Seitentaschen des Rucksacks. In der ersten fand er nichts. In der zweiten fühlte er etwas ganz tief unten – ein grünes Pappkärtchen mit einem schwarzgelben Logo darauf: *Hodsons Bay Company*. Und in kleinerer Schrift darunter: *Bicycles, fitness, backpacking, camping, climbing gear, and technical clothing for all ages and abilities*. Dazu eine Adresse: 360 Brown Street, Levee Plaza, West Lafayette, IN 47906. Auch zwei Telefonnummern waren angegeben. Der Xhosa studierte das Kärtchen aufmerksam und reichte es dann an Griessel weiter. »Ich glaube, IN steht für Indiana.«

»West Lafayette«, murmelte Griessel nachdenklich.

»Bestimmt ein kleiner Ort«, meinte Vusi. »Ich habe noch nie davon gehört.«

»Fax ihnen ein Foto, Vusi. Vielleicht können sie das Mädchen identifizieren.«

»Gute Idee!«

Griessels Handy klingelte schrill in seiner Jackentasche. Er holte es heraus und meldete sich.

»Bennie, ich bin's, Mavis. Hier hat ein Inspekteur Fransman Dekker angerufen. Ich soll dir ausrichten, es habe einen Mord in der Brownlowstraat 47 in Tamboerskloof gegeben. Wenn du willst, sollst du vorbeikommen.«

»Wenn ich will?«

»Hat er gesagt. Scheint ja ein ziemlicher Scherzkeks zu sein.«

»Danke, Mavis. Brownlow 47?«

»Genau.«

»Bin schon unterwegs.« Er beendete das Gespräch und sagte zu Vusi: »Noch ein Mord. Oben in Tamboerskloof. Tut mir leid, Vusi.«

»Schon in Ordnung. Ich rufe dich an, sobald es etwas Neues gibt.«

Griessel wandte sich zum Gehen. Ndabeni rief ihm hinterher: »Bennie ...«

Griessel drehte sich um. Vusi kam auf ihn zu. »Ich wollte dich noch etwas fragen. Ich ... äh ...«

»Nun sag schon, Vusi.«

»Die Rechtsmedizinerin. Sie ... Meinst du ... Ob eine farbige Ärztin mit einem schwarzen Polizisten ausgehen würde?«

Griessel brauchte ein paar Sekunden, um den Gedankensprung nachzuvollziehen. »Ich ... da fragst du den Falschen. Aber warum nicht, Vusi? Als Mann kann man es immer nur versuchen ...«

»Danke, Bennie.«

Griessel kletterte über die Mauer. Am Tor zum Kirchengelände sah er einen hochgewachsenen, ernsten Mann, der mit tief bekümmelter Miene aufschloss. Der *Dominee* ist eingetroffen, dachte er, oder hieß bei den Lutheranern der Pfarrer anders?

Die Verkehrslage war inzwischen chaotisch. Schon von der Langstraat bis in die Buitengracht brauchte er eine Viertelstunde. Auf dem Buitensingel standen sie bergauf Stoßstange an Stoßstange. Griessel trank den letzten Rest seines süßen Kaffees. Damit würde er über die Runden kommen, bis er etwas zu essen bekam. Leider war aber durch die Verzögerung sein Plan geplatzt, sich Carlos E-Mail sobald wie möglich anzusehen. Das würde bis heute Abend warten müssen. Er hatte jetzt schon seit einer Woche keinen Internetanschluss mehr gehabt; jetzt würde er es schon noch so lange aushalten. Carla hatte sicher Verständnis, denn schließlich hatte es von Anfang an Schwierigkeiten mit der Kiste gegeben. Woher sollte er wissen, dass es noch Laptops zu kaufen gab, die kein eingebautes Modem besaßen? Er hatte das Ding auf einer Polizeiauktion von nicht abgeholtem Diebesgut erstanden, ein richtiges Schnäppchen, eine Woche, nachdem seine Tochter nach London abgereist war. Denn er wollte wissen, wie es ihr erging, seiner Carla, die »erst den Kopf freikriegen« wollte, ehe sie beschließen würde, was sie mit dem Rest ihres Lebens anfangen wollte.

Aber wie bekam man den Kopf frei, wenn man in einem Londoner Hotel die Teppichböden saugen musste?

Der Internetanschluss für den Rechner hatte ihn 500 Rand gekostet, denn er musste ein Modem kaufen und einen Internet-Anbieter finden und drei Stunden lang mit der Hotline telefonieren, um eine Verbindung herzustellen, und dann tat es Outlook Express nicht, und er musste noch eine Stunde am Telefon hängen. Dann erst konnte er Carla eine E-Mail schicken: *Hallo, ich bin's, wie geht es Dir? Ich vermisse Dich und mache mir Sorgen um Dich. In Die Burger stand ein Artikel über junge Südafrikaner in London und dass sie viel trinken und Dummheiten machen. Bitte lass Dich nicht mit solchen Leuten ein!*

Es dauerte eine Weile, bis er sich mit der Tastatur auskannte und alle Zeichen fand.

Lieber Papa,

ich habe einen Job im Gloucester Terrace Hotel in der Nähe von Marble Arch gefunden. Es ist eine schöne Gegend von London, ganz in der Nähe des Hyde Parks. Ich arbeite als Reinigungskraft, von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends, sechs Tage die Woche. Montags habe ich frei. Ich weiß nicht, wie lange ich das machen werde, die Arbeit ist nicht angenehm und auch schlecht bezahlt, aber es ist immerhin ein Job. Die anderen Mädchen stammen alle aus Polen. Als ich erzählt habe, dass ich aus Südafrika komme, haben sie sofort gesagt: »Aber du bist doch weiß!«

Außerdem weißt Du, Papa, dass ich niemals Alkohol trinken würde.

Diese Worte rissen seine alte Wunde wieder auf, und bis tief in sein Inneres brannte das Wissen, wie viel Schaden er angerichtet hatte. Carla würde niemals Alkohol trinken, denn ihr Vater war ein Alkoholiker, der mit seiner Sucht die ganze Familie ruiniert hatte. Auch wenn er inzwischen einhundertsechsfünfzig Tage nüchtern war, konnte er die Vergangenheit nicht ungeschehen machen.

Er wusste nicht recht, was er ihr daraufhin erwidern sollte. Er war in einen Fettnapf getreten, und nun fehlten ihm die Worte. Erst zwei Tage später schrieb er ihr eine holprige Antwort. Er erzählte ihr von seinem neuen Fahrrad und seiner Versetzung zur Provinzialen Sondereinheit. Aufmunternd hatte sie zurückgeschrieben: *Es ist so schön, zu wissen, was in Deinem Leben so passiert, Papa. Deines ist auf jeden Fall viel interessanter als meines. Ich arbeite, schlafe und esse, aber wenigstens habe ich am Montag den Buckingham Palast besucht.*

Allmählich hatte ihre Korrespondenz einen Rhythmus angenommen, der für beide angenehm war. Sie schrieben sich zwei Mails pro Woche, vier, fünf Absätze, auf die Griessel immer sehnichtiger wartete. Er freute sich sowohl über die Nachrichten seiner Tochter als auch darauf, ihr zu antworten. Seine Repliken formulierte er tagüber im Kopf vor. Dieses oder jenes musste er Carla unbedingt erzählen. Die kleinen Texte verliehen seinem unbedeutenden Leben einen Sinn.

Doch dann, vor einer Woche, hatte die Internet-Verbindung nicht mehr funktioniert. Unerklärlich, urplötzlich, und noch nicht mal die Hotline konnte ihm helfen, obwohl sie ihn telefonisch Vorgänge am Rechner ausführen ließ, die er gar nicht für möglich gehalten hätte. Doch am Ende hieß es: »Bringen Sie Ihren Computer zum Händler.« Sehr witzig, schließlich war es Diebesgut.

Am Freitagnachmittag nach der Arbeit, auf dem Weg zu seiner Wohnungstür, traf er Charmaine Watson-Smith. Charmaine war weit über siebzig und wohnte in Nummer 106. Sie trug einen grauen Dutt und war gewitzt, großzügig und lebenslustig. Sie kannte den ganzen Wohnblock, kümmerte sich um alle und wusste alles.

»Wie geht es Ihrer Tochter?«, fragte Charmaine.

Da erzählte Griessel ihr von seinen Computerproblemen.

»Oh, ich glaube, ich kenne da jemanden, der Ihnen helfen könnte.«

»Wen denn?«

»Warten Sie ab, ich lasse von mir hören.«

Gestern dann, am Montagabend um halb sieben, als er gerade in seiner Küche stand und bei offener Wohnungstür bügelte, klopfte Bella an.

»Tannie Charmaine hat gesagt, ich soll mal nach deinem Computer sehen.«

Er war ihr schon mehrmals begegnet, dieser jungen Frau, die abends in einer grauen, unattraktiven Art Uniform zu ihrer Wohnung zurückkehrte. Kurze blonde Haare, Brille, müde am Ende des Tages, eine kleine Tasche in der Hand.

Doch gestern Abend hätte er sie im ersten Moment fast nicht wiedererkannt. Sie sah hübsch aus. Nur die Tasche, die sie bei sich hatte, rettete ihn.

»Oh ... komm doch rein.«

»Bella van Breda. Ich wohne in Nummer 64.« Sie war offenbar genauso befangen wie er.

Flüchtig schüttelte er ihr die Hand. Sie war weich und klein. »Bernie Griessel.« Sie trug eine Jeans und eine rote Bluse und hatte roten Lippenstift aufgelegt. Die Augen hinter ihrer Brille blickten schüchtern, aber von Anfang an war er von ihrem vollen, breiten Mund fasziniert gewesen.

»Tannie Charmaine ist ...« Er suchte nach dem passenden Wort. »... sehr hilfsbereit.«

»Ich weiß. Und sie ist wirklich sehr nett.« Bella warf einen Blick auf den Laptop, den er in der offenen Küche stehen hatte, weil sonst nirgendwo Platz war. »Ist er das?«

»Oh ... ja.« Er schaltete den Computer ein. »Meine Internetverbindung ist plötzlich zusammengebrochen. Kennst du dich mit Rechnern aus?«

Gemeinsam starteten sie auf den Bildschirm, während der Computer hochfuhr. »Ja, ich bin Computertechnikerin«, antwortete sie und stellte ihre Tasche beiseite.

»Ach so.«

»Ich weiß schon, die meisten Leute denken, das wäre Männersache.«

»Nein, nein, ich ... Das ist mir doch egal, Hauptsache, jemand versteht etwas davon.«

»Es ist so ziemlich das Einzige, wovon ich etwas verstehe. Könnte ich vielleicht ...« Sie zeigte auf den Laptop.

»Bitte.« Er zog ihr einen der hohen Hocker heran, und sie setzte sich vor den Computer.

Sie war schlanker, als er gedacht hatte. Vielleicht lag es an ihrer weiten Uniform, dass er sie falsch eingeschätzt hatte. Oder an ihrem Gesicht. Es war rund, wie das einer molligeren Frau.

Sie musste Ende zwanzig sein. Er hätte fast ihr Vater sein können.

»Ist das dein Anbieter?« Sie hatte ein Menü geöffnet. Der Mauszeiger blinkte auf einem Icon.

»Ja.«

»Kann ich dir einen Shortcut auf den Desktop setzen?«

Er brauchte eine Weile, bis er begriff, was sie meinte.

»Ja, gern.«

Sie klickte hier, guckte da, dachte nach und sagte schließlich: »Sieht ganz so aus, als hättest du versehentlich etwas an deiner Anwahlnummer geändert. Da fehlt eine Zahl.«

»Ach ja?«

»Ja, das muss es sein. Hast du die Nummer irgendwo?«

»Ich glaube schon.« Aus dem Schrank holte er einen Packen mit Dokumenten, Handbüchern und Gebrauchsanweisungen, den er dort in einer Plastiktüte aufbewahrte, und wühlte darin herum.

»Hier«, sagte er und deutete auf die Zahl.

»Okay. Siehst du, die Acht fehlt, die hast du sicher versehentlich gelöscht, das passiert öfter.« Sie gab die Zahl ein, und nach einem weiteren Mausklick begann das Modem zu klingeln und zu summen.

»Verdammt noch mal!«, hatte er mit aufrichtiger Bewunderung gesagt. Sie hatte gelacht – mit ihrem schönen Mund. Dann fragte er, ob sie eine Tasse Kaffee wolle. Oder Rooibostee, den trank Carla immer. »Etwas anderes habe ich nicht.«

»Ein Kaffee würde jetzt guttun.«

Als er den Wasserkocher einschaltete, stellte sie fest: »Du bist bei der Kripo.«

Er fragte: »Was hat Tannie Charmaine dir erzählt?« Dann unterhielten sie sich eine Weile; vielleicht nur, weil sie beide allein waren an einem Montagabend. Er hatte weiß Gott keine Absichten gehabt, als er ihr den Kaffee in die Sitzecke brachte. Nein, er war sich dessen bewusst, dass er alt genug war, um ihr Vater zu sein – trotz ihres verführerischen Mundes, trotz der Brüste, die ihm inzwischen auch aufgefallen waren und die, wie ihr Gesicht, zu einer fülligeren Frau gepasst hätten, und trotz ihrer makellosen weißen Haut.

Ein höfliches, etwas unbeholfenes Gespräch war es; zwei Fremde, die an einem Montagabend das Bedürfnis nach Kommunikation verspürten.

Zwei Tassen Kaffee mit Zucker und Kaffeeweißer später beging er den entscheidenden Fehler. Ohne nachzudenken, griff er nach der obersten CD auf dem Viererstapel und schob sie in das Laufwerk des Laptops, denn eine Anlage besaß er nicht, nur noch einen Discman mit Kopfhörern.

Da fragte sie erstaunt: »Du magst Lize Beekman?«, und er antwortete in einem Anflug von Offenheit: »Ja, sehr.« Etwas veränderte sich in ihrem Blick, als sähe sie ihn plötzlich mit anderen Augen.

Er hatte die CD gekauft, nachdem er das Beekman-Stück *My Suikerbos* im Radio gehört hatte. Die Stimme der Sängerin hatte etwas, ein gewisses Mitgefühl, oder besser: eine Sensibilität – oder war es nur das Melancholische der Melodie? Er wusste es nicht genau. Er mochte das Arrangement, die feine Instrumentalisierung, und deshalb suchte er nach der CD und hörte sie sich auf seinem Discman an, ursprünglich mit der Absicht, sich die Bassgitarrennoten einzuprägen. Doch dann faszinierten ihn auch die Texte, wenn auch in Verbindung mit den Melodien und der Stimme der Sängerin. Die Musik machte ihn fröhlich, und sie machte ihn traurig. Er wusste nicht mehr, wann Musik zuletzt solche Gefühle in ihm ausgelöst hatte. Als sehnte er sich nach irgendetwas, an was er sich nicht recht erinnern konnte. Und als Bella van Breda ihn fragte, ob er Lize Beekman mochte, konnte er es zum ersten Mal jemand anderem gegenüber zugeben. Deswegen hatte er so spontan geantwortet: »Ja, sehr.« Aus tiefstem Herzen.

Irgendwann sagte Bella: »Ich wünschte, ich könnte auch so singen.« Er wusste, was sie meinte, denn ihm war es genauso ergangen. Er hatte dieselbe Sehnsucht verspürt, mit so großer Klugheit und Einsicht und ... Gelassenheit die verschiedenen Facetten des Lebens zu besingen, die guten wie die schlechten, mit solch zarten, klangvollen Melodien. Wobei Gelassenheit noch nie seine Stärke gewesen war. Überduss, ja, den kannte er, schon sein Leben lang, ohne zu wissen warum. Einen permanenten, unterschwelligen Überduss an allem, vor allem an sich selbst.

Also sagte er: »Ich auch«, und nach einem längeren Schweigen entspann sich schließlich eine angeregte Unterhaltung. Sie erzählte ihm ihre Lebensgeschichte, er erzählte ihr von seiner Arbeit, die alten Angebergeschichten von bizarren Verhaftungen, widerspenstigen Zeugen und exzentrischen Kollegen. Bella sagte, sie wolle sich eines Tages selbstständig machen. Dabei funkelten ihre Augen vor Leidenschaft und Begeisterung. Verwundert hörte er ihr zu. Sie hatte einen Traum. Er hatte nichts. Nur ein, zwei Fantasien, wie man sie für sich behielt und wie man sie sich vorstellte, wenn man abends allein vor sich hinklaffte. Zum Beispiel träumte er davon, den Sänger Theuns Jordaan mit Handschellen an ein Mikrofon zu fesseln und ihn zu zwingen, *Hexvallei* zu singen, aber nicht als Teil eines Medleys, sondern von vorne bis hinten. Und Anton L'Amour an

der Leadgitarre und er selbst am Bass, und dann würde er aufdrehen, und sie würden es richtig krachen lassen. Oder er stellte sich vor, Schalk Joubert zu fragen, wie er es schaffte, Bass zu spielen, als wäre das Ding an sein Gehirn angeschlossen.

Oder er träumte davon, eines Tages seine eigene Viererband zu haben. Und den Urblues zu spielen, Robert Johnson und John Lee Hooker, oder den alten, ehrlichen Rock'n Roll – Berry, Domino, Ricky Nelson, den frühen Elvis ...

Aber er sagte nichts, sondern hörte ihr nur zu. Gegen zehn Uhr stand Bella auf, um zur Toilette zu gehen, und als sie zurückkehrte, war er gerade auf dem Weg vom Spülbecken zurück zum Sofa. Er wollte fragen: »Noch eine Tasse Kaffee?«, doch sie standen nah beieinander, und Bella sah ihn nicht an, aber ihr Mund war zu einem leichten, wissenden Lächeln verzogen, als vermutete sie, was nun geschehen würde, und ließe es gern geschehen. Da küsste er sie.

Als Bennie Griessel in der hellen Sommersonne des Dienstagmorgens im Verkehr festsass, erinnerte er sich daran, dass anfangs noch keine Begierde im Spiel war. Vielmehr war es nur die Fortsetzung ihres Gesprächs gewesen. Es war Trost, Sehnsucht, Zusammensein, wie Lize Beekmans Musik. Zwei Menschen, die Berührung brauchten.

Sie küssten sich lange, schmiegt sich aneinander und hielten sich in den Armen, und wieder staunte er, wie schlank sie war. Auf einmal trat sie zurück und setzte sich auf das Sofa. Er dachte, sie wolle ihm zu verstehen geben, dass es genug sei. Aber dann nahm sie ihre Brille ab und legte sie vorsichtig beiseite, auf den Fußboden. Sie blickte ihn an, ihre Augen plötzlich wehrlos und tiefbraun. Er setzte sich zu ihr, sie küssten sich wieder, und seine nächste Erinnerung war, wie sie sich aufrichtete, um ihren BH aufzuhaken und ihm mit einem gewissen Stolz ihre schönen Brüste darzubieten.

Dort in seinem Dienstwagen dachte er daran, wie sich ihr Körper angefühlt hatte, weich und warm und einladend. Und er erinnerte sich an die langsame Intensität. Wie er in ihr war, da auf dem Sofa, wie er sich abgestützt und sie angesehen hatte und er in ihren Augen dieselbe große Dankbarkeit gelesen hatte, die er im Inneren empfunden hatte. Dankbarkeit, weil sie da war, und weil das, was gerade geschah, schön und langsam und sanft war.

Und er dachte: Verdammt, was soll falsch daran sein?

Das Handy klingelte und brachte ihn zurück in die Realität. Bestimmt Dekker, der fragen wollte, wo er blieb. Aber das Display sagte: *ANNA*. Es versetzte ihm einen Stich.

Der Sturz rettete ihr das Leben.

Instinktiv hatte sie über die steilen Treppen die Straße verlassen. Die Stufen führten den Berghang hinauf, zwischen hohen, mit Kletterpflanzen bewachsenen Mauern hindurch. Dann ging es über einen schmalen, gewundenen Fußweg weiter bergan. Plötzlich ragte der Tafelberg wie ein Koloss über ihr auf. Der Hang war abschüssig, und der Weg führte zwischen Felsen, Fynbos und offenen Flächen entlang, so dass sie beklommen feststellen musste, dass sie wohl einen Fehler begangen hatte. Sie würden sie sehen, sie würden sie am Hang einholen, sie würden sie zu Boden werfen, festhalten und ihr die Kehle durchschneiden, wie sie es bei Erin getan hatten.

Sie zwang sich den Berg hinauf. Sie sah sich nicht um. Die Steigung fraß an ihren Oberschenkeln, ihren Knien, ein schleichendes Gift, das sie lähmte. Dann sah sie rechts oberhalb die Seilbahnstation. Die Sonne fiel blitzend auf Autoscheiben, und sie erkannte klitzekleine menschliche Gestalten, so nah und doch so schrecklich weit weg. Wenn sie es nur bis dahin schaffen könnte! Nein, es war zu steil und die Entfernung zu groß, sie würde die Station niemals erreichen.

Der Weg gabelte sich. Sie schlug die linke Abzweigung ein und rannte weiter. Vierzig Schritte, dann fiel der Weg abrupt ab, hinunter zu einem steinigen Felsbach, der hoch oben am Berg entsprang. Sie war nicht darauf vorbereitet. Mit einem Fuß kam sie ungünstig auf lockeren Steinen auf, knickte um und stürzte nach links, bergabwärts. Sie suchte Halt mit den Händen, schlug hart mit der Schulter auf, schnappte nach Luft. Sie rollte einmal um die eigene Achse und blieb dann liegen. Sie war sich bewusst, dass ihre Hände aufgeschürft waren, dass sie mit dem Kinn irgendwo aufgeschlagen war, aber am schlimmsten war, dass sie keine Luft bekam. Nach Atem ringend blökte sie beim ersten Versuch wie ein Tier. Nein, sie musste still sein, die durften sie nicht hören! Zwei Mal atmete sie rau, dann leichter, in flacheren Zügen. Als ihr Blick wieder klarer wurde, sah sie den Uferwall des kleinen Flusses und entdeckte auch die Höhlung, die das Wasser über die Jahrhunderte hinweg unten im Felsen ausgespült hatte, gerade groß genug, dass sie dort hineinkriechen konnte.

Wie eine Schlange wand sie sich, auf ihre blutenden Hände gestützt, über die rundgewaschenen Felsen, bis sie die Öffnung erreicht hatte. Sie hörte die Schritte ihrer Verfolger. Wie nahe waren sie? Mit ihrem Rucksack würde sie nicht in die Höhle kriechen können. Sie hatte keine Zeit mehr, sie würden sie sehen! Mühsam richtete sie sich auf den Knien auf, versuchte, den Rucksack herunterreißen, musste aber erst den Bauchgurt lösen. Hektisch streifte sie die Trageriemen, rechts, links herunter, zwängte sich in die Öffnung, zog den Rucksack hinterher, und dann sprangen sie drei Meter von ihr entfernt über den Fluss, rasch, behände und wortlos. Sie hielt ihren keuchenden Atem an, sah, wie das Blut von ihrem Kinn auf den Felsen tropfte, blieb still liegen und schloss die Augen, als könnten auch die anderen sie dann nicht sehen.

Mitten im dichten Verkehr hielt er das Handy ans Ohr und sagte: »Hallo, Anna.« Dabei schlug ihm das Herz bis zum Hals wegen gestern Abend.

»Ich würde gerne mit dir reden, Bennie.«

Es war absolut unmöglich, nie und nimmer hätte seine Frau davon erfahren haben können.

»Worüber?«

»Über alles, Bennie. Ich dachte, vielleicht könnten wir uns heute Abend mal unterhalten.«

Über alles? Er fand nicht heraus, was ihre Stimmelage zu bedeuten hatte.

»Können wir machen. Soll ich nach Hause kommen?«

»Nein, ich dachte, wir könnten irgendwo ... vielleicht etwas essen gehen.«

Oh, nein. Was hatte das zu bedeuten?

»Ist mir recht. Wo denn?«

»Ich weiß nicht. Canal Walk liegt ungefähr in der Mitte. Da gibt es ein »Primi« ...«

»Um welche Uhrzeit wäre es dir recht?«

»Um sieben?«

»Danke, Anna, ich freue mich darauf.«

»Bis dann, Bennie.« Brüsk, als habe er etwas Falsches gesagt.

Griessel saß mit dem Mobiltelefon in der Hand da. Hinter ihm hupte einer. Er sah, dass es weiterging. Er ließ die Kupplung kommen und schloss auf. Über alles, Bennie.

Was hatte das zu bedeuten? Und warum sollte er nicht nach Hause kommen? Nein, sie wollte lieber essen gehen. Fast wie bei einem Rendezvous. Aber als er sagte: »Ich freue mich darauf«, hatte sie aufgelegt, als sei sie verärgert.

Wusste sie von gestern Abend? Angenommen, sie wäre bei seiner Wohnung gewesen, an der Tür. Sie hätte zwar nichts sehen, aber ganz sicher etwas hören können, nämlich Bella, die in einem bestimmten Stadium leise, zufriedene Laute ausgestoßen hatte. Wie hatte ihn das erregt! Aber wenn Anna es gehört hatte ...

Doch sie war noch nie bei ihm zu Hause gewesen. Warum hätte sie ausgerechnet gestern Abend kommen sollen? Um mit ihm zu reden?

Es war nicht gänzlich auszuschließen. Sie könnte etwas gehört haben, und dann hatte sie vielleicht gewartet und hatte Bella herauskommen sehen ...

Aber würde sie in diesem Fall mit ihm essen gehen wollen?

Nein. Obwohl ...

Wenn sie es wüsste ... Dann wäre er in Schwierigkeiten. Das war ihm inzwischen klar. Aber sie konnte es nicht wissen.

Die Brownlowstraat stellte für Griessel eine Überraschung dar, weil Tamboerskloof eigentlich als Reiche-Leute-Gegend galt. Doch die viktorianischen Häuser hier waren in einem sehr unterschiedlichen Zustand, von kürzlich restauriert bis stark heruntergekommen. Es gab Reihenhäuser und freistehende, riesige Villen, die einzeln am Hang hockten. Nummer 47 war groß und beeindruckend: zwei Stockwerke, Balkone mit verschnörkeltem Geländer, cremefarbene Außenwände und grün lackierte Holzfensterläden. Irgendwann in den vergangenen zehn Jahren war das Haus einmal renoviert worden, aber mittlerweile hätte mal wieder etwas daran getan werden müssen.

Eine Garage gab es nicht. Griessel parkte am Straßenrand, hinter einem schwarzen Mercedes SLK 200 Cabrio, zwei Streifenwagen und einem weißen Nissan mit dem SAPS-Wappen auf der Tür und darunter in schwarzen Lettern die Worte *Social Services*. Der Kleinbus der Spusi stand auf der anderen Straßenseite. Dick und Doof. Sie mussten auf direktem Wege von der Langstraat hierher gekommen sein.

An der großen hölzernen Eingangstür wurde er von einem Kollegen in Uniform aufgehalten. Er zeigte seinen Dienstaussweis. »Sie müssen außen herumgehen, Inspekteur, das Wohnzimmer ist der Tatort«, sagte der Mann.

Griessel nickte zufrieden.

»Ich glaube, sie sind noch in der Küche. Sie können hier rechts entlang gehen, Inspekteur, und dann ums Haus herum.«

»Danke.«

Er machte sich auf den Weg. Das Stück Garten zwischen Mauer und Haus war nicht besonders breit. Die Bäume und Sträucher waren groß, alt und ein wenig ungepflegt. Von der Rückseite des Hauses aus hatte man Aussicht auf den Leeukop. An der Hintertür hielt ein weiterer Kollege Wache. Wieder holte Griessel seinen Dienstaussweis aus dem Portemonnaie und zeigte ihn dem Konstabel.

»Der Inspekteur erwartet Sie.«

»Danke.« Griessel ging hinein, durchquerte die Waschküche und öffnete die Innentür. Dekker saß mit einer Tasse Kaffee in beiden Händen am Küchentisch. Vor ihm lagen ein Stift und ein Notizbuch, und er konzentrierte sich voll und ganz auf die farbige Frau, die ihm gegenüber saß. Sie trug einen weißrosa Haushaltskittel, hielt ein Taschentuch in den Händen und hatte verweinte Augen. Sie war dicklich, wodurch man ihr Alter schwer schätzen konnte.

»Fransman ...«, sagte Griessel.

Dekker blickte verstört auf. »Bennie.« Dann nach kurzem Zögern: »Komm rein.« Er war ein großer, athletischer Farbiger mit breiten, starken Schultern und einem Gesicht wie aus der Zigarettenwerbung, kantig und attraktiv.

Griessel trat an den Tisch und schüttelte Dekker die Hand.

»Das ist Mevrouw Sylvia Buys. Sie arbeitet hier als Haushälterin.«

»Guten Morgen«, grüßte Sylvia Buys höflich.

»Guten Morgen, Mevrouw.«

Dekker stieß den Kaffee weg, als wolle er sich davon distanzieren, und zog etwas unwillig sein Notizbuch heran. »Mevrou Buys hat um ...« Er blätterte in seinen Notizen. »... sechs Uhr fünfundvierzig mit der Arbeit begonnen und erst Kaffee gekocht und die Küche aufgeräumt, bevor sie um ... sieben Uhr die Wohnräume inspizierte.«

»Katastrophenmanagement«, sagte Sylvia Buys vorwurfsvoll. »Diese Frau kann einen Dreck machen!«

»... wobei sie den Toten fand, Meneer Adam Barnard, und die Verdächtige, Mevrouw Sandra Barnard ...«

»Eigentlich heißt sie Alexandra«, bemerkte die Haushälterin abschätzig.

Dekker machte sich eine Notiz und fuhr fort: »Mevrou Alexandra Barnard. Mevrouw Buys traf sie in der Bibliothek im ersten Stock an. Um sieben Uhr. Die Schusswaffe lag neben Mevrouw Barnard auf dem Teppich.«

»Und dann der viele Alkohol! Sie ist ein Alki, jeden Abend lässt sie sich bis zum Stehkragen volllaufen, und Meneer Adam ...« Sylvia Buys nahm das Taschentuch vom Tisch, betupfte sich die Nase und sprach mit immer dünnerer Stimme.

»War sie auch gestern Abend alkoholisiert?«, fragte Griessel.

»Die ist jeden Abend voll. Ich bin gestern um halb fünf gegangen, da war sie schon ganz schön betüdtelt. Um die Zeit fängt sie an, Selbstgespräche zu führen.«

»Mevrou Buys sagte, die Verdächtige sei allein gewesen, als sie gestern Nachmittag das Haus verlassen habe. Sie weiß nicht, um welche Uhrzeit Meneer Barnard zurückgekehrt ist.«

»Er war ein netter Mann. Immer ein gutes Wort. Ich verstehe das nicht. Warum hat sie ihn erschossen? Warum? Er hat ihr doch nichts getan! Er hat alle ihre Launen hingenommen, ihre Sauerei, er hat es einfach hingenommen. Jeden Abend hat er sie ins Bett gebracht, und dann erschießt sie ihn!« Sie weinte kopfschüttelnd.

»Das ist der Schock, Schwester. Komm, wir sorgen dafür, dass du psychologischen Beistand bekommst«, sagte Dekker.

»Ich brauche keinen Psychiater«, schluchzte Sylvia Buys. »Ich brauche einen neuen Job! Aber wo soll ich den jetzt herkriegen, in meinem Alter?«

»Es ist nicht so einfach, wie sie glaubt«, bemerkte Dekker, als sie die Holzterasse zur Bibliothek hinaufstiegen. »Du wirst sehen.«

Griessel sah Dekker die Anspannung an. Er wusste, dass die Kollegen Dekker hinter seinem Rücken »Checker« nannten, eine Anspielung auf seinen fehlenden Sinn für Humor und seinen flammenden Ehrgeiz. Auf den Fluren der Provinzialen Sondereinheit wurde am liebsten über junge Aufsteiger getratscht. Griessel war das Gerücht zu Ohren gekommen, Dekker sei das Kind eines französischen Rugbyspielers. Seine Mutter, eine junge und lebenslustige Farbige aus dem armen Atlantis, habe damals in den siebziger Jahren im Koeberg-Kernkraftwerk als Reinmachefrau gearbeitet. Es hieß, der Rugbyspieler sei schon älter gewesen und sein Ruhm längst verblasst. Er sei Pressesprecher bei

dem französischen Konsortium gewesen, das Koeberg gebaut und betrieben hatte. Nachdem sie sich nur einmal begegnet waren, sei der Rugbyspieler in sein Heimatland zurückgekehrt, ohne von seinem Nachwuchs erfahren zu haben. Dekkers Mutter habe sich den Namen des Erzeugers nicht gemerkt, daher habe sie ihren Sohn einfach »Fransman« taufen lassen.

Wie viel davon der Wahrheit entsprach, konnte Griessel nicht wissen. Aber die gallische Nase, der Körperbau und die glatten – jetzt raspelkurz geschnittenen – schwarzen Haare seines Vaters waren unverkennbar. Die kaffeebraune Haut hatte er von seiner Mutter geerbt.

Er betrat hinter Dekker die Bibliothek des Hauses. Dick und Doof waren bereits beschäftigt. Sie blickten auf, als die Ermittler hereinkamen.

»Wir müssen aufhören, uns so oft zu treffen, Bennie, die Leute reden schon«, sagte Jimmy.

Ein alter Witz, aber Griessel grinste trotzdem und blickte dann das Opfer an, das links von ihm lag: schwarze Anzughose, weißes Hemd ohne Krawatte, ein Schuh fehlte, zwei Schusswunden in der Brust. Adam Barnard war groß und kräftig. Seine schwarzen Haare fielen ihm im Stil der siebziger Jahre über die Ohren und den Kragen, mit eleganten weißen Strähnen an den Schläfen. Im Tod waren seine Augen weit geöffnet, so dass er ein wenig erstaunt aussah.

Abwartend verschränkte Dekker die Arme. Dick und Doof musterten ihn schweigend.

Griessel näherte sich vorsichtig dem Tatort und betrachtete dabei ganz genau die Bücherregale, die Perserteppiche und die Gemälde sowie die Flasche und das Glas neben dem Stuhl auf der rechten Seite des Raumes. Die Schusswaffe lag jetzt in einer durchsichtigen Plastiktüte für Beweisstücke auf dem Boden, wo die Spurensicherung mit einem weißen Kreidekreis ihre ursprüngliche Lage gekennzeichnet hatte. »Sie befand sich auf dieser Seite?«, fragte er Dekker.

»Ja.«

»Das Orakel bei der Arbeit«, spottete Dick.

»Halt die Klappe, Arnold«, sagte Griessel. »Ist mit der Pistole geschossen worden?«

»Ja, erst vor kurzem«, antwortete Arnold.

»Aber nicht hier.«

»Bingo«, sagte Arnold.

»Ich habe dir gesagt, es würde ihm sofort auffallen«, sagte Jimmy.

»Stimmt«, antwortete Dekker. Er klang enttäuscht. »Das da ist eine automatische Pistole. Aus dem Magazin fehlen drei Patronen, aber hier liegen keine Patronenhülsen. Es ist kein Blut auf dem Fußboden, und es befinden sich keine Einschusslöcher in den Wänden oder den Bücherregalen. Außerdem fehlt der Schuh. Ich habe das ganze Haus abgesucht, und Jimmy hat im Garten nachgesehen. Sie hat ihn nicht hier erschossen. Wir werden das Auto an der Straße auf Spuren untersuchen müssen.«

»Wo ist sie?«

»Im Wohnzimmer, mit Tinkie Kellerman vom Sozialen Dienst.«

»Klopf, klopf«, sagte jemand an der Tür. Es war der langhaarige Fotograf.

»Komm rein«, sagte Dekker. »Du bist spät dran.«

»Weil ich erst noch diese verdammten Ausdrücke machen musste für ...« Er sah Griessel. Seine Haltung veränderte sich. »Vusi hat seine Fotos, Bennie.«

»Danke.«

»Jimmy, habt ihr sie schon auf galvanische Hautreaktionen getestet?«, fragte Dekker.

»Noch nicht. Aber ich habe ihre Hände in Papier eingepackt. Das hat ihr nicht gefallen.«

»Könntet ihr das schnell erledigen? Ich kann nicht mit ihr reden, wenn sie Papiertüten um die Hände hat.«

»Wenn sie die Pistole angefasst hat, werden wir galvanische Hautreaktionen feststellen. Ich frage mich allerdings, ob du viel damit anfangen kannst.«

»Das lass mal meine Sorge sein, Jimmy.«

»Ich meine ja nur. Schnauchspuren sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Die Anwälte werden immer gerissener.« Jimmy holte eine kleine Schachtel mit der Aufschrift *SEM Examination* aus seiner Tasche. Er ging zur Treppe, die beiden Fahnder folgten ihm.

»Gute Arbeit, Fransman«, sagte Griessel.

»Ich weiß«, antwortete Dekker.

Der Videoüberwachungsraum der Metro-Polizei war äußerst beeindruckend. Es gab zwanzig flackernde Bildschirme, ein ganzes Regal mit Videorecordern und ein Schaltpult, das dem eines Spaceshuttles glich. Kripo-Inspekteur Vusi Ndabeni blickte auf einen Monitor, der das körnige Bild kleiner, rennender Gestalten in der Langstraat zeigte. Neun Sekunden Material, jetzt in Zeitlupe, sieben schattenhafte Menschen in einem verzweifelden Wettlauf von links nach rechts über den Bildschirm. Das Mädchen floh vor den anderen. Sie war nur durch den dunklen Buckel des Rucksacks zu erkennen. Hier, zwischen Leeuwen- und Pepperstraat hatte sie nur drei Schritte Vorsprung vor dem schnellsten Verfolger. Sie flüchtete mit großen Sprüngen. Weitere fünf Leute waren sechzehn, siebzehn Meter hinter ihr. In der letzten Szene, ehe sie vom Bildschirm verschwand, erkannte Vusi, wie sie ansatzweise den Kopf drehte, als wolle sie überprüfen, wie nahe sie waren.

»Das ist das Beste, was ihr habt?«

Der Operator war ein Weißer, ein eulenhafter kleiner Mann mit einer großen runden Harry-Potter-Brille. Er zuckte nur mit den Schultern.

»Können Sie das vergrößern?«

»Nicht so richtig«, antwortete der Mann mit nieselnder Stimme. »Ich kann ein bisschen mit der Helligkeit und dem Kontrast spielen, aber bei einer Vergrößerung wird das Bild nur körnig und unscharf. Die Pixel werden nicht mehr.«

»Können wir es bitte versuchen?«

Die Eule schob und drehte an Reglern und Knöpfen. »Wunder dürfen Sie nicht erwarten.« Die Gestalten auf dem Bildschirm liefen langsam rückwärts und erstarrten. Dann tippte der Mann kurz auf eine Tastatur, und am oberen Bildschirmrand erschienen Histogramme und Tabellen.

»Wen wollen Sie deutlicher sehen?«

»Die Leute, die das Mädchen verfolgen.«

Der Operator wählte mit der Maus zwei der fünf Gestalten im Hintergrund aus, und plötzlich füllten sie den ganzen Bildschirm. Wieder gab er etwas auf der Tastatur ein, und das Bild wurde heller, die Schatten hingegen wurden grauer. »Ich kann es nur noch mal mit einem Hochpassfilter versuchen«, sagte er. Das Bild wurde schärfer, aber nicht einer der beiden Verfolger war erkennbar.

»Man kann auf jeden Fall sehen, dass es Kerle sind, und der Vorderste ist schwarz«, sagte die Eule.

Vusi starrte den Monitor unverwandt an. Das würde ihm nicht weiterhelfen.

»Und man kann erkennen, dass es keine alten Männer sind.«

»Können Sie das für mich ausdrucken?«

»In Ordnung.«

»Hat nur die eine Kamera sie aufgenommen?«

»Meine Schicht ist um acht Uhr zu Ende. Dann werde ich sehen, ob ich irgendwo anders noch etwas finden kann. Sie müssen aus der Richtung Groentemark oder Kerkstraat gekommen sein. Aber es kann eine Weile dauern. In diesem Sektor gibt es sechzehn Kameras, obwohl nicht mehr alle funktionieren.«

»Danke«, sagte Vusi Ndabeni. Eines war ihm schleierhaft: Wenn einer der Verfolger schon hier an der Pepperstraat nur noch drei Schritte hinter ihr gewesen war – warum hatte er sie nicht schon vor der Kirche erwischt? Bis dahin waren es noch fünfhundert Meter, vielleicht noch mehr. War er ausgerutscht? Gefallen? Oder hatte er absichtlich gewartet, bis sie einen stillen Winkel erreicht hatten?

»Ich hätte noch eine Bitte, wenn es Ihnen nicht zu viel ist.«

»Ach was, das gehört schließlich zu meiner Arbeit.«

»Könnten Sie die beiden, die vornweg laufen, für mich vergrößern?«

Griessel betrat hinter Dekker das Wohnzimmer. Es war ein großer Raum mit ausladenden Sofas und breiten Sesseln rund um einen enormen Esstisch, geschmackvoll, alt, fachmännisch restauriert. Die zarte Tinkie Kellerman vom Sozialen Dienst der SAPS saß aufrecht in einem großen Lehnstuhl, der sie zu einer Zwergin machte. Sie wurde immer dann gerufen, wenn eine Frau zum Opfer eines Verbrechens geworden war oder als Täterin verdächtigt wurde, denn sie galt als besonders einfühlsam. Nun jedoch runzelte sie irritiert die Stirn.

»Kommen Sie, Mevrouw, ich befreie Sie mal von den Tüten«, sagte Jimmy jovial zu Alexandra Barnard, die in einem zu großen weißen Morgenmantel vornübergeneigt auf der Kante eines voluminösen Versitzersofas saß, die Ellenbogen auf den Knien. Sie ließ den Kopf hängen. Ungewaschene graublonde Haare verbargen ihr Gesicht. Ohne aufzublicken, streckte sie die Hände aus. Jimmy nahm ihr die Papiertüten ab.

»Jetzt muss ich Ihnen nur noch schnell diese CDs auf die Hände drücken. Sie sind klebrig, aber dann war es das auch schon.« Er brach das Siegel an der Schachtel des Fingerabdrucksets auf und nahm die runden Metallscheiben heraus. Griessel sah, dass Alexandra Barnards Hände zitterten. Noch immer versteckte sie ihr Gesicht hinter den strähnigen Haaren.

Er und Dekker setzten sich auf einen Stuhl. Dekker schlug sein Notizbuch auf.

Jimmy arbeitete schnell und sicher, erst die rechte, dann die linke Hand. »Das hätten wir, danke, Mevrouw.« Er warf den Fahndern einen Blick zu, der besagte: »Die ist interessant!« Dann packte er zusammen.

»Mevrou Barnard ...«, begann Dekker.

Tinkie Kellerman schüttelte leicht den Kopf, als wolle sie andeuten, die Verdächtige sei nicht sehr gesprächig. Jimmy verdrehte die Augen und verließ das Zimmer.

»Mevrou Barnard!«, wiederholte Dekker, diesmal mit lauterer, sachlicherer Stimme.

»Ich habe es nicht getan«, sagte sie, ohne sich zu bewegen. Ihre Stimme war überraschend tief.

»Mevrou Barnard, Sie haben das Recht auf einen Anwalt. Sie haben das Recht zu schweigen. Sollten Sie sich jedoch dafür entscheiden, unsere Fragen zu beantworten, kann jede Ihrer Aussagen vor Gericht verwendet werden.«

»Ich habe es nicht getan.«

»Möchten Sie einen Anwalt benachrichtigen?«

»Nein«, sagte sie. Dann hob sie langsam den Kopf und strich sich die Haare aus dem Gesicht. Ihre blauen Augen waren blutunterlaufen, ihre Haut hatte eine ungesunde Farbe. Griessel sah die ebenmäßigen Gesichtszüge, die Reste vergangener Schönheit unter den Spuren der Ausschweifungen, und dachte, dass er sie kannte, dass er sie schon einmal gesehen hatte, aber er konnte sie nicht auf Anhieb einordnen. Sie sah Dekker an, dann Griessel, und alles, was aus ihrem Gesichtsausdruck sprach, war tiefe Müdigkeit. Sie streckte eine Hand aus und nahm ein Päckchen Zigaretten und ein Feuerzeug von einem Tischchen neben ihr. Sie hatte Schwierigkeiten, das Päckchen zu öffnen und eine Zigarette herauszuholen.

»Mevrou Barnard, ich bin Inspekteur Fransman Dekker. Das ist Inspekteur Bennie Griessel. Sind Sie bereit, uns einige Fragen zu beantworten?«

Seine Stimme war lauter als nötig, als rede er mit einer Schwerhörigen.

Sie nickte andeutungsweise und zündete sich die Zigarette an. Dann inhalierte sie tief, als solle der Rauch ihr Kraft geben.

»Bei dem Toten handelt es sich um Ihren Mann, Meneer Adam Barnard?«

Sie nickte.

»Wie lautete sein voller Name?«

»Adam Johannes.«

»Alter?«

»Zweiundfünfzig.«

Dekker machte sich Notizen. »Beruf?«

Sie richtete ihre müden Augen auf Dekker. »AfriSound.«

»Verzeihung?«

»AfriSound. Er war der Eigentümer.«

»AfriSound?«

»Ja, ein Musiklabel.«

»Und ihm gehörte die Firma?«

Sie nickte.

»Wie lautet Ihr voller Name?«

»Alexandra Barnard.«

»Alter?«

»Hundertfünfzig.«

Dekker sah sie nur an und hielt den Stift bereit.

»Sechsvierzig.«

»Beruf?«

Sie schnaubte nur verächtlich und strich sich erneut die Haare aus dem Gesicht. Die Haushälterin hatte recht. Griessel erkannte es sofort: die zitternden Hände, die Augen, die typische Hautfarbe und die Spuren der Verwüstung im Gesicht. Trotzdem erinnerte sie ihn an jemand vollkommen anderen. Er grübelte, woher er sie nur kannte.

»Verzeihung?«, fragte Dekker.

Woher kenne ich sie? fragte sich Griessel. Woher?

»Ich gehe keinem Beruf nach.«

»Hausfrau«, sagte Dekker und schrieb es auf.

Wieder gab sie diesen abschätzigen Laut von sich.

»Mevrou Barnard, können Sie uns erzählen, was letzte Nacht geschehen ist?«

Die Frau ließ sich langsam in ihrem großen Sessel zurücksinken, legte einen Ellenbogen auf die Lehne und stützte den Kopf in die Hand. »Nein.«

»Verzeihung?«

»Ich weiß nicht, wie lange ich noch der Versuchung widerstehen kann, Ihnen zu antworten: Ich verzeihe Ihnen.«

Dekkers Wangenmuskeln arbeiteten, als knirsche er mit den Zähnen. Alexandra atmete tief durch, langsam und gezielt, als bereite sie sich auf eine schwierige Aufgabe vor.

»Ich bin Alkoholikerin. Ich trinke. Ab elf Uhr morgens. Gegen sechs Uhr abends bin ich dann gottlob meistens sternhagelvoll. Und ab halb neun kann ich mich an nicht mehr viel erinnern.« In diesem Augenblick, vielleicht, weil ihre tiefe, volle Stimme irgendwo in seinem Kopf einen Widerhall erzeugte, erinnerte sich Bennie Griessel daran, wer sie war. Ein Wort lag ihm auf der Zunge, so dass er es beinahe laut ausgesprochen hätte und er sich gerade noch beherrschen konnte: *Süßwasser*:

Sie war Sängerin gewesen. Xandra. Mein Gott, war sie alt geworden!

Ein Glas voller Sonnenlicht, ein Kelch so klein.

Schenk Süßwasser:

Ein Mund voller Liebe, ein Schluck voller Pein.

Trink Süßwasser:

Ungefähr Mitte der achtziger Jahre musste das gewesen sein. Griessel erinnerte sich daran, wie sie damals gewesen war: eine unglaublich sinnliche blonde Sängerin mit einer Stimme wie die Dietrich und mit genügend Selbstvertrauen, um sich selbst nicht ganz ernst zu nehmen. Er kannte sie also nur aus dem Fernsehen und von den Titelblättern der Zeitschriften, aus jenen Tagen, bevor er an die Flasche geraten war. Vier, fünf Hits hatte sie gehabt, so erinnerte er sich, »Ein Eselkarren nur für zwei«, »Die weiten Hänge des Tafelberges« und ihren größten, »Süßwasser«. Verdammt, sie war so ein Riesenstar gewesen, und was war aus ihr geworden? Bennie Griessel empfand Mitleid für sie, Verständnis und Sympathie.

»Sie können sich also nicht daran erinnern, was gestern Abend geschehen ist?«

»An kaum etwas.«

»Mevrou Barnard«, sagte Dekker steif und förmlich. »Ich habe nicht den Eindruck, dass der Tod Ihres Mannes Sie sehr betroffen macht.«

Er begeht einen Fehler, dachte Griessel. Er interpretiert ihre Reaktionen falsch, er ist zu angespannt, handelt zu überstürzt.

»Nein, Inspekteur, ich traure nicht. Aber wenn Sie mir einen Gin mit Bitter Lemon bringen, werde ich mir Mühe geben.«

Einen Moment lang war Dekker aus dem Konzept gebracht, aber dann zuckte er mit den Schultern und fragte: »Ist Ihnen noch irgendetwas von gestern Abend im Gedächtnis geblieben?«

»Genug, um zu wissen, dass ich es nicht gewesen bin.«

»Aha.«

»Kommen Sie heute Nachmittag noch einmal wieder. Drei Uhr wäre eine gute Zeit. Für mich die beste des Tages.«

»Das ist nicht möglich.«

Sie winkte ab. Schon gut.

»Ich werde Ihr Blut auf Alkohol testen lassen müssen.«

»Nur zu.«

Dekker stand auf. »Ich hole den zuständigen Kollegen.«

Griessel folgte ihm. Im Esszimmer waren Dick und Doof dabei zusammenzupacken.

»Kannst du ihr noch kurz Blut abnehmen, bevor ihr aufbrecht?«

»Klar, Chef«, sagte Jimmy.

»Fransman«, begann Griessel. Ihm war bewusst, dass er sehr behutsam vorgehen musste. »Du weißt, dass ich Alkoholiker bin?«

»Ah!«, sagte Arnold, der Dicke, »Ermittler, die sich verbünden. Was könnte schöner sein?«

»Hau ab!«, sagte Griessel.

»Ich war schon auf dem Sprung«, erwiderte Arnold.

»Ihr müsst noch den Mercedes draußen auf der Straße untersuchen«, sagte Dekker.

»Ist als Nächstes dran«, versprach Arnold und verließ das Zimmer, bepackt mit Beweisstücken und seiner Ausrüstung.

»Also?«, fragte Dekker, als sie alleine waren.

»Ich weiß, wie sie sich fühlt, Fransman.«

»Die fühlt nichts. Ihr Mann liegt da, und sie fühlt nichts. Sie hat ihn umgelegt, glaub mir. Die alte Leier.«

Wie erklärte man einem Nicht-Säufer, wie sie sich jetzt fühlte? Alexandra Barnard dürstete mit jeder Faser ihres Wesens nach Alkohol. Sie war eine Ertrinkende in der

schrecklichen Flut dieses Vormittags, und Alkohol war ihre einzige Rettungsboje. Griessel wusste das.

»Du bist ein guter Fahnder, Fransman. Du hast den Ablauf perfekt organisiert, du befolgst alle Regeln, und du magst sicherlich recht haben. Aber wenn du ein Geständnis haben willst ... Gib mir eine Chance. Unter vier Augen geht sie vielleicht mehr aus sich heraus.«

Griessels Handy klingelte. Er blickte Dekker an, während er es hervorholte. Sein farbiger Kollege wirkte nicht sonderlich erbaut von seinem Vorschlag.

»Griessel.«

»Bennie, ich bin's, Vusi. Ich bin im Videoüberwachungsraum der Metro. Es sind zwei, Bennie.«

»Zwei was?«

»Zwei Mädchen, Bennie. Ich stehe hier vor den Bildschirmen und sehe, wie fünf Kerle zwei Mädchen durch die Langstraat jagen.«

»Verdammt!«, sagte Bennie Griessel. »Sie jagen die Mädchen? Die Langstraat rauf?«

»Ja, und laut Aufzeichnung war das heute Morgen um Viertel vor zwei. Fünf Kerle, die von der Waalstraat hergekommen sind, hetzen die Mädchen in Richtung Kirche.«

»Wie weit ist das, vier Häuserblöcke?«

»Sechs Blöcke zwischen der Waalstraat und der Kirche. Ein halber Kilometer.«

»Missis, Vusi, so was macht man doch nicht, wenn man einer Rucksacktouristin das Portemonnaie klauen will!«

»Weiß ich. Und noch was: Zwar kann man auf den Bildern nicht viel erkennen, aber eines schon – unter den Verfolgern sind sowohl Schwarze als auch Weiße, Bennie.«

»Ist doch Quatsch.« In diesem Land arbeiteten Kriminelle nicht rassenübergreifend.

»Schon klar. Ich habe gedacht, vielleicht sind es Rausschmeißer, vielleicht haben sich die Mädchen irgendwo in einem Club danebenbenommen, aber, weißt du ...«

»Rausschmeißer schneiden doch einer ausländischen Touristin nicht die Kehle durch.«

»Noch nicht«, erwiderte Vusi, und Griessel wusste, was er meinte. Die Clubs und die Rausschmeißerszene waren eine Brutstätte des organisierten Verbrechens, ein Pulverfass. »Auf jeden Fall habe ich eine Suchmeldung nach dem anderen Mädchen rausgegeben.«

»Gute Arbeit, Vusi.«

»Keine Ahnung, ob wir damit weiterkommen«, sagte Ndabeni und beendete das Gespräch. Griessel sah, dass Dekker ungeduldig auf ihn wartete.

»Tut mir leid, Fransman. Es ging um Vusis Untersuchung.«

»Und das hier ist meine Untersuchung!«, erwiderte Dekker streitsüchtig.

Griessel war auf eine so aggressive Reaktion nicht vorbereitet gewesen, aber er wusste, dass er sich auf dünnem Eis bewegte. Das Territorialverhalten der Ermittler war stark ausgeprägt, und er war nur hier, um den Mentor zu spielen.

»Du hast recht«, sagte er und ging zur Tür. »Ich habe ja nur gedacht, ich könnte behilflich sein.«

Stimmrunzelnd stand Dekker da.

Und dann, gerade, als Bennie hinausgehen wollte, sagte er: »Warte ...«

Griessel hielt inne.

»Okay«, sagte Dekker endlich. »Rede mit ihr.«

Sie hörte sie nicht mehr. Nur noch den Gesang der Vögel, das Zirpen der Grillen und das Rauschen der Stadt dort unten. Sie lag in der Kühle des Felshangs, aber sie schwitzte, denn die Temperatur in der Senke stieg rasch an. Sie wusste, dass sie nicht aufstehen durfte, weil sie garantiert irgendwo standen und nach ihr Ausschau hielten.

Sie überlegte, einfach liegen zu bleiben, den ganzen Tag lang, bis die Dunkelheit hereinbrach und sie nicht mehr so leicht zu entdecken wäre. Sie würde das aushalten, auch wenn sie durstig war, auch wenn sie am Abend zuvor zum letzten Mal etwas gegessen hatte. Wenn sie sich ausruhte, wenn sie noch ein wenig schlief, könnte sie am Abend mit neuer Kraft Hilfe suchen.

Doch sie wussten, dass sie hier war, irgendwo.

Sie würden die anderen herbeirufen und sie suchen, sie würden den Weg zurückgehen und jede Möglichkeit in Betracht ziehen. Aus der Nähe war sie leicht zu entdecken; die Höhle war nicht tief genug. Sie kannte die meisten der Männer, wusste, wie durchtrainiert sie waren, wie kraftvoll, zielstrebig, behände und selbstsicher. Und sie wusste, dass sie es sich nicht leisten konnten, die Suche abubrechen.

Sie musste weiter.

Sie blickte den Bachlauf hinab, das steinige, schmale Bett, das sich zwischen Fynbos und Felsen bergab schlängelte. Dort musste sie hinunter, kriechend, vorsichtig, lautlos. Über den Berghang konnte sie die Flucht nicht riskieren, er war zu verlassen, zu offen. Sie musste unter Menschen, sie musste Hilfe finden. Irgendwo musste es doch jemanden geben, der bereit war, ihr zuzuhören und zu helfen!

Langsam hob sie den Kopf von ihrem Rucksack, schob ihn behutsam voraus und rutschte vorsichtig hinterher. Sie konnte ihn nicht hinter sich herziehen, das würde man hören. Gebückt richtete sie sich auf, zog den Rucksack behutsam über den Rücken und schnallte leise die Riemen fest. Dann kroch sie auf allen vieren über die runden Kiesel. Langsam, so dass sie nichts in Bewegung versetzte, was ein Geräusch verursachen konnte.

Griessel kehrte ins Wohnzimmer zurück und flüsterte Tinkie Kellerman etwas ins Ohr. Alexandra Barnard zog bereits an der nächsten Zigarette. Mit den Blicken folgte sie Tinkie, die aufstand und hinausging. Griessel schloss die Tür hinter ihr und ging wortlos auf ein viktorianisches Möbelstück zu, ein großes Büfett mit Bleiglastüren oben und Holztüren unten. Er zog Ober- und Unterschrank auf, nahm ein Glas und eine Flasche Gin heraus und ging zu dem Stuhl, der Alexandra Barnard am nächsten stand.

»Mein Name ist Bennie Griessel, und ich bin Alkoholiker. Ich habe vor hundertsechsfünfzig Tagen das letzte Mal getrunken«, sagte er und brach das Siegel an der Flasche. Ihre Augen waren starr auf die klare Flüssigkeit geheftet, die er behutsam in das Glas goss, gut drei Fingerbreit. Er hielt ihr das Glas hin. Sie nahm es mit gotterbärmlich zitternden Händen an. Dann trank sie einen tiefen, intensiven Zug, wobei sie die Augen schloss.

Griessel kehrte zum Barschrank zurück und stellte die Flasche weg. Als er sich wieder setzte, sagte er: »Ich kann Ihnen nicht mehr zu trinken geben als das.«

Sie nickte nur.

Er wusste, wie sie sich in dem Moment fühlte. Er wusste, wie der Alkohol durch ihr ganzes Wesen floss, eine weiche Welle der Heilung, Balsam für die schmerzenden

Stellen. Er brachte die lästigen Stimmen zum Schweigen und hinterließ einen silbrigen, glatten Strand des Friedens. Er gab ihr eine Chance. Manchmal brauchte man vier Schlucke, manchmal mehr. Man musste seinem Körper ermöglichen, die göttliche Glut aufzunehmen. Dann wurde ihm bewusst, dass er mit einem gewissen Verlangen das Glas an ihren Lippen anstarrte. Er roch den Alkohol, er spürte, wie sich sein ganzer Körper danach sehnte. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, atmete tief ein und konzentrierte sich auf die Zeitschriften, die auf dem Tisch lagen: *Visi* und *House & Garden*, zwei Jahre alt, aber ungelesen. Dann sagte sie: »Danke«, und er hörte, dass ihre Stimme den bissigen Klang verloren hatte.

Ruhig, fast ohne zu zittern, stellte sie das Glas ab und bot ihm eine Zigarette an.

»Nein, danke«, sagte er.

»Ein Alkoholiker, der nicht raucht?«

»Ich rauche, aber nur selten.«

Sie zündete sich eine an. Der Aschenbecher neben ihr war bereits voll.

»Mein Freund bei den Anonymen Alkoholikern ist Arzt«, erklärte er.

»Dann suchen Sie sich einen anderen«, versuchte sie zu scherzen. Aber es gelang ihr nicht. Stattdessen wanderten ihre Mundwinkel nach unten, und Alexandra Barnard begann still zu weinen. Ihr Lächeln gefror zu einer schmerzlichen Grimasse, die Tränen liefen ihr aus den Augen, und sie legte die Zigarette hin und schlug beide Hände vor das Gesicht. Griessel zog ein Taschentuch aus der Hosentasche. Er hielt es ihr hin, aber sie sah es nicht. Ihre Schultern zuckten, der Kopf sank ihr auf die Brust, und die langen Haare fielen ihr wieder wie eine Gardine vor das Gesicht. Griessel stellte fest, dass sie silberblond waren, was selten vorkam. Die meisten Frauen färbten sich die Haare, und er fragte sich, warum ihr Aussehen ihr inzwischen derart gleichgültig war. Sie war doch ein Star gewesen. Was hatte sie so tief heruntergezogen?

Er wartete, bis ihr Schluchzen abebbte. »Mein Arzt heißt Doktor Barkhuizen. Er ist siebzig Jahre alt, Alkoholiker und trägt lange Haare, zu einem Zopf geflochten. Er hat erzählt, seine Kinder hätten ihn gefragt, warum er rauche, und er habe damals die verschiedensten Gründe genannt – es helfe ihm beim Stressabbau, es schmecke ihm – ...« Griessel sprach ruhig. Er wusste, dass seine Geschichte banal war, aber das spielte keine Rolle, er wollte nur einen Dialog in Gang bringen. »Und da sagte seine Tochter, dann würde es ihm sicher nichts ausmachen, wenn sie auch anfangen zu rauchen. Da erkannte er, dass er sich etwas vormachte, und hörte auf. Bei mir war das anders. Als ich aufgehört habe zu trinken ... da habe ich einfach das Interesse am Rauchen verloren. Es war für mich nie so wichtig. Jetzt rauche ich nur noch drei, vier am Tag.«

Endlich blickte sie auf und sah das Taschentuch. Sie nahm es an. »Ist es schwer gewesen?« Ihre Stimme klang noch tiefer als zuvor. Sie wischte sich das Gesicht ab und schnäuzte sich die Nase.

»Mit dem Trinken aufzuhören? Ja, das war schwer. Ist es noch.«

»Ich könnte das nicht.« Sie knüllte das Taschentuch zusammen, griff nach dem Glas und trank.

Er antwortete nicht. Jetzt musste er ihr Zeit lassen, damit sie anfangen zu reden. Er wusste, sie würde es tun.

»Jetzt habe ich Ihr Taschentuch ...«

»Sie können es behalten.«

»Ich werde es waschen lassen.« Sie stellte das Glas hin. »Ich war das nicht.«

Griessel nickte.

»Wir haben nicht mehr miteinander geredet«, sagte sie und schaute in eine andere Ecke des Zimmers.

Griessel saß still da.

»Er kam immer um halb sieben aus dem Büro. Dann ging er rauf in die Bibliothek, stand da und sah mich an. Um zu überprüfen, wie betrunken ich war. Wenn ich nichts gesagt habe, ging er runter in die Küche und aß allein zu Abend oder zog sich in sein Arbeitszimmer zurück. Oder er ging einfach wieder weg. Jeden Abend hat er mich ins Bett gebracht. Jeden Abend. Nachmittags, falls ich noch denken konnte, habe ich mich manchmal gefragt, ob ich vielleicht deshalb trinke. Damit er wenigstens noch dieses Eine für mich tut. Ist das nicht tragisch? Rührend, was?« Wieder flossen die Tränen. Sie versuchte, dagegen anzukämpfen, sprach aber trotzdem weiter. »Manchmal versuchte ich ihn zu provozieren. Wenn er nach Hause kam. Ich konnte das gut. Gestern Abend habe ich ... Ich habe ihn gefragt, wer momentan an der Reihe sei ... Sie müssen wissen, wir haben ... Es ist eine lange Geschichte.« Zum ersten Mal schluchzte sie hörbar, als treffe sie die volle Wucht ihres Schicksals. Mitleid stieg in Bennie Griessel auf, denn wieder erkannte er entfernt die Sängerin in ihr, die sie einmal gewesen war.

Endlich drückte sie die Zigarette aus. »Da sagte er nur: *fok jou*, sonst nichts, und fuhr wieder weg. Ich habe ihm hinterhergeschrien: »Ja, lass mich nur alleine!« Ich glaube aber nicht, dass er mich gehört hat. Ich war betrunken ...« Wieder schniepte sie in das Taschentuch. »Das ist alles, woran ich mich erinnern kann. Er hat mich nicht ins Bett gebracht, er hat mich einfach liegen gelassen, und heute Morgen, da lag er da ...« Sie griff nach dem Glas. »Das waren seine letzten Worte an mich. *Fok jou*.« Sie weinte noch heftiger.

Dann trank sie den letzten Rest aus und sah Griessel groß an. »Glauben Sie, ich könnte es gewesen sein?«

Die mollige junge Frau am Empfang des Cat & Moose Youth Hostel and Backpacker's Inn schaute das Foto an, das der Konstabel ihr vorhielt, und fragte: »Wieso sieht sie so komisch aus?«

»Weil sie tot ist.«

»Oh, mein Gott!« Das Mädchen zählte zwei und zwei zusammen und fragte: »War sie es, die heute Morgen bei der Kirche gefunden wurde?«

»Ja. Erkennen Sie sie wieder?«

»Ja. Sie sind gestern angekommen, zwei Amerikanerinnen. Warten Sie ...« Das mollige Mädchen schlug das Gästebuch auf und fuhr mit dem Zeigefinger eine Spalte entlang. »Da sind sie, Rachel Anderson und Erin Russel, sie kommen aus ...« Sie beugte sich hinunter, um die klein geschriebene Adresse lesen zu können. »West Lafayette,

Indiana. Oh, mein Gott! Wer hat sie umgebracht?«

»Das wissen wir noch nicht. Ist das Rachel Anderson?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und die andere, wissen Sie, wo sie ist?«

»Nein, ich arbeite nur tagsüber, ich ... Kommen Sie, sehen wir nach, sie wohnen in Zimmer sechzehn.« Sie klappte das Gästebuch zu, ging ihm voraus den Flur hinunter und stöhnte dabei: »Oh, mein Gott!«

Durch vorsichtiges Fragen entlockte er ihr Informationen über die Schusswaffe. Sie hatte ihrem Mann gehört. Adam Barnard hatte sie in einem kleinen Tresor aufbewahrt, in seinem Zimmer. Den Schlüssel trug er bei sich, bestimmt, weil er befürchtete, sie könnte in betrunkenem Zustand Unsinn damit machen. Sie sagte, sie wisse nicht, wie sie auf den Teppich gelangt sei. Sie meinte, vielleicht sei sie es gewesen, die ihn erschossen habe, Grund genug habe sie gehabt. Groll, Selbstmitleid und Hass. Es habe Zeiten gegeben, da habe sie seinen Tod gewünscht, aber noch lieber wollte sie Selbstmord begehen und ihn danach sehen: Wie er um halb sieben abends die Treppe hinaufkam und sie fand, leblos, und wie er sich zu ihr kniete und sie um Vergebung anflehte, weinend und gebrochen. Aber, bemerkte sie voller Ironie, sie habe eben beides nicht unter einen Hut gebracht. Man kann nichts sehen, wenn man tot ist.

Dann saß sie einfach so da, und endlich flüsterte er: »Süßwasser«, aber sie reagierte nicht. Sie verbarg sich hinter ihren Haaren, eine Ewigkeit, bis sie ihm langsam das Glas hinhielt, und er wusste, dass er ihr nachschenken musste, wenn er die ganze Geschichte hören wollte.

08:13 – 09:03

Bennie Griessel hörte sich Alexa Barnards Geschichte an.

»Nennen Sie mich Alexa. Niemand sagt Alexandra oder Xandra zu mir.«

Und als er jetzt wieder vor der austür der Brownlowstraat 47 stand, bereit zum Gehen, war er seltsam aufgewühlt. Er spürte einen Druck auf dem Herzen. Ihn schwindelte leicht, und er fühlte sich irgendwie der Realität entrückt, als stünde er ein paar Millimeter neben allem, als sei er ein, zwei Sekunden aus dem Takt mit der Welt geraten.

Deswegen dauerte es einen Augenblick, bis er erkannte, dass draußen das blanke Chaos herrschte: Die Straße, die bei seiner Ankunft so still und ruhig dagelegen hatte, wimmelte jetzt vor Medienvertretern und Schaulustigen: einer orde Fotografen, einem Trupp Journalisten, einem Kamerateam von e.tv und der wachsenden Gruppe der Sensationslustigen, die durch deren Anwesenheit angelockt wurde. Der Lärm schwappte über Griessel hinweg, mächtige Klangwellen, die er körperlich spüren konnte. Zugleich erkannte er, dass er Alexa so intensiv zugehört hatte, dass er das alles gar nicht wahrgenommen hatte.

Auf dem Bürgersteig vor ihm stand Dekker, offenbar erregt. Er war in eine hitzige Diskussion mit einem glatzköpfigen Mann verwickelt. Die Auseinandersetzung schien zu eskalieren. Beide wurden laut.

»Nicht, bevor ich nicht bei ihr gewesen bin«, sagte der Mann mit herablassendem Tonfall und aggressiver Körpersprache. Sein Schädel war ganz und gar glattrasiert. Er war hochgewachsen und sehnig, mit großen, fleischigen Ohren. In einem Ohrfläppchen glänzte ein runder Silberring. Obwohl er Ende vierzig sein musste, trug er ein schwarzes emd, eine schwarze ose und Baseballschuhe, wie sie bei Jugendlichen angesagt waren. Sein hervorstehender Adamsapfel hüpfte im Rhythmus seiner Worte auf und ab.

Dekker erblickte Griessel. »Er will unbedingt zu ihr«, sagte der Ermittler mühsam beherrscht.

Der Mann ignorierte Griessel. Er öffnete ein schwarzes Etui an seinem dicken schwarzen Gürtel und zog ein kleines schwarzes andy hervor. »Ich lasse meinen Anwalt kommen, das ist doch keine Art und Weise!« Er tippte auf seinem andy herum. »Sie hat gesundheitliche Probleme.«

»Das ist der Geschäftspartner des Ermordeten, Willie Mouton«, erklärte Dekker.

»Meneer Mouton«, sagte Griessel sachlich. Seine Stimme klang fremd in seinen Ohren.

»Ruhe!«, blaffte Mouton. »Ich telefoniere!« Seine Stimme war durchdringend und schrill wie eine elektrische Säge.

»Meneer Mouton, ich werde nicht zulassen, dass Sie in diesem Ton mit einem Polizeioffizier reden«, sagte Dekker, wobei er immer lauter wurde. »Und wenn Sie persönliche Anrufe tätigen wollen, dann tun Sie das gefälligst draußen auf der Straße ...«

»Das ist ein freies Land, soviel ich weiß.«

»... und nicht an meinem Tatort!«

»An Ihrem Tatort? Für wen halten Sie sich eigentlich?«, blaffte Mouton. Dann sagte er ins Telefon: »Entschuldigung. Könnte ich bitte mit Regardt sprechen ...«

Dekker ging drohend auf ihn zu. Er stand kurz davor, die Beherrschung zu verlieren.

»Regardt, ich bin's, Willie, ich stehe hier vor Adams aus mit der Gestapo ...«

Griessel legte Fransman die and auf den Arm. »Denk an die Kameras, Fransman.«

»Ich tu ihm schon nichts«, sagte Dekker, zerrte Mouton grob von der Vorderveranda und stieß ihn unter dem Klicken und dem Blitzlichtgewitter der Kameras in Richtung Gartentor.

»Jetzt werden die gewalttätig, Regardt!«, jammerte Mouton schon weniger selbstsicher.

»Morgen, Nikita«, grüßte Professor Phil Pagel, der staatliche Rechtsmediziner, mit amüsiertter Miene über den Zaun hinweg.

»Morgen, Professor«, grüßte Bennie zurück und beobachtete, wie Dekker Mouton durch das Gartentor auf den Bürgersteig bugsierte und dem Uniformierten draußen befahl, ihn auf keinen Fall hereinzulassen.

»Das gibt eine Anzeige!«, keifte Mouton. »Regardt, ich will, dass du die vor Gericht bringst. Komm bitte schnellstmöglich mit einer einstweiligen Verfügung hierher. Alexa ist da drin, und ich will mir gar nicht ausmalen, was diese Vandalen mit ihr anstellen!« Er sprach absichtlich laut, damit sowohl Dekker als auch die Medien ihn hören konnten.

Pagel drängte sich an dem Ritter in Schwarz vorbei und ging die flachen Stufen hinauf, seine schwarze Tasche in der and. »Welch ein Meisterwerk war der Mensch?«, fragte er.

»Professor?«, fragte Griessel. Plötzlich war seine innere Abwesenheit gewichen. Er war wieder ganz da und hundertprozentig klar im Kopf.

Pagel schüttelte Griessel die and. » amlet. Zu Rosenkranz und Gildenstern, kurz bevor er sagt, der Mensch sei eine Quintessenz des Staubes. Ich war gestern Abend in der Vorstellung, höchst empfehlenswert. Viel zu tun heute Morgen, Nikita?«

Pagel nannte ihn schon seit zwölf Jahren »Nikita«, denn als er Griessel zum ersten Mal begegnet war, hatte er gesagt: »So muss der junge Chruschtschow ausgesehen haben«, wobei Griessel sich zunächst fragte, wer dieser Chruschtschow gleich wieder gewesen sei. Pagel war auffällig gekleidet wie immer. Er war hochgewachsen, energisch und außergewöhnlich attraktiv für seine über fünfzig Jahre. Manche behaupteten, er gliche einem Fernsehstar in einer Seifenoper, die Griessel jedoch noch nie gesehen hatte.

»Wir müssen uns ranhalten, wie immer, Prof.«

»Ich habe gehört, du bist jetzt der Mentor für die neue Ermittlergeneration, Nikita.«

»Ja, und wie Sie sehen, bin ich geradezu brillant in meinem Job«, erwiderte Griessel grinsend. Dekker stieg die Stufen zur Vorderveranda herauf. »aben Sie Fransman schon kennengelernt?«

»Ja, ich habe schon das Vergnügen gehabt. Inspekteur Dekker, ich bewundere Ihr beherztes Eingreifen.«

Dekkers Anspannung hatte sich noch nicht gelegt. »Morgen, Prof.«

»Wenn man dem Gerücht glauben darf, handelt es sich bei dem Mordopfer um Adam Barnard?«

Dekker und Griessel nickten im Takt.

»Kann man mit Waffen gegen ein Meer kämpfen?«, unkte Pagel.

Die Ermittler sahen ihn verständnislos an.

»Ich missbrauche Hamlet, um auszudrücken, dass uns dicker Ärger erwartet, Kollegen.«

»Aha«, sagten die Ermittler. Das waren klare Worte.

In der Bibliothek unterhielten sie sich, während Pagel sich neben die Leiche kniete und seine Arzttasche öffnete.

»Sie war es nicht, Fransman«, sagte Griessel.

»Bist du dir hundertprozentig sicher?«

Griessel zuckte die Achseln. Niemand konnte hundertprozentig sicher sein. »Es ist nicht nur wegen ihrer Aussage, Fransman. Vieles passt einfach nicht zusammen.«

»Sie könnte jemanden beauftragt haben.«

Griessel musste zugeben, dass das kein schlechtes Argument war. Dass Frauen andere dafür bezahlten, sie von ihren Ehemännern zu befreien, war der neue Nationalsport.

Aber er schüttelte den Kopf. »Das bezweifle ich. Man bezahlt niemanden dafür, es so aussehen zu lassen, als hätte man es selbst getan.«

»In diesem Land ist alles möglich«, sagte Dekker.

»Amen«, sagte Pagel.

»Apropos ›Quintessenz des Staubes«, Prof – haben Sie Barnard gekannt?«, fragte Griessel.

»Flüchtig, Nikita. Größtenteils vom Hörensagen.«

»Was war das Wichtigste in seinem Leben?«, fragte Dekker. »Musik«, antwortete Pagel. »Und Frauen.«

»Genau dasselbe sagt auch seine Witwe«, bemerkte Griessel.

»Als hätte sie noch nicht genug gelitten«, erwiderte Pagel.

»Wieso, Prof?«, fragte Dekker.

»Wussten Sie, dass sie ein Star war?«

»Nein, Prof«, antwortete Dekker erstaunt.

Pagel blickte beim Reden nicht auf, sondern beschäftigte sich weiterhin mit seinen Instrumenten und der Leiche. »Barnard hat sie ›entdeckt«, wobei mir dieser Begriff seit jeher suspekt war. Eigentlich weiß ich auch nicht viel darüber, Kollegen, denn wie ihr wisst, gilt meine Liebe hauptsächlich der klassischen Musik. Ich weiß nur, dass er früher Anwalt war und zufällig in das Musikbusiness geraten ist. Xandra war sein erster Star ...«

»Xandra?«

»Ihr Künstlernamen«, erklärte Griessel.

»Sie war also Sängerin?«

»Ja, und zwar eine sehr gute«, antwortete Pagel.

»Wie lange ist das her, Prof?«

»Fünfzehn, zwanzig Jahre?«

»Ich habe noch nie von ihr gehört«, sagte Dekker kopfschüttelnd.

»Sie ist von der Bildfläche verschwunden. Ziemlich plötzlich.«

»Sie hat ihn mit einer anderen erwischt«, erklärte Griessel. »Damals hat sie angefangen zu trinken.«

»So behaupten es auch die Gerüchte. Meine Herren, inoffiziell und ohne Gewähr: Ich vermute, der Todeszeitpunkt liegt so ungefähr ...« Pagel sah auf seine Armbanduhr.

»... zwischen zwei und drei Uhr morgens. Wie ihr sicherlich schon kombiniert habt, sind zwei Schüsse aus einem Kleinkalibergewehr die Todesursache gewesen. Die Lage der Einschüsse und die geringen Explosionsrückstände deuten darauf hin, dass die Schüsse aus einer Entfernung von zwei bis vier Metern abgegeben wurden. Der Schütze muss ziemlich gut gewesen sein, denn die Wunden liegen weniger als drei Zentimeter auseinander.«

»Und er wurde nicht hier erschossen«, fügte Dekker hinzu.

»In der Tat.«

»Nur zwei Wunden?«, fragte Griessel.

Der Rechtsmediziner nickte.

»Mit seiner Pistole sind drei Schuss Munition abgefeuert worden.«

»Prof«, sagte Dekker, »die Frau behauptet, sie sei Alkoholikerin. Sie sagt, sie sei gestern Abend betrunken gewesen. Ich habe ihr Blut abnehmen lassen, aber wird uns das etwas nützen, acht bis zehn Stunden nach der Tatzeit?«

»Ach, Fransman, wir arbeiten heutzutage mit Äthyl-Glucuronid. Damit können wir Blutalkohol noch 36 Stunden nach der Einnahme nachweisen. Im Urin sogar bis zu fünf Tage nach dem letzten Konsum.«

Dekker nickte zufrieden.

»Ich schließe mich übrigens Nikitas Theorie an. Ich glaube nicht, dass sie es war.«

»Wieso, Prof?«

»Sieh ihn dir an, Fransman. Er ist ungefähr einsneunzig groß und leicht übergewichtig, ich schätze ihn auf über hundertzehn Kilo. Wir beide hätten Schwierigkeiten, ihn die Treppe raufzutragen – und wir sind nüchtern.« Pagel fing an, seine Utensilien zusammenzuräumen. »Kommt, lassen wir ihn ins Leichenschauhaus transportieren, ich kann hier jetzt nicht mehr viel tun.«

»Jemand hat sich große Mühe gegeben, ihn hierher zu transportieren«, sinnierte Dekker.

»Und da liegt der ase im Pfeffer«, sagte Pagel.

»Frauen ...«, spekulierte Dekker.

Pagel erhob sich. »Du solltest die südafrikanische Musikindustrie als potentielle Konfliktquelle nicht unterschätzen, Fransman.«

»Wie meinen Sie das?«

»Verfolgst du die Boulevardmedien, Fransman?«

Dekker zog die Schultern hoch.

»Ach ja, das Leben der Ordnungshüter, viel Arbeit, wenig Spaß. Die südafrikanische Musikbranche ist lukrativ, Fransman. Höchst lukrativ. Aber das sind nur die Ohren des Nilpferds. Die Intrigen sind Legion. Skandale, Liebschaften, sexuelle Belästigung, Pädophilie ... Mehr lange Messer und offenkundiger Verrat als in *Julius Cäsar*. Alles wird zum Zankapfel – Rücktritte, Verträge, künstlerische Leistungen, Tantiemen, wer ein Musical über welche historische Figur aufführen darf, wer welchen Platz in der Musikgeschichte verdient ...«

»Aber warum, Prof?«, fragte Griessel zutiefst enttäuscht.

»Weil das alles auch nur Menschen sind, Nikita. Und weil Ruhm und Reichtum auf dem Spiel stehen ... Das Übliche: Es geht um Cliquen und feindliche Lager, große Egos, Künstlertemperaturen, Empfindlichkeiten, Hass, Eifersucht, Neid, Ehrgeiz ... Es gibt Leute, die schon seit Jahren nicht mehr miteinander reden, wieder neue Feindschaften entstehen ... man könnte die Liste endlos fortsetzen. Und unser Adam steckte mittendrin. Ob das reicht, um jemanden zum Mordopfer zu machen? Wie Fransman eben zu recht bemerkt hat: In diesem Land ist alles möglich.«

Jimmy und Arnold von der Spurensicherung betraten das Zimmer. »Ach, da ist der Prof. Morgen, Prof!«, grüßte Arnold, der Dicke.

»Sieh da, Rosencrantz und Guildenstern. Guten Morgen, die Herren.«

»Können wir Sie mal was fragen, Prof?«

»Natürlich.«

»Wissen Sie ...«, begann Arnold.

»Frauen ...«, sagte Jimmy.

»Warum haben sie eigentlich so große Brüste?«

»Ich meine, sehen Sie sich mal die Tiere an ...«

»Denen ihre sind viel kleiner, Prof.«

»Jissis«, seufzte Fransman Dekker.

»Ich sage, das liegt an der Revolution«, behauptete Arnold. »Evolution, du Knallkopf«, verbesserte Jimmy.

»Ist doch egal«, sagte Arnold.

Pagel betrachtete die beiden mit dem Wohlwollen eines geduldigen Vaters. »Interessante Frage, Kollegen, aber wir werden unser Gespräch ein andermal fortsetzen müssen. Schaut doch gelegentlich mal in Soutrivier vorbei.«

»Das Leichenhaus ist leider nichts für uns, Prof.«

Dekkers andy klingelte. Er sah auf das Display. »Cloete«, sagte er.

»Lasst die Trompete zu der Pauke sprechen«, sagte Pagel auf dem Weg zur Tür, denn Cloete war der Pressesprecher der Polizei. »Bis bald, Kollegen.«

Sie verabschiedeten sich von dem Rechtsmediziner und hörten zu, wie Dekker Cloete die wichtigsten Einzelheiten durchgab.

Griessel schüttelte den Kopf. Da braute sich was zusammen, man brauchte nur hinauszublicken. Dann klingelte sein eigenes andy. Er meldete sich.

»Bennie«, sagte Vusi »Ich glaube, du musst kommen.«

Rachel Anderson kroch die kleine Schlucht hinunter. Je weiter sie kam, desto tiefer hatte sich der Bach in den Berg gegraben. Hoch, zerklüftet und unüberwindlich ragten die Steilwände jetzt neben ihr auf. Einerseits war sie gefangen, andererseits bot ihr die Klamm Schutz. Sie konnte aufrecht gehen, ohne gesehen zu werden. Das Gefälle wurde steiler, das Gelände unwegsamer. Es war erst kurz nach acht und schon stickig heiß dort unten. Sie musste hinunterklettern, sich an Felsen und den Wurzeln von Sträuchern festhalten. Sie schwitzte, ihre Kehle war ausgedörrt, ihre Knie drohten zu versagen. Sie brauchte Wasser, sie musste etwas trinken, sie musste weiter.

Dann sah sie den Weg, der rechts aus der Klamm hinausführte, die Stufen, die aus dem Felsen und der Erde herausgehauen und gegraben worden waren. Rachel starrte sie an. Sie wusste nicht, was sie oben erwartete.

Alexa Barnard sah, wie die Leiche ihres Mannes an der Tür vorbeigetragen wurde. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Kummer.

Tinkie Kellerman stand auf, setzte sich neben sie auf das Sofa und legte ihr sanft die Hand auf den Arm. Alexa empfand das starke Bedürfnis, von der zarten Polizistin in die Arme genommen zu werden, aber sie blieb still sitzen und schlug in einer verzweiferten Selbstumklammerung ihre eigenen Arme um sich. Sie ließ den Kopf sinken und sah, wie ihre Tränen auf den weißen Stoff des Morgenmantelärmels tropfen und darin verschwanden, als hätten sie nie existiert.

Rachel Anderson hielt kurz vor dem Ende der Treppe inne und spähte mit klopfendem Herzen über den Rand der schmalen Schlucht. Nichts. Nur der Berg. Stille. Noch eine Stufe höher. Und wenn sie hinter ihrem Rücken standen und sie beobachteten? Erschrocken drehte sie sich um, aber da war niemand. Vorsichtig erklomm sie die letzten beiden Stufen. Links sah sie die Dächer der letzten Häuserreihe oben am Berg. Vor ihr lag ein Fußweg, der hinter den Häusern entlangführte, gesäumt von Schatten spendenden Bäumen. Rechts von ihr ragte der Fuß des Berges auf, weiter oben türmten sich die Felsen.

Noch einmal blickte sie sich um, dann ging sie hastig, mit gesenktem Kopf den Weg entlang.

Griessel fuhr zurück in die Langstraat. Der Verkehr hatte sich ein wenig beruhigt. Vusi hatte ihn gebeten, ins Cat & Moose zu kommen.

»Was ist denn?«, hatte er seinen jungen Kollegen gefragt.

»Ich erzähl's dir, wenn du hier bist«, hatte Vusi geantwortet, als sei er nicht allein.

Aber das war es nicht, was Griessel durch den Kopf ging. Unterwegs dachte er an Alexa Barnard. An ihre Stimme und ihre Geschichte, an ihre Schönheit, die sich hinter zwanzig Jahren Suff verbarg. Er fragte sich, ob es möglich war, das Bildnis der Jüngeren, Schöneren aus dem Gedächtnis hervorzurufen und auf ihr jetziges Gesicht zu projizieren, so dass man beide gleichzeitig sah – das Heute und das Gestern, so weit auseinander und doch untrennbar verbunden. Dann dachte er an die Gier, mit der sie den Gin getrunken hatte, und er wusste, dass es gefährlich gewesen war, dieser Heilung zuzusehen. Es hatte seine eigene Gier geweckt, so dass sie nun in ihm hing wie tausend lose Drähte. Eine Stimme in seinem Hinterkopf flüsterte ihm zu, dass es ganz in der Nähe, in Kloof, einen Spirituosenladen gab. Ein Drink würde die Stromkabel wieder verbinden und die Elektrizität des Lebens wieder frei fließen lassen.

»Verdammt«, sagte Bennie laut und bog absichtlich links in die Breestraat ab, um der Versuchung zu entfliehen.

Als die Tränen versiegten, sagte Tinkie Kellerman: »Kommen Sie, es wird Ihnen bestimmt besser gehen, nachdem Sie gebadet haben.«

Alexa nickte und stand auf. Sie torkelte ein wenig beim Gehen, so dass die Polizistin sie führen musste, die Treppe hinauf, durch die Bibliothek und den Flur entlang bis zur Schlafzimmertür.

»Könnten Sie hier draußen auf mich warten?«

»Nein, das geht leider nicht«, sagte Tinkie voller Mitgefühl.

Alexa blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Dann begriff sie. Man befürchtete, sie würde sich etwas antun. Und sie wusste, dass das nicht auszuschließen war. Aber erst wollte sie den Alkohol haben, die vier Fingerbreit Gin in der Flasche hinter ihrer Unterwäsche.

»Ich verspreche auch, keinen Unsinn anzustellen.«

Tinkie Kellerman sah sie mit großen, mitleidigen Augen an.

Alexa betrat das Schlafzimmer. »Bitte lassen Sie mich wenigstens allein ins Bad.«

Sie würde die Flasche zusammen mit den Kleidern aus dem Schrank holen und sich so drehen, dass die Polizistin nichts bemerkte.

»Sie können dort Platz nehmen«, sagte sie und wies mit dem Kinn auf den Stuhl vor der Frisierkommode.

Fransman Dekker hörte das hartnäckige Klopfen an der Haustür. Er öffnete. Auf der Vorderveranda stand Willie Mouton, der Glatzkopf in Schwarz, begleitet von seinem Alter ego – einem Mann, der genauso dünn war wie er, jedoch mit dichtem, schwarzem, akkurat gescheiteltem Haar und dem Aussehen eines Bestatters: groß, ernstes Gesicht, Augen, die schon alles gesehen hatten, einem dunklen Anzug und einer graphitgrauen Krawatte. »Mein Anwalt ist hier. Jetzt bin ich für Sie bereit.«

»Jetzt sind Sie für mich bereit?« Wieder flackerte Dekkers Wut über den Weißen auf, der so herablassend mit ihm als Farbigen redete. Aber draußen auf der Straße waren Teleobjektive auf sie gerichtet, und Zuschauer und Medienvertreter drängten sich am Zaun.

»Regardt Groenewald«, sagte der Anwalt beschwichtigend und streckte Dekker vorsichtig die Hand hin, eine versöhnliche Geste, so dass Dekker einen Gang herunterschalten musste.

Er schüttelte die schmale, weiche Hand. »Dekker«, stellte er sich vor und musterte den Anwalt von Kopf bis Fuß. Er hatte einen Dobermann erwartet, nicht einen Basset.

»Er meint nur, dass wir jetzt gerne mit Ihnen reden würden«, sagte Groenewald.

»Wo ist Alexa?«, fragte Mouton und spähte an Dekker vorbei ins Haus. Groenewald zog seine schlaffe Hand weg und legte sie auf Moutons Arm, als wolle er ihn bremsen.

»Sie wird betreut.«

»Von wem?«

»Von einer Offizierin unseres Sozialen Dienstes.«

»Ich will sie sehen.« Der Befehl eines weißen Mannes. Erneut entschärfte der Anwalt die Situation.

»Ruhig, Willie.«

»Das ist leider im Moment nicht möglich«, sagte Dekker.

Mouton sah seinen Anwalt vorwurfsvoll an. »Das kann er nicht machen, Regardt!«

Groenewald seufzte. »Ich bin sicher, dass man Alexa ihre Rechte erklärt hat, Willie.« Er sprach entschuldigend, langsam, bedächtig.

»Aber sie ist krank!«

»Mevrou Barnard hat sich dazu entschlossen, ohne einen Anwalt mit uns zu reden.«

»Aber sie ist nicht *compis mentos*«, wandte Mouton ein.

»*Compos mentis*«, verbesserte Groenewald geduldig.

»Mevrou gilt im Augenblick nicht als Verdächtige«, erklärte Dekker.

»Adams Haushälterin hat aber etwas anderes behauptet.«

»Soweit ich weiß, arbeitet die Haushälterin derzeit noch nicht für die südafrikanische Polizei.«

»Siehst du, Regardt? So sind die. Aalgatt. Und das, nachdem ich gerade erst meinen Freund und Kollegen verloren habe!«

»Willie, Meneer Dekker, wir sollten uns jetzt zunächst mal alle beruhigen.«

»Ich *bin* ruhig, Regardt!«

»Mein Mandant besitzt Informationen, die im Zusammenhang mit dem Fall stehen«, erklärte Groenewald.

»Welche Informationen?«

»Relevante Informationen. Aber wir können nicht ...«

»Dann ist er dazu verpflichtet, sie mir zu übergeben.«

»Nicht, wenn Sie vorhaben, mich übers Ohr zu hauen!«

»Meneer Mouton, Ihnen bleibt nichts anders übrig. Zurückhaltung von Informationen ...«

»Bitte, meine Herren!«, sagte Groenewald fast flehentlich. Dann fügte er diplomatisch hinzu: »Vielleicht sollten wir uns lieber drinnen weiter unterhalten?«

Dekker zögerte.

»Mein Mandant hat einen dringenden Verdacht, wer Adam Barnard umgebracht haben könnte.«

»Es soll aber keine üble Nachrede sein«, fügte Mouton hinzu.

»Willie, von übler Nachrede spricht man in diesem Zusammenhang nicht.«

»Sie wissen, wer Barnard erschossen hat?«

»Mein Mandant kann es nicht beweisen, aber er empfindet es als seine Bürgerpflicht, die verfügbaren Informationen der Polizei zur Verfügung zu stellen.«

Fransman Dekker warf einen Blick auf die Menge, dann auf Groenewald und Mouton. »Dann kommen Sie wohl besser rein.«

Rachel Anderson lief den Weg am Saum des Berges entlang, jetzt wieder eiliger, denn hier war das Gelände eben, und sie hatte den Schutz der Tannen verlassen. Links unter ihr befanden sich die Häuser, große Anwesen mit Swimmingpools, üppigen Gärten, hohen Mauern. Und dahinter lag die Stadt und der lange Ausläufer des Tafelbergs, eine Postkartenansicht mit hellblauem Meer und einer Gruppe von Hochhäusern, die sich zusammengängten, als suchten sie Schutz in der gegenseitigen Nähe.

Das ist eine Lüge, diese Schönheit, dachte sie. Eine trügerische Fassade. Erin und sie hatten sich davon täuschen lassen.

Ein Stück weiter bog der Weg nach rechts ab und führte an einem kleinen Stausee entlang. Der hohe Erdwall würde ihr für ein paar hundert Meter Schutz bieten.

Hinter der geschlossenen Badezimmertür streifte Alexa Barnard ihren Morgenmantel und ihren Schlafanzug ab und zog die Flasche unter den mitgebrachten Kleidungsstücken hervor.

Fieberhaft schraubte sie den Verschluss ab. Es war nicht viel drin. Sie setzte die Flasche an den Mund und trank. Die Bewegung wurde von dem hohen Spiegel reflektiert. Unwillkürlich fiel ihr Blick dorthin: ihr nackter Körper, die Weiblichkeit so nutzlos, ihre schmutzigen Haare, die ihr strähinig ins Gesicht hingen, stoppelige Unterarmbehaarung, offener Mund, die Flasche verzweifelt erhoben, um den letzten Tropfen herauslaufen zu lassen. Sie erschrak vor diesem Dämon, der Starrheit, mit dem der Blick ihres Spiegelbildes auf die Flasche gerichtet war.

Wer war das? Wer stand dort?

Sie wandte sich ab, trank die Flasche aus, fand aber keine Erleichterung. Sie stellte die leere Flasche auf den Boden und stützte sich mit ausgestrecktem Arm an der Wand ab.

War sie das, die dort stand?

»Süßwasser« hatte der sympathische Ermittler mit den markanten Gesichtszügen und den zerzausten Haaren gesagt. »Wie konnte es so weit mit Ihnen kommen?«, hatte er wohl ausdrücken wollen. Sie hatte es ihm erzählt, aber die Geschichte war bis zu der jetzigen Begegnung im Spiegel unvollständig gewesen.

Sie drehte sich um und blickte erneut die Frau im Spiegel an. Der hochgewachsene Körper sah so wehrlos aus. Die Beine, die Hüften, der Bauch, der in einer kleinen Rundung schlapp herunterhing, die festen Brüste, die länglichen Brustwarzen, der fältige Hals. Das Gesicht, verlebt, verbraucht, ausgetrunken.

Das war sie. Ihr Körper, ihr Gesicht.

Mein Gott.

»Wie bist du an diesen Punkt gekommen?« Ehrliche Neugier lag in ihrer Stimme.

Sie riss sich los, ging in die Dusche. Bis hierher. Aber weiter wollte sie nicht mehr. Konnte sie nicht mehr.

Mechanisch drehte sie die Hähne auf.

Adam war tot. Was sollte sie tun? Heute Abend? Morgen?

Die Angst, die in ihr aufwallte, war so übermächtig, dass sie sich mit beiden Händen an den Kachelwänden abstützen musste, um nicht umzukippen. So blieb sie einen Augenblick stehen. Das Wasser war zu heiß, aber sie spürte es nicht. Ihre Tabletten, die brauchte sie, die Schlaftabletten, so dass sie wegtreiben konnte, weg von der Frau im Spiegel, weg von der verzehrenden Angst, dem Durst, der Dunkelheit, die vor ihr lag.

Die Tabletten waren in dem Zimmer, in dem Tinkie Kellerman saß.

Dann würde sie etwas anderes finden müssen. Hier, im Badezimmer. Eilig verließ sie die Dusche, riss das Badschränkchen auf, mit zitternden Händen, zu hastig. Flaschen fielen um. Nichts, was sie gebrauchen konnte. Sie griff nach ihrem Ladyshave, doch auch er war nutzlos. Sie warf ihn weg, gegen die Tür, kramte im Schrank herum, hier ist nichts, nichts ...

»Mevrou?«, fragte Tinkie Kellerman durch die verschlossene Tür.

Alexa Barnard drehte sich um und schloss das Badschränkchen. »Lassen Sie mich in Ruhe!« Ihre Stimme klang fremd.

»Mevrou, bitte ...«

Ihr Blick fiel auf die Ginflasche. Sie griff sie am Hals und schlug sie an der Wand entzwei. Ein Glassplitter traf sie an der Stirn. Sie betrachtete die scharfkantige Scherbe, die in ihrer Hand zurückblieb. Sie hob den linken Arm und schnitt ihn mit aller Kraft, tief und verzweifelt, von der Handfläche bis zum Ellenbogen auf. Das Blut spritzte in einer Fontäne heraus. Und noch ein Schnitt.

Im Wohnzimmer saßen Mouton und Groenewald nebeneinander auf der großen Couch. Dekker hatte ihnen gegenüber Platz genommen.

»Ich habe keine Beweise«, sagte Mouton.

»Sag ihm einfach, was passiert ist, Willie.«

Die beiden sind genau wie das Paar in den alten Schwarzweißfilmen, dachte Dekker. Wie hießen die gleich noch?

»Also, neulich ist ein Mann in mein Büro geplatzt und hat gesagt, er wolle Adam umbringen.«

»Und wer war dieser Mann?«

Mouton wandte sich an seinen Anwalt. »Bist du sicher, dass das keine üble Nachrede ist, Regardt?«

»Ja, ganz sicher.«

»Und wenn ich als Zeuge aussagen muss?«

»Willie, es wird nicht um üble Nachrede gehen.«

»Es könnte ihre Karriere beenden, Regardt. Stell dir mal vor, er war es nicht.«

»Du musst es erzählen, Willie, du hast keine andere Wahl.«

Laurel und Hardy, fiel es Dekker ein. Zwei weiße Komiker. Er fragte: »Meneer Mouton, wer war es?«

Mouton atmete tief ein, den Adamsapfel vorgereckt wie der Kehlsack eines Hahns. »Es war Jos Geysen«, sagte er und ließ sich zurücksinken, als habe er eine Bombe platzen lassen.

»Wer?«

»Der Gospelsänger«, sagte Mouton ungeduldig. »Von Jos und Melinda.«

»Kenne ich nicht.«

»Jos und Melinda? Die kennt doch jeder! Ihre neue CD hat sich sechzigtausend Mal verkauft, viertausend Stück allein an dem Tag, an dem sie in der Sendung *Musiekster* aufgetreten sind. Sie sind berühmt!«

»Und warum sollte Jos Geysen Adam Barnard ermorden wollen?«

Mouton lehnte sich vertraulich nach vorn und sprach auf einmal leise: »Weil Adam Melinda in seinem Büro gepoppt hat.«

»Gepoppt?«

»Sie wissen schon ... Er hat mit ihr Sex gehabt.«

»Barnard, in seinem Büro?«

»Genau.«

»Und Geysen hat sie erwischt?«

»Nein. Melinda hat gebeichtet.«

»Sie hat es Jos gebeichtet?«

»Nein, sie hat es Gott gebeichtet. Aber Jos war dabei.«

Fransman Dekker gab einen undefinierbaren Laut von sich, irgendetwas zwischen einem Lachen und einem ungläubigen Schnauben. »Das ist nicht Ihr Ernst, Meneer Mouton.«

»Doch!«, erwiderte dieser entrüstet. »Glauben Sie etwa, ich würde in einer solchen Situation hier sitzen und Witze reißen?«

Dekker schüttelte den Kopf.

»Gestern ist Jos Geyser mit einem Affenzahn an meiner Assistentin vorbeigestürzt und hat fast meine Tür eingerannt. Er sagte, er suche Adam und auf meine Frage:

›Warum?‹, antwortete er, er wolle ihn ermorden, denn er habe Melinda vergewaltigt. Als ich ihn fragte, wie er darauf komme, antwortete er, Melinda habe es gesagt. Und als ich gefragt habe: ›Was heißt das, sie hat es gesagt?‹, antwortete er, sie habe gebetet und die große Sünde gebeichtet, die in Adams Büro geschehen sei, auf dem Schreibtisch. Sie sagte, es sei der Teufel gewesen, aber Jos kenne Adams Manie. Und er wolle ihn erschlagen. Er war außer sich, er hätte sich beinahe auf mich gestürzt, als ich sagte, das klinge aber nicht nach einer Vergewaltigung. Wissen Sie, er ist ein Riesenkerl. Vor seiner Bekehrung war er Gladiator.« Dann senkte Mouton erneut die Stimme. »Aber die Sache ist die: Durch die vielen Steroide ... Sie wissen schon ... kriegt er keinen mehr hoch.«

»Das tut doch jetzt nichts zur Sache, Willie«, mahnte Groenewald.

»Doch, das gibt ihm ein Motiv«, entgegnete Mouton.

»Nein, nein ...«, sagte der Anwalt.

»Erschlagen?«, fragte Dekker. »Hat er das gesagt?«

»Ja, und er hat auch gesagt, er wolle ihn kaputtmachen ... Nein, er wolle ihn fertigmachen, er werde ihm die Eier abschneiden und sie eingerahmt über der Platin-CD bei sich zu Hause aufhängen.«

»Adams Manie? Was wollte Geyser damit sagen?«

»Adam ist ...« Mouton hielt inne. »Ich kann nicht glauben, dass Adam tot ist.« Er lehnte sich zurück und fasste sich an die Glatze. »Er war mein Freund. Mein Kompanion. Wir sind einen langen Weg gemeinsam gegangen ... Ich habe mal zu ihm gesagt, eines Tages würde einer von uns ...«

Er schwieg und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen.

»Entschuldigen Sie«, sagte Mouton. »Es fällt mir schwer ...«

Der Anwalt streckte wieder seine lange, schmale Hand nach seinem Mandanten aus. »Das ist doch ganz natürlich, Willie.«

»Er war so eine starke Persönlichkeit ...«

In dem Moment hörte Dekker die hohe, verzweifelte Stimme Tinkie Kellermans: »Fransman!«

Er sprang auf und eilte zur Tür.

»Fransman!«

»Ich komme!«, rief er. Er sah sie oben an der Treppe stehen.

»Hilf mir!«, rief sie. »Beil dich!«

Hundert Meter hinter dem Wasserspeicher bog der Weg nach links ab, bergauf, in Richtung Stadt. Er führte durch eine breite, flache Senke. Rachel Anderson hetzte zwischen Tannen hindurch und folgte dem Weg um dicke Felsbrocken herum. Dann sah sie eine niedrige Steinmauer mit einem Durchgang in der Mitte und ein paar Meter weiter, auf der rechten Seite, ein fast fertiges Haus hinter einer großen Eiche. Der tiefe Schatten bot Kühle, einen Ort zum Ausruhen, aber zuerst hielt sie Ausschau nach einem Wasserhahn, denn vor Durst war ihre Kehle ganz ausgetrocknet, kratzig und heiß.

Sie ging an der Garage entlang in Richtung Straße und blickte sich überall um. Zersägtes Tannenholz blockierte den Eingang zur Garage, die Blöcke ordentlich gestapelt. Sie entdeckte den Kran neben der Hintertür des Hauses, betete, dass er funktionierte, beschleunigte ihre Schritte, bückte sich, drehte ihn auf. Silbriges Wasser strömte heraus, in den ersten Momenten warm, dann plötzlich kühl. Sie kniete sich auf ein Bein, drehte den Hahn wieder ein wenig zu und trank, einfach so, direkt aus der Tülle.

Fransman Dekker hatte schon genug Türen aufgebrochen, um zu wissen, dass man nicht die Schulter benutzte. Er ging einen Schritt zurück und trat zu. Die Tür splitterte, gab aber nicht nach. Er trat wieder, ein Mal, zwei Mal, bevor das Schloss nachgab und die Tür etwa vierzig Zentimeter weit aufsprang – genug, um das Blut zu entdecken.

»Großer Gott!«, sagte Tinkie Kellerman hinter ihm.

»Was ist denn?«, fragte Willie Mouton und versuchte, sich vorbeizudrängen.

»Meneer, Sie können jetzt nicht ...«

Dekker zwängte sich ins Bad. Er sah Alexa Barnard auf dem Boden liegen. Er trat in das Blut und drehte die nackte Frau um. Ihre Augen waren geöffnet, ihr Blick war jedoch vollkommen apathisch.

»Den Notarzt!«, rief er. »Schnell!«

Er bückte sich und sah sich die Bescherung an. Ihr linker Unterarm wies tiefe Schnitte auf, mindestens drei. Das Blut floss immer noch. Er griff nach dem nächstbesten Kleidungsstück auf dem Boden und begann, es um die Wunde zu wickeln so fest er konnte.

Alexa sagte etwas zu ihm, kaum hörbar.

»Mevrou ...«, sagte er.

»Der andere Arm«, flüsterte sie.

»Wie bitte?«

»Schneiden Sie den anderen Arm auf, bitte«, sagte sie und hielt ihm mit matter Hand die Glasscherbe hin.

Rachel löschte ihren Durst und wusch sich das Blut von Händen, Armen und Gesicht. Dann stand sie auf, drehte den Hahn zu und atmete tief durch. Die Stadt lag nicht weit unterhalb.

Sie bog um die Ecke des Hauses, ein wenig ruhiger jetzt. Das Wasser hatte ihre Angst gemildert.

Doch dann sah sie sie, nur zwanzig Schritte entfernt, auf der Straße. Sie erstarrte und ihr stockte der Atem. Sie standen mit dem Rücken zu ihr, nebeneinander. Sie erkannte sie.

Sie stand da wie versteinert, hörte das ohrenbetäubende Klopfen ihres Herzens.

Sie blickten die abfallende Straße hinunter. Einer drehte den Kopf, sagte etwas. Würde er sie entdecken?

Doch er drehte sich wieder um, blickte geradeaus.

Rachel ging einen Schritt zurück, dann noch einen. Sie schauten immer noch den Berg hinunter. Die Garage. Mit den Holzblöcken. Dort musste sie hinein. Fünf Schritte hinter ihr. Ihre Angst war zu groß, um den Blick von ihnen abzuwenden. Vorsichtig ging sie rückwärts, voller Furcht, über irgendetwas zu stolpern. Wenn sie sich bloß nicht umsahen! Sie war seitlich neben der Garage, nur noch ein Schritt. Und dann begann der eine sich umzudrehen. Der, der sich mit dem Messer über Erin gebeugt hatte.

Im Frühstückraum des Cat & Moose Youth Hostel and Backpacker's Inn saß der neunzehnjährige Oliver »Ollie« Sands, den Kopf in die Hände gestützt. Er war leicht übergewichtig und rothaarig. Seine weiße Haut hatte zu viel Sonne abbekommen und seine Brille mit der eckigen, schwarzen Fassung lag vor ihm auf dem Tisch. Ihm gegenüber, nahe der Tür, saßen die Inspektoren Vusumuzi Ndabeni und Bennie Griessel.

»Mr Sands hat das Opfer als Miss Erin Russel identifiziert«, sagte Vusi auf Englisch, das Foto der Ermordeten und sein Notizbuch vor sich auf dem Tisch.

»Mein Gott!«, jammerte Sands und schüttelte den Kopf hinter den Händen.

»Er war zusammen mit Miss Russel und ihrer Freundin, Rachel Anderson, auf einer Rundreise durch Afrika unterwegs. Er weiß nicht, wo sich Miss Anderson aufhält. Zum letzten Mal hat er sie gesehen, als sie gestern Abend im Van Hunks waren, dem Nachtclub in der Castle Street.« Vusi blickte Sands an und wartete auf eine Bestätigung.

»Mein Gott«, sagte der junge Mann, ließ die Hände sinken und griff nach seiner Brille. Griessel sah, dass seine Augen gerötet waren.

»Mr Sands, Sie sind gestern in Kapstadt eingetroffen?«

»Ja, Sir. Wir kamen aus Namibia.« Sein amerikanischer Akzent war unüberhörbar, seine Stimme brüchig vor Erschütterung. Sands setzte die Brille auf und blinzelte, als sähe er Vusi zum ersten Mal.

»Waren Sie nur zu dritt?«, fragte Griessel.

»Nein, Sir, wir waren einundzwanzig Personen. Sogar dreiundzwanzig, als wir in Nairobi aufgebrochen sind. Aber ein Junge und ein Mädchen aus den Niederlanden sind in Daressalam ausgestiegen. Sie ... Ihnen hat es nicht gefallen.«

»Eine Rundreise?«, hakte Griessel nach.

»Ja, die African Adventure Tour. Über Land, mit einem Lastwagen.«

»Sie und die beiden Mädchen sind zusammen unterwegs gewesen?«

»Nein, Sir, ich habe die beiden erst in Nairobi kennengelernt. Sie kommen aus Indiana, ich aus Phoenix, Arizona.«

»Aber Sie waren gestern Abend mit ihnen zusammen?«

»Wir sind mit einer ganzen Gruppe in den Club gegangen.«

»Wie viele waren Sie insgesamt?«

»Ich weiß nicht ... Vielleicht zehn Leute, ich bin mir nicht ganz sicher.«

»Aber die beiden Mädchen waren dabei?«

»Ja, Sir.«

»Was ist im Club passiert?«

»Wir haben uns amüsiert. Ganz normal ...« Sands nahm wieder die Brille ab, rieb sich die Augen. »Wir haben etwas getrunken, ein bisschen getanzt ...« Er setzte die Brille wieder auf.

Diese Geste machte Griessel misstrauisch.

»Um welche Uhrzeit sind Sie gegangen?«, fragte Vusi.

»Ich ... ich war ein bisschen müde. Ich bin gegen elf Uhr hierher zurückgekommen.«

»Und die Mädchen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Waren sie noch im Club, als Sie gegangen sind?«

»Ja, Sir.«

»Also haben Sie Miss Russel im Club zum letzten Mal lebend gesehen?«

Sands wurde von seinen Gefühlen übermannt. Er nickte nur, als traue er seiner Stimme nicht.

»Und sie haben getrunken und getanzt.«

»Ja, Sir.«

»Und sie waren immer noch mit der Gruppe zusammen?«

»Ja, ich glaube schon. Jason war da. Und Steven, Sven, Kathy ...«

»Wissen Sie, wie Ihre Mitreisenden mit Nachnamen heißen?« Vusi zog sein Notizbuch heran.

»Nicht alle. Jason heißt Dicklurk, Steven Cheatsinger ...«

»Könnten Sie uns das buchstabieren?«

»Na ja, Jason – J, A, S, O, N. Aber seinen Nachnamen? Könnte ich ...«

»Wird Steven mit PH oder V geschrieben?« Vusis Stift schwebte über dem Notizbuch.

»Ich weiß es nicht.«

»Und Stevens Nachname?«

»Warten Sie ... Könnte ich vielleicht die Liste holen gehen? Die Liste mit allen Namen, denen der Teilnehmer, der Fremdenführer und allen anderen.«

»Ja, tun Sie das.«

Sands stand auf und ging zur Tür. Er hielt inne. »Ich habe Bilder. Von Rachel und Erin.«

»Fotos?«

»Ja.«

»Könnten Sie die Fotos holen?«

»Sie sind auf meinem Fotoapparat, aber ich kann sie Ihnen zeigen.«

»Das wäre gut.«

Ollie Sands ging hinaus.

»Wenn wir ein Foto von dem vermissten Mädchen bekommen könnten ...«, begann Vusi.

»Er verheimlicht uns etwas«, sagte Griessel. »Etwas, das mit gestern Abend zu tun hat.«

»Meinst du, Bennie?«

»Ja, gerade eben, als er seine Brille abgenommen hat – da hat er auf einmal gelogen.«

»Er hat geweint, bevor du gekommen bist. Vielleicht hat er deshalb ...«

»Nein, Vusi, er verheimlicht irgendetwas. Brillenträger haben so eine Art ... Manchmal ...« Griessel unterbrach sich, denn Dekker hatte ihn gelehrt, dass er seine

Mentorrolle taktvoll spielen musste. »Weißt du, Vusi, das lernt man einfach mit den Jahren bei Vernehmungen.«

»Du weißt, dass ich etwas dazulernen will, Bennie.«

Griessel stand auf. »Komm, setz du dich hierher, Vusi. Der Befragte sollte immer mit dem Rücken zur Tür sitzen.« Er verschob die Stühle, setzte sich wieder. Vusi nahm neben ihm Platz. »Du wirst sehen, wenn sie etwas zu verheimlichen haben ... Angenommen, er würde hier schräg am Tisch sitzen, dann zeigen seine Beine zur Tür, und du kannst nicht so deutlich erkennen, wenn er lügt. Aber mit der Tür im Rücken fühlt er sich gefangen. Dann erkennt man die Zeichen. Die Leute schwitzen, fassen sich kurz in den Kragen, zucken mit einem Bein oder einem Fuß oder legen die Hand vor die Augen, und Brillenträger nehmen die Brille ab. Sands hat genau das getan, als er behauptet hat, gestern Abend früh nach Hause gegangen zu sein.«

Ndabeni hing an seinen Lippen. Er sagte: »Danke, Bennie. Ich werde ihn fragen.«

»Ist er als Einziger der Gruppe hier?«

»Ja. Einige von ihnen sind gestern Abend zurückgefliegen, die anderen sind unterwegs. Auf einer Wein- oder Bergtour.«

»Aber er war hier?«

»Ja, er hat noch im Bett gelegen.«

»Und warum wohl?«

»Gute Frage.«

»Weißt du, wie du seine Augenbewegungen interpretieren musst, Vusi?«

Der schwarze Ermittler schüttelte den Kopf.

»Du bringst ihn erst dazu, etwas aufzuschreiben, dann siehst du, ob er Links- oder Rechtshänder ist. Dann beobachtest du seine Augenbewegungen, wenn er antwortet.«

In diesem Moment klingelte Griessels Handy. Er sah den Namen auf dem Display. *AFRIKA*. »Der Kommissaris«, sagte er, bevor er ranging. Vusi zog die Augenbrauen hoch.

»Griessek«, meldete er sich.

»Bennie, was zum Teufel ist da los bei euch?«, fragte der Distriktkommissaris so laut, dass Vusi mithören konnte.

»Kommissaris?«

»Eben ruft ein Anwalt bei mir an, Groenwoud oder Groenewald oder so, schwafelt so salbungsvoll wie ein Missionar und behauptet, ihr hättet mit Adriaan Barnards Frau Bockmist gebaut!«

»Adam Bar...«

»Ist doch scheißegal!«, unterbrach ihn John Afrika. »Und jetzt hat die Frau einen Selbstmordversuch begangen, weil ihr eine Scheißangst eingejagt habt, dabei hat sie mit der verdammten Sache überhaupt nichts zu tun!«

Eine eiskalte Hand legte sich um Griessels Herz. »Ist sie tot?«

»Nein, verdammt, ist sie nicht, aber du solltest da sein und die Sache unter Kontrolle halten, Bennie, dafür habe ich dich eingesetzt! Kannst du dir vorstellen, wie die Presse das aufbauschen wird? Ich habe gehört, Barnard war ein verdammter Promi.«

»Kommissaris, niemand hat ...«

»Wir sehen uns im Krankenhaus. Ihr kommt sofort dahin, du und Fransman Dekker. Der kann seinen verdammten Ehrgeiz nicht zügeln, und wenn ich ihn decke, heißt es, ich täte das nur, weil er auch ein verdammter *Hotnot* ist und ich meine eigenen Leute bevorzuge. Wo bist du überhaupt, verdammt?«

»Bei Vusi, Kommissaris. Der Kirchenmord ...«

»Ich habe gehört, es war eine amerikanische Touristin, *Jissis*, Bennie, und das ausgerechnet an einem Dienstag, muss das sein. Bennie, wir treffen uns in fünf Minuten im Krankenhaus.« Dann war die Leitung tot. Bennie machte sich Vorwürfe, weil er Alexa Barnard den Alkohol gegeben hatte. Außerdem hatte der Kommissaris nicht erwähnt in welchem Krankenhaus. Dann kam Oliver Sands mit der Kamera in der Hand herein und begann wieder zu weinen, als er auf das Display des Apparates blickte. Er hielt ihn so, dass die Ermittler gemeinsam die Bilder anschauen konnten. Bennie Griessel betrachtete die Aufnahmen, und eine eiskalte Hand presste sein Herz zusammen. Die altbekannten Beklemmungen. Und die Angst. Denn Rachel Anderson und Erin Russel posierten auf den Fotos lachend, schön und sorglos vor dem Hintergrund des Kilimandscharo. Jung

und übersprudelnd vor Leben, genau wie seine Tochter Carla, mittendrin im großen Abenteuer.

Rachel Anderson lag auf dem Bauch hinter dem Stapel Tannenholzscheite in der Kühle der fast fertigen Garage und versuchte, ihren Atem unter Kontrolle zu bringen.

Sie befürchtete, sie hätten sie gesehen, denn sie hörte, wie sich Stimmen und Schritte näherten.

»... mehr Leute«, sagte der eine.

»Vielleicht. Wenn aber der Große durchkommt, haben wir mehr als genug.«

Rachel kannte ihre Stimmen.

Sie blieben genau vor der Garage stehen.

»Ich hoffe nur, dass sie immer noch da draußen ist.«

»Beschissener Berg. Er ist riesig. Aber sobald sie sich bewegt, wird Barry das Mädchen entdecken. Außerdem überwachen die Bullen die Straßen. Wir kriegen diese Mistkuh, das sag dich dir, früher oder später kriegen wir sie. Dann hat diese ganze Scheiße ein Ende.«

Rachel lag da und lauschte den Stimmen und den sich entfernenden Schritten. *Außerdem überwachen die Bullen die Straßen.* Diese Worte hallten in ihrem Kopf wider und töteten den letzten Funken Hoffnung.

Bennie Griessel sagte auf Afrikaans: »Er wird reden, Vusi. Du musst ihn nur einschüchtern. Sag ihm, dass du ihn einsperrst. Oder bring ihn in den Zellenblock. Ich muss los.«

»Okay, Bennie«, sagte Vusi, und Griessel machte sich auf den Weg. Draußen, unterwegs zu seinem Auto rief er Dekker an. »Lebt sie noch, Fransman?«

»Ja, sie lebt. Tinkie ist bei ihr geblieben, die ganze Zeit, aber dann ist sie ins Badezimmer abgehauen, hat sich eingeschlossen und sich mit einer Ginflaschenscherbe die Pulsader aufgeschnitten.«

Ginflasche? Die Flasche, aus der er ihr geschenkt hatte? Wie hatte sie die ins Badezimmer geschmuggelt?

»Wird sie es schaffen?«

»Ich glaube schon, wir waren sofort bei ihr. Sie hat viel Blut verloren, aber sie müsste eigentlich durchkommen.«

»In welchem Krankenhaus liegt sie?«

»Im City Park. Hat dich der Kommissaris angerufen?«

»Ja, er ist auf hundertachtzig.«

»Keiner kann was dafür, Bennie, es liegt nur daran, dass diese bescheuerte Mouton-Schwuchtel so einen Aufstand veranstaltet hat. Als er das Blut gesehen hat, ist er völlig ausgeflippt.«

»Wir kriegen das hin, Fransman. Ich bin gleich da.« Er stieg in sein Auto und fragte sich, ob ihm während des Gesprächs mit Alexa Barnard irgendetwas entgangen war.

Hatte es Anzeichen für die Tat gegeben?

Inspekteur Vusi Ndabeni sagte: »Ich bin Ihr Freund. Sie können mir alles erzählen.« Er beobachtete, wie Oliver Sands nach seiner Brille griff und sie abnahm.

»Ich weiß«, sagte Sands und begann, die Brille mit seinem T-Shirt zu putzen. Er saß jetzt mit dem Rücken zur Tür.

»Also, was ist gestern Abend wirklich passiert?« Vusi achtete darauf, ob er eines der Zeichen erkannte, von denen Bennie ihm erzählt hatte.

»Habe ich Ihnen doch schon gesagt«, antwortete Sands beherrscht.

Vusi sagte eine ganze Weile lang nichts. Er sah Sands unverwandt an, aber dessen kurzsichtige Augen mieden seinen Blick. Er wartete, bis sein Gegenüber die Brille wieder aufgesetzt hatte. Dann neigte er sich nach vorn. »Ich glaube nicht, dass Sie mir alles gesagt haben.«

»Doch habe ich, ehrlich.« Dabei fasste Sands wieder an die Brille und verrückte sie.

Bennie hatte gesagt, er solle ihn einschüchtern. Er wusste nicht, ob er darin sehr überzeugend sein konnte. Er zog ein Paar Handschellen aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

»Zellen sind keine angenehmen Orte.«

Sands blickte die Handschellen an. »Bitte nicht!«, sagte er.

»Ich möchte Ihnen helfen.«

»Das können Sie nicht.«

»Warum nicht?«

»Mein Gott ...«

»Mr Sands, bitte stehen Sie auf und legen Sie die Hände auf den Rücken.«

»Oh, nein!« Oliver Sands seufzte und stand langsam auf.

»Sind Sie bereit, mit mir zu reden?«

Sands blickte Vusi an. Ein Schauer überlief ihn, dann setzte er sich langsam wieder hin.

»Ja.«

09:04 – 10:09

Griessel fuhr die Loopstraat hinunter in Richtung Hafen. Er wäre besser in die Breestraat eingebogen, denn auf dieser Strecke war der Verkehr viel zu dicht: nervtötend langsam daherschleichende Autos, Fußgänger, die unvermittelt die Straße überquerten, ortsansässige Wagehälse und Touristen aus Gauteng. Letztere waren unverkennbar. Das war jetzt die zweite Welle, die erste war die Schulferien-Brigade gewesen, unerträglich arrogante Leute, die glaubten, sie seien ein Gottesgeschenk für das Kap, in der Regel Familien mit mürrischen, handybewehrten Teenagern. Mutter kaufte die Läden leer, und Vater kannte sich nicht aus, ein notorisches Verkehrshindernis. Die zweite Welle rollte im Januar an, die reichen Knacker, die erst in Sandton ihren Weihnachtsgewinn eingefahren hatten und ihr Geld ein paar Wochen später mit großer Verbissenheit und Überheblichkeit am Kap unters Volk brachten.

Er sah kleine Gruppen von Touristen, Europäer: derart gesetzestreu, dass sie die Straße nur an Ampeln überquerten, die Nase in Reiseführern, die teure Kamera immer im Anschlag. Er blieb stehen, überall nur rote Ampeln. Wieso konnte die Metro-Polizei nicht mal den Hintern in Bewegung setzen und die Dinger synchronisieren?

Das erinnerte ihn daran, dass er den Feldmarschall anrufen musste – Oerson. Um nachzuhören, ob sie etwas gefunden hatten. Nein, er musste Vusi daran erinnern, sich zu erkundigen. Es war Vusis Fall. Ungeduldig trommelte Griessel mit den Fingern auf dem Lenkrad herum. Er erkannte, dass es der Rhythmus von »Süßwasser« war, und konnte die Stimme seines Gewissens nicht länger ignorieren. Er hätte es kommen sehen müssen.

Sie hatte ihm erzählt, dass sie sich manchmal vorstellte, Selbstmord zu begehen. »So dass Adam, wenn er um halb sieben nach Hause kommt und die Treppe raufgeht, mich finden muss. Dann würde er sich zu mir beugen und sagen: ›Du bist die Einzige, die ich je geliebt habe.‹ Aber tot sein und Adams Zerknirschung sehen, das ließ sich einfach nicht unter einen Hut bringen.«

Er schüttelte den Kopf. Wie hatte er das nur übersehen können? Es lag daran, dass er so früh aufgestanden war, eine Stunde früher als sonst, dass er heute nicht richtig bei der Sache war. Und dann hatte er ihr auch noch Alkohol gegeben! Er, der große Mentor, der »schon vergessen hatte, was die anderen noch lernen mussten«.

Er suchte nach mildern Umständen. Die Art, wie Alexa es gesagt, und die Geschichte, die sie danach erzählt hatte, hatten ihn abgelenkt und ein falsches Bild geschaffen, nämlich von einer Frau, die auf ihre Art alles unter Kontrolle hatte. Sie hatte ihn manipuliert, als er »Süßwasser« flüsterte und sie ihm ihr Glas wieder hinhielt – der Tribut für ihre Geschichte.

Er hatte nur ihren Durst gesehen, das war das verdamnte Problem. Er hatte ihr zwei Fingerbreit eingeschenkt, und sie hatte die Haare aus dem Gesicht gestrichen und gesagt: »Ich war so ein schrecklich unsicheres kleines Ding.« Ihre Geschichte führte weg vom Thema Selbstmord und faszinierte ihn. Doch er hatte nur die Worte gehört, die deutliche Ironie in ihrer Stimme, den Spott, als sei ihre Geschichte nur eine Parodie ihres Lebens.

Sie war das einzige Kind eines Bankangestellten und einer Hausfrau. Alle drei, vier Jahre war die Familie wegen der Versetzungen des Vaters umgezogen – Parys, Potchefstroom, Port Elizabeth und endlich Bellville, das den P-Rhythmus durchbrochen hatte. Bei jedem Umzug hatte sie kaum geschlossene Freundschaften zurücklassen und an einer neuen Schule als Außenseiterin neu anfangen müssen, in dem Bewusstsein, dass wieder alles nur vorübergehend sein würde. Mit der Zeit hatte sie sich immer mehr in ihre eigene Welt zurückgezogen, meist hinter ihrer geschlossenen Zimmertür. Sie hatte ein peinlich persönliches Tagebuch geführt, gelesen und geträumt – in den Jahren auf der höheren Schule vor allem davon, Sängerin zu werden, von vollen Sälen, stehenden Ovationen, intimen Cocktailpartys mit anderen Prominenten und Prinzen, die ihr den Hof machten.

Schuld daran war ihre Großmutter väterlicherseits, die einzige Konstante in ihrem Leben, bei der sie jeden Dezember die großen Ferien verbrachte, in der Sommerhitze von Kirkwood im Sondagrivierdal. Ouma Hettie war ihr Leben lang Musiklehrerin gewesen, eine energische, disziplinierte Frau mit einem herrlich angelegten Garten, einem tadellos ordentlichen Haus und einem Baby Grand im Wohnzimmer. Es war ein Haus der Düfte und Töne: Marmelade und Aprikosenkompott auf dem Herd, Plätzchen oder Lammkeule im Ofen, die Stimme ihrer Oma, die sang oder redete, und abends die lieblichen Klänge des Klaviers, die aus den offenen Fenstern des kleinen blauen Hauses hinausschwebten, über die große Veranda, den grünen Garten und die angrenzenden Orangenhaine hinweg bis zu den Hügeln von Addo und dem sich verfärbenden Horizont.

Früher hatte Alexa immer nur neben ihrer Oma gesessen und zugehört. Später, als sie die Texte und Melodien auswendig kannte, hatte sie immer öfter mitgesungen.

Oma Hettie liebte Schubert und die Sonaten von Beethoven, aber am meisten mochte sie die Gershwin-Brüder. Nostalgisch flocht sie ihre Geschichten zwischen den Liedern ein, zauberte »Rialto Ripples« und »Swanee« aus den Tasten, sang »Lady Be Good« und »Oh, Kay!«. Sie erzählte Alexa, die Stücke seien von Kay Swift inspiriert, die George sehr geliebt habe, was ihn aber nicht davon abgehalten habe, auch mit der bildschönen Schauspielerin Paulette Goddard ein Verhältnis anzufangen.

An einem drückend heißen Abend in ihrem fünfzehnten Lebensjahr hatte Oma Hettie plötzlich aufgehört zu spielen und zu Alexa gesagt: »Stell dich da hin.« Brav hatte sie sich neben das Klavier gestellt.

»Und jetzt singst du!«

Und das tat Alexa, zum ersten Mal aus voller Brust. Sie stimmte »Of Thee I Sing« an und sah, wie die alte Frau die Augen schloss und verzückt lächelte. Als die letzte Note in der schwülen Sommerluft verklang, hatte Hettie Brink ihre Enkelin angesehen und schließlich auf Englisch – der Sprache, in der sie so viele Jahre unterrichtet hatte – gesagt: »Mein Schatz, du hast eine perfekte Tonlage und eine außergewöhnliche Stimme. Du wirst ein Star werden.« Dann zog sie das *Gershwin Songbook* von Ella Fitzgerald aus dem Stapel ihrer Langspielplatten.

Damit hatte der Traum begonnen. Und Oma Hetties offizieller Unterricht.

Alexas Eltern reagierten nicht gerade begeistert. Eine Karriere als Sängerin hatten sie sich für ihr einziges Kind nicht vorgestellt. Sie wollten, dass sie auf Lehramt studierte. Etwas Solides, auf das sie »zurückgreifen konnte«. »Welcher Mann heiratet schon eine Sängerin?«, hatte Alexa die Einwände ihrer Mutter nachgeöff.

Während ihres Abschlussjahres in der Schule kam es zu heftigen Konflikten, langen und erbitterten Diskussionen im Wohnzimmer. Alexa zog sich hinter ihre letzte Verteidigungslinie zurück, indem sie – im Gedanken an ihre Großmutter – hervorbrachte: »Das ist mein Leben. Meines!«

Eine Woche vor dem Abschlussexamen ging sie zu einem Vorsingen des Dave-Burmeister-Orchesters.

An diesem Tag hatte ihr Lampenfieber sie fast überwältigt. Das Gefühl war ihr nicht neu. Sie hatte das bereits bei den Festivals erlebt und vor ihren gelegentlichen Auftritten bei Hochzeiten und in kleinen Clubs mit obskuren Bands. Es war eine immer wiederkehrende Heimsuchung, ein Teufel, der vier Tage vor dem Auftritt systematisch von ihr Besitz ergriff, so dass sie schließlich mit wild klopfendem Herzen, schwitzigen Händen und der überwältigenden Gewissheit, dass sie sich bis auf die Knochen blamieren würde, den Weg von der Garderobe zum Mikrofon nur mit übermenschlicher Willenskraft zurücklegen konnte.

Wenn sie dann aber anfang zu singen, sobald der erste Ton aus ihrer wie zugeschnürten Kehle drang, verflüchtigte sich der Dämon, als sei er nie dagewesen.

Bei ihrem ersten Auftritt für Burmeister in einem Johannesburg Club hatte ihre Großmutter sie begleitet, um ihr den Rücken zu stärken, den Teufel in Schach zu halten, ihre Angst zu beschwichtigen und ihr Mut zuzusprechen. »Du bist dafür geboren, mein Schatz. Geh raus und wirf sie um.«

Genau das hatte sie getan. Die Kritik im *Star* lag neben dem Bett ihrer Großmutter, als sie zwei Monate später im Schlaf starb. *Alexandra Brink, in schimmerndem Schwarz, ist eine wahre Augenweide – jung, blond und hübsch. Aber wenn sie singt, beweisen ihre rauchige, sinnliche Stimme, ihre Beherrschung eines klassischen Repertoires sowie ihre innovativen Interpretationen eine seltene Reife und große Musikalität. Ihr Repertoire umfasst Gershwin, Nat King Cole, Ma Rainey, Bessie Smith und Bobby Darin, wobei Burmeisters Arrangements sich perfekt ihrem Stil und ihrer Persönlichkeit anpassen.*

Oliver Sands aus Phoenix, Arizona, erzählte Inspekteur Vusi Ndabeni, wie er sich am achten Tag der African Overland Adventure Tour in Rachel Anderson verliebt hatte. In Sansibar. Bei einem Teller Meeresfrüchte, die er mit großer Hingabe verzehrte.

»Dir scheint's ja zu schmecken«, hatte Rachel gesagt.

Er hatte aufgeblickt. Sie hatte auf der anderen Seite des Restauranttischs gestanden, das smaragdgrüne Meer hinter ihr, lange, dunkelbraune Haare, zu einem über schulterlangen Zopf geflochten, eine Baseballmütze auf dem Kopf und lange braune Beine in Jeansshorts. Oliver schämte sich im ersten Augenblick für den Appetit, mit dem er seine Meeresfrüchte gefuttert hatte. Aber als sie den Stuhl ihm gegenüber zurückzog und sagte: »Darf ich mich zu dir setzen? Ich muss das unbedingt auch mal probieren!«, konnte er sein Glück kaum fassen.

Er erzählte, alle Teilnehmer hätten sich am ersten Abend der Tour vorgestellt, in einem Campingstuhlkreis unter dem Sternenhimmel Afrikas. Er hatte nicht mal versucht, sich Erins und Rachels Namen zu merken, denn schöne, sportliche, schlagfertige Mädchen wie sie hatten ihn seit jeher übersehen. Als sich Rachel in Sansibar ihm gegenüber setzte und begeistert ihren Seafoodteller verdrückte, hatte er krampfhaft versucht, sich an ihren Namen zu erinnern. Denn sie hatte sich tatsächlich mit ihm unterhalten! Sie hatte ihn gefragt, wo er herkomme und welche Zukunftspläne er habe. Sie hatte seinen Antworten aufmerksam zugehört und ihm von ihrem Traum erzählt, Ärztin zu werden und eines Tages hier in Afrika etwas zu bewegen.

Da verlor er sein Herz an eine namenlose Frau.

Alexa Brinks Lampenfieber wurde immer schlimmer. Der Verlust ihrer Großmutter trug vermutlich mit dazu bei, weil damit eine Art Fundament weggebrochen war. Sie fing zunächst an zu rauchen, um die Angst zu unterdrücken.

Trotz der lobenden Kritiken und der positiven Reaktionen des kleinen, loyalen Publikums in Johannesburg, Durban und Kapstadt hockte sich der Teufel des Selbstzweifels jeden Abend auf ihre Schulter und träufelte ihr Gift ins Ohr. Eines Tages werde sie demaskiert werden, irgendjemand im Publikum werde ihre Mittelmäßigkeit erkennen und herausposaunen, dass sie ein Parvenü sei, eine Betrügerin, die allen etwas vormachte. In der Einsamkeit ihrer Garderobe wurde sie nicht damit fertig. Eines Abends war sie in die Garderobe von Dave Burmeister hereingepplatzt und hatte ihm ihre Ängste unter Tränen gebeichtet. Es war der Beginn eines Martyriums. Die sanfte, ruhige Stimme des Orchesterleiters hatte sie anfangs beruhigt und ans Mikrofon getrieben. Aber jeden Abend dauerte es etwas länger, kostete es mehr Überredung und mehr Lob, bis sie sich überwinden konnte, den furchterregenden Gang auf die Bühne anzutreten.

Bis Burmeister ihr in seiner Ratlosigkeit ein Glas Cola mit Brantwein hinstellte und sagte: »Mein Gott, jetzt trink das einfach.«

Oliver Sands schwärmte diskret. Instinktiv hatte er gewusst, dass er seine brennende Leidenschaft für sich behalten musste. Er musste Distanz wahren. Auf dem Lastwagen versuchte er nicht, neben ihr zu sitzen, und er baute abends auch nicht sein Zelt in ihrer Nachbarschaft auf. Er wartete auf den magischen Augenblick, wenn sie sich – oft begleitet von Erin – spontan mit ihm unterhielt oder ihn bat, sie mit seiner Videokamera vor irgendeiner Touristenattraktion zu filmen. Sie hatte gesehen, dass er manchmal mit einem Buch in der Hand dasaß, und ihn gefragt, was er las. So waren sie über Literatur ins Gespräch gekommen. Abends setzte sie sich mit ihrer ansteckenden Begeisterungsfähigkeit neben ihn und fragte: »Und, Ollie, hatten wir nicht einen wunderschönen Tag?«

Er dachte Tag und Nacht an sie, wusste in jedem Augenblick, wo sie war, was sie tat, mit wem sie sprach. Er hatte beobachtet, dass sie mit allen in der Gruppe herzlich umging. Er hatte sogar gemessen, wie viel Zeit sie mit wem verbrachte, und festgestellt, dass er ein Auserwählter war – ihm widmete sie mehr Zeit und Aufmerksamkeit als irgendjemandem sonst. Rachel hatte die beiden sportlichen, selbstsicheren Hauptfremdenführer, die bei den anderen jungen Frauen so beliebt waren, nicht anders behandelt als die anderen jungen Männer in der Gruppe. Sie war zu allen höflich und freundlich, aber meist aß sie in Ollies Nähe. Mit ihm unterhielt sie sich intensiver, und ihm vertraute sie weit mehr persönliche Geheimnisse an.

Bis sie zum Karibasee gelangten. Als sie dort am zweiten Tag auf die Hausboote kletterten, war Rachel plötzlich ernst und still. Ihre Lebensfreude war dahin, die Spontaneität erloschen.

Alexa Barnard hatte gelernt, vor einem Auftritt drei Gläser zu trinken. Diese Dosis brauchte sie, um den Teufel in seine Schranken zu weisen. Das war ihre Grenze. Vier führten zu einer schleppenden Aussprache und wirbelten die Texte in ihrem Kopf durcheinander, worauf Burmeisters Väterlichkeit einem sorgenvollen Stirnrunzeln wich. Zwei waren zu wenig.

Sie war sich des Risikos bewusst. Deswegen trank sie nicht tagsüber oder nach einem Auftritt. Nur diese drei Gläser – das erste stürzte sie anderthalb Stunden, bevor sich der Vorhang hob, verbissen hinunter, die anderen beiden trank sie langsamer und bewusster. Der Bassist hatte sie mit Gin bekannt gemacht, der im Gegensatz zu Brantwein nicht eine solche Fahne verursachte. Sie hatte Gin Tonic probiert, aber das mochte sie nicht. Dry Lemon wurde schließlich ihr Mixgetränk.

Und so hielt sie vier Jahre lang den Dämon im Zaum, brachte Hunderte Auftritte hinter sich und nahm zwei CDs zusammen mit dem Burmeister-Orchester auf.

Dann traf sie Adam Barnard.

Er war ihr eines Abends in einem kleinen Kapstädter Theater aufgefallen, dieser große, attraktive Mann mit den dichten schwarzen Haaren, der ihr so andächtig zugehört hatte. Am nächsten Abend war er wieder da. Nach der Show klopfte er mit einem Strauß Blumen an ihre Garderobentür. Er war beredt und charmant, seine Komplimente wohl dosiert, so dass sie äußerst glaubwürdig wirkten. Er lud sie zum Mittagessen ein, ein Geschäftsessen, wie er betonte.

Alexa war reif für das, was er ihr vorzuschlagen hatte. Sie kannte die Grenzen ihres Genres. Zwar war sie zu diesem Zeitpunkt einem kleinen Kreis von Zuhörern bekannt; es gab einige schmeichelnde Interviews in den Feuilleton-Beilagen diverser Tageszeitungen und bescheidene CD-Verkäufe. Aber sie war sich auch der Beschränkungen ihrer Karriere, ihres Publikums und ihrer Einkünfte bewusst. Sie hatte die höchste Sprosse einer kurzen Leiter erklommen, und ihre Aussichten waren vorhersehbar und nicht sonderlich verlockend.

Deswegen unterschrieb sie drei Tage später den Vertrag mit Adam Barnard. Er band sie an seine Plattenfirma und an ihn als ihren Manager.

Er hatte seine professionellen Versprechungen gehalten. Er wählte afrikaanssprachige Stücke der bekannten Musiker und Songschreiber Anton Goosen, Koos du Plessis und Clarabelle van Niekerk aus, die zu ihrer Stimme und ihrem neuen Stil passten. Er engagierte die besten Musiker für die Studioaufnahmen, kreierte einen einzigartigen Sound und brachte sie systematisch in die Medien. Und mit derselben stillen Professionalität machte er ihr den Hof und heiratete sie. Er hatte sie durch seine vorbehaltlose Unterstützung, den Glauben an ihr Talent und seine schönen, schönen Worte sogar von den drei Drinks vor ihren Auftritten geheilt. Zwei Jahre lang boten ihr das Leben und ihre Karriere alles, wovon sie immer geträumt hatte.

Bis eines Tages Außenaufnahmen für die Frauenzeitschrift *Sarie* wegen schlechten Wetters abgesagt wurden und sie unerwartet früh am Nachmittag nach Hause kam. Und dort, in demselben Wohnzimmer, in dem sie und Griessel gesessen hatten, fand sie Adam Barnard mit heruntergelassener Hose, und vor ihm kniete Paula Phillips, die gerade mit langen, schlanken Fingern und einem rot geschminkten Mund eine geschickte Fellatio ausführte. Ja, Paula Phillips, die schwarzhaarige Sängerin mit den langen Beinen und den großen Brüsten, die bis heute mit ihrer dünnen Stimme einem anspruchslosen Publikum kommerziellen Mist aufischte.

Das war der Tag, an dem Alexa Barnard ernsthaft zu trinken begann.

Oliver Sands war sich sicher, dass Rachel Andersons verändertes Verhalten allen Mitreisenden gegenüber mit irgendetwas zusammenhing, was er getan oder gesagt hatte. Er wusste nur nicht, was es gewesen war. Er hatte versucht, sich an jede Begegnung mit ihr zu erinnern, an jedes Wort, aber konnte die Ursache ihrer Ablehnung nicht finden. Hatte er etwas zu einer anderen Person gesagt oder vielleicht etwas getan, was sie so sehr enttäuscht hatte? Nächstelang lag er wach und starrte auf den Fahrten zu den Victoria-Fällen, dem Chobe-Wildpark, dem Okavango-Delta, der Etosha-Pfanne und endlich hinunter ans Kap aus dem Fenster. Er hoffte auf einen Geistesblitz, auf eine Idee, die ihm helfen würde, alles wiedergutzumachen.

Bis zum vorigen Abend im Van Hunks, als er es nicht mehr länger ausgehalten hatte.

Eigentlich hätte er sagen sollen: »Ich merke, dass dich etwas bedrückt, Rachel. Möchtest du darüber reden?« Doch für diese Art von Mut hatte er ein Bier zu viel intus. Also setzte er sich neben sie und sagte wie ein absoluter, vollkommener Idiot: »Ich weiß nicht, warum du mich auf einmal hasst, aber ich liebe dich, Rachel«, und da saß er dann mit seinen sehnsüchtigen Hundeaugen und starrte sie an, in der absurden Hoffnung, sie würde erwidern: »Ich liebe dich auch, Ollie, schon seit diesem zauberhaften Tag in Sansibar.«

Aber das sagte sie nicht.

Im ersten Augenblick dachte er, sie habe ihn wegen der lauten Musik nicht gehört, denn sie starrte weiterhin reglos vor sich hin. Dann stand sie auf, drehte sich zu ihm um und küsste ihn auf die Stirn.

»Lieber Ollie«, sagte sie, ging weg und verschwand in der Menge der Tanzenden.

»Deswegen bin ich hierher zurückgekehrt«, erklärte Sands.

»Ich verstehe nicht.«

»Weil ich wusste, dass die Jugendherberge verlassen war. Weil ich weinen wollte, ohne dass mich jemand sah«, sagte Oliver Sands. Er nahm die Brille nicht ab. Die Tränen liefen unter dem Gestell hindurch seine runden, roten Wangen hinunter.

Rachel Anderson lag auf dem Bauch hinter dem Stapel Tannenholzscheite, kraftlos und leer.

Irgendetwas drückte ihr schmerzhaft in den Bauch, aber sie regte sich nicht. Sie konnte das Selbstmitleid nicht länger bezähmen, es überrumpelte sie, lähmte sie. Sie konnte nicht weinen; es war, als seien ihre Tränenkanäle ausgetrocknet. Ihr Atem ging schnell und flach, ihr Mund stand offen, ihre Augen starrten die Struktur des zersägten Holzes an, sahen aber nichts.

Ihr Kopf war ein Vakuum, ausgehöhlt von der absoluten Ausweglosigkeit. Alle Fluchtrouten waren versperrt, es gab keinen Notausgang. Sie konnte nichts tun, außer hier im Schatten liegen zu bleiben, ein nach Luft schnappend, gelähmter Fisch auf dem Trockenen.

Rachel hörte die Stimmen nicht mehr. Sie hatten sich entfernt, bergauf. Möglicherweise würden sie ihre Spuren finden und ihnen folgen bis hierher, eine Weile lang die unfertige Garage anstarren und begreifen, dass sie Schutz bot. Dann würden sie hinter die Tannenholzstapel vordringen, sie mit eisernem Griff an den Haaren packen und ihr die Kehle durchschneiden. Rachel glaubte, sie würde nicht mal bluten, so leer fühlte sie sich. Sie fühlte nichts mehr. Nicht mal mehr Angst vor der mächtigen Klinge. Nicht mal diese Vorstellung ließ das Adrenalin durch ihre Eingeweide strömen.

Zu Hause zu sein.

Dieses stille Verlangen überraschte sie – ein Schatten, der sich aus dem Nebel löste, ein sicherer Hafen, die Stimme ihres Vaters, weit weg und verwaschen. »Mach dir keine Sorgen, mein Schatz, mach dir keine Sorgen.«

Sie sehnte sich danach, von ihm umarmt zu werden, sich auf seinem Schoß zusammenzukauern, ihren Kopf unter sein Kinn zu drücken und ihre Augen zu schließen. Der sicherste Ort der Welt.

Ihr Atem beruhigte sich allmählich, und das Bild in ihrem Kopf wurde deutlicher. Sie erkannte einen Ausweg, instinktiv und ohne nachzudenken. Sie würde aufstehen, hier rausgehen und ihren Vater anrufen.

Er würde sie retten.

Wenn sich nachts ein Mord oder ein bewaffneter Raubüberfall in ihrem Zuständigkeitsbereich ereignete, riefen die Polizisten vom Caledonplein ihren Vorgesetzten zu Hause an. Die minder schweren Vergehen der letzten Nacht mussten jedoch warten, bis er sich an seinen Schreibtisch setzte und mit dem Kuli in der Hand die Liste der Anzeigen im Wachenregister durchging. Der Dienststellenleiter war ein schwarzer Superintendent mit fünfundzwanzig Dienstjahren auf dem Buckel. Er wusste, dass es nur eine Methode gab, diese Aufgabe zu erfüllen – langsam und objektiv. Ansonsten drohten einen Art und Umfang der Akten zu überwältigen. Aus diesem Grund bearbeitete er die Liste mit professioneller Distanz, die Fälle häuslicher Gewalt, Trunkenheit in der Öffentlichkeit, die Handy- und Autodiebstähle, den Drogenhandel, die Ruhestörung, die Einbrüche, Überfälle, unsittlichen Entblößungen und Fehlalarme.

Zunächst rutschte sein Stift an dem Leeukop-Zwischenfall auf Seite sieben des Registers vorbei, doch dann kehrte er wieder zurück. Er las den Bericht noch einmal genauer. Die wenig kooperative Frau, die das junge Mädchen am Berg gesehen hatte. Dann zog er das Bulletin heran, das links von ihm lag, auf der pockennarbigen Arbeitsplatte seines Schreibtischs. Ein Konstabel hatte es vor wenigen Minuten hereingebracht, und er hatte es kurz überflogen. Jetzt widmete er ihm größere Aufmerksamkeit.

Er erkannte den Zusammenhang. Ganz unten auf dem Bulletin standen Inspekteur Vusumuzi Ndabeni's Name und Telefonnummer.

Der Dienststellenleiter griff nach seinem Telefon und rief ihn an.

Vusi ging die Langstraat entlang in Richtung Hafen, auf dem Weg zum Van-Hunks-Club, als sein Handy klingelte.

»Inspector Ndabeni.«

»Vusi, ich bin's, Goodwill«, sagte der Chef vom Caledonplein auf Xhosa. »Ich glaube, ich hab da was für dich.«

Bennie Griessel stand zusammen mit seinen Kollegen in einem der Untersuchungsräume in der Ambulanz des Park-City-Krankenhauses, erfasst von einem intensiven Déjà-vu-Gefühl.

Sie drängten sich zu einem intimen Grüppchen hinter der Tür zusammen, weil nicht genügend Platz war. Während Fransman Dekker sprach, die Stirn in ernste, tiefe Falten gelegt, betrachtete Griessel die ihn umringenden Kollegen: John Afrika, der Distriktkommissaris für Fahndung und Verbrechensaufklärung, in voller, beeindruckender Uniform, die Schulterepauletten von vorne bis hinten mit Rangabzeichen besetzt. Afrika war kleiner als Dekker, aber er besaß eine Präsenz, eine Energie, die ihn groß und kräftig erscheinen ließ. Er war die dominante Kraft im Raum. Neben Afrika stand die schmale Tinkie Kellerman, deren zarte Gesichtszüge von den großen Augen beherrscht wurden, in denen man lesen konnte, dass diese Zusammenkunft sie überwältigte. Dann der breitschultrige Dekker mit seinem Bürstenschnitt und dem kantigen Gesicht, ernst, konzentriert, die Stimme tief und eindringlich. Man behauptete, vielen Frauen würden bei seinem Anblick die Knie weich, aber Griessel konnte das nicht nachvollziehen. Es hieß, Dekker habe eine bildschöne Gattin mit einem Managerposten bei der Werbeagentur Sanlam und könne es sich deswegen leisten, in einem kostspieligen Haus irgendwo am Tygerberg zu wohnen. Und manchmal halte er sich nicht an die Vorschriften.

Und Cloete, unmittelbar neben ihm, der Pressesprecher mit den nikotinfleckigen Fingern und den ewigen Ringen unter den Augen, Cloete mit seiner endlosen Geduld und Ruhe, der Mann zwischen zwei Stühlen, dem Hexenkessel der Medien und dem tiefen blauen Meer der SAPS.

Griessel fragte sich, wie oft er schon an solchen Notkonferenzen teilgenommen hatte, die hauptsächlich der Absicherung dienten. Im Team musste Einigkeit über die Vorfälle und Zusammenhänge herrschen, damit es den Vorgesetzten gegenüber nicht zu widersprüchlichen Aussagen kam. Anders war diesmal nur, dass er – ebenso wie Cloete – in

einer Art Niemandsland gefangen war, in seinem Fall bedingt durch seine Aufgabe als Mentor, die er schon jetzt als gescheitert betrachtete.

Dekker beendete seine Ausführungen, und Griessel atmete tief durch, um sich auf den vorhersehbaren Abschluss vorzubereiten.

»Seid ihr ganz sicher?«, fragte Afrika und blickte Griessel an.

»Todsicher, Kommissaris«, antwortete er. Alle außer Cloete nickten.

»Und worüber regt sich die Schwuchtel dann so auf?«, fragte der Kommissaris, warf Tinkie Kellerman einen flüchtigen Blick zu und sagte: »Tut mir leid, er ist halt eine.«

Tinkie nickte nur. Ihr war so etwas nicht fremd.

»Er hat von Anfang an Schwierigkeiten gemacht«, verteidigte sich Fransman Dekker. »Er hat schon den Konstabel am Gartentor belästigt, weil er unbedingt reinwollte. Aber es war ein Tatort, Kommissaris, und ich handle immer streng nach Vorschrift.«

»Das ist nicht mehr als fair«, sagte John Afrika, senkte den Kopf und legte nachdenklich die Hand vor den Mund. Dann blickte er auf. »Die Medien ...«, sagte er und sah Cloete fragend an.

»Es ist eine Sensation«, erklärte Cloete, wie immer in Verteidigungshaltung, als sei er mit schuld an der Blutrünstigkeit der Medien. »Barnard war ein Promi.«

»Ja, genau da liegt das Problem«, stimmte John Afrika zu und grübelte weiter vor sich hin.

Als er den Kopf wieder hob und Dekker mit einem entschuldigenden Zug um den Mund ansah, wusste Griessel, was kommen würde.

»Es wird dir nicht gefallen, Fransman ...«

»Kommissaris, vielleicht ...«, wandte Griessel ein, denn er wusste aus eigener Erfahrung, wie es sich anfühlte, wenn einem die Verantwortung entzogen wurde.

Afrika hob die Hand. »Die werden uns in der Luft zerreißen, Bennie, wenn Mouton behauptet, wir wären schuld an Alexa Barnards Selbstmordversuch. Immerhin waren wir da, in ihrem Schlafzimmer. Du weißt doch, wie das in der Presse geht. Und morgen schreiben sie dann, wir hätten unerfahrene Leute mit dem Fall betraut.«

Dekker begriff es jetzt auch. »Nein, Kommissaris!«, bat er.

»Jetzt lass uns nicht lange darüber streiten, Fransman, der Selbstmord fällt unter deinen Verantwortungsbereich!«, sagte Afrika streng. Dann, etwas ruhiger: »Ich behaupte ja gar nicht, dass es dein Fehler ist, ich will dich nur schützen.«

»Schützen?«

»Sieh es doch ein. Es sind schwierige Zeiten ...«

Alle wussten, dass er auf die Ermittlungsspannen in letzter Zeit anspielte, auf die sich die Zeitungen und die Politiker wie Raubtiere gestürzt hatten.

Dekker versuchte es noch ein letztes Mal. Im Farbigen-Dialekt sagte er: »Aber Kommissaris, wenn ich den Fall heute löse, schreiben sie morgen ...«

»Nein, du weißt, dass es so einfacher ist.«

Griessel fragte sich, wieso Farbige nur untereinander *Vlakte-Afrikaans* sprachen. Er fühlte sich dann immer ausgeschlossen.

Dekker wollte noch etwas erwidern, aber John Afrika hob warnend den Zeigefinger, und sein Mund klappte wieder zu. Seine Kiefer mahlen, und seine Augen funkelten wütend.

»Bennie, du übernimmst den Falk«, befahl der Kommissaris. »Ab sofort. Und du, Fransman, arbeitest eng mit Bennie zusammen. Er soll den Druck abfangen, er soll sich mit den Moutons dieser Welt herumschlagen, aber ihr seid ein Team, und wenn ihr den Fall löst ...«

Griessels Handy klingelte.

»... könnt ihr beide die Lorbeeren ernten.«

Bennie zog das Handy hervor und sah auf das Display.

»Vusi«, erklärte er vielsagend.

»Jissis«, seufzte der Kommissaris. »Wenn schon, dann kommt es richtig dicke.«

Griessel meldete sich: »Vusi?«

»Ist der Kommissaris noch da, Bennie?«

»Ja, er ist hier.«

»Dann halt ihn auf, Bennie, er soll unbedingt dableiben!«

Der Tafelbergweg war ein schmaler asphaltierter Weg, der sich anfangs in einer gleichmäßigen Höhe von 360 Metern über dem Meeresspiegel an den Hängen des Berges entlangzog. Er führte an der ersten Seilbahnstation vorbei, an der die Touristen jetzt in langen Schlangen warteten, doch jenseits des kleinen Tals von Platteklipstroom hielt eine Betonabsperzung die Autos auf, so dass nur Fußgänger und Fahrradfahrer weiterkonnten. Von hier führte der Weg in stetem Auf und Ab zwischen 380 und 460 Metern Höhe um die Hänge des Duivelspieks herum, bis er schließlich als schlechter, unbefestigter Pfad in den Koningsbattery-Wanderweg mündete.

Der Aussichtspunkt mit dem besten Blick über den Stadtkessel befand sich hundert Meter unter dem Gipfel des Mount Prospect, unterhalb der Nordwestseite des Duivelspieks, kurz bevor der Weg in einer scharfen Biegung ostwärts abknickte.

Der junge Mann saß knapp oberhalb des Weges auf einem Felsblock, im Schatten eines jetzt blütenlosen Proteabusches. Er war Ende zwanzig, weiß, sportlich und braungebrannt. Er trug einen breitrandigen Hut, ein ausgebleichenes blaues Hemd mit grünem Kragen, lange Khakishorts und alte, abgelaufene Rocky-Sandalen mit dicken Profisohlen. Er hielt ein Fernglas vor die Augen und suchte das Gelände systematisch von links nach rechts, von Westen nach Osten ab. Das Kap-Panorama war atemberaubend – von der Seilbahn, deren Kabinen scheinbar schwerelos über die rauen Felsen des Tafelbergs nach oben schwebten, an den verführerischen Rundungen des Leeukops und des Seinheuwels vorbei, über die blaue Bucht –, ein funkelndes Juwel, das sich bis zum Horizont erstreckte – bis zur Stadt direkt unter ihm. Doch er konzentrierte sich ausschließlich auf den Stadtrand.

Vor ihm auf dem flachen Stein lag ein Stadtplan von Kapstadt. Er war auf der Seite mit Oranjezucht aufgeschlagen, dem Teil, der sich unter ihm erstreckte. Eine Brise fächelte in den Blättern, so dass er sie von Zeit zu Zeit abwesend mit dem Handballen glattstrich.

Rachel Anderson stand langsam auf, wie eine Schlafwandlerin. Sie umrundete den Tannenholzstapel und blickte dann in Richtung des Berges. Niemand zu sehen. Sie trat aus dem Schatten der Garage hervor und wandte sich nach rechts in Richtung Stadt. Sie ging über den Zement des Swimmingpoolrands, den Schieferweg und dann den Asphalt der Boschlaan, bis diese nur zehn Meter weiter in den Rugbyweg mündete. Sie war erschöpft und leer, sie konnte nicht mehr fliehen, sie würde ihren Vater anrufen, nur ruhig dahinspazieren und ihren Vater anrufen.

Der junge Mann mit dem Fernglas erfasste sie genau in diesem Moment: eine kleine, einsame Gestalt. An den Jeansshorts, dem zartblauen T-Shirt und dem kleinen Rucksack erkannte er sie sofort.

»Hab ich dich!«, sagte er laut.

Er schwenkte das Fernglas zurück und stellte es genau auf sie ein, ging auf Nummer sicher, zog eilig sein Handy aus der Hemdentasche und suchte eine Nummer. Während der Apparat wählte, setzte er das Fernglas wieder an.

»Ja?«, hörte er am Telefon.

»Ich sehe sie. Wie aus dem Nichts ist sie plötzlich aufgetaucht.«

»Wo ist sie?«

»Da vorne, auf der Straße, sie geht nach rechts ...«

»Welche Straße, Barry?«

»Verdammte Scheiße!«, sagte Barry, legte das Fernglas auf den Stein und zog den Plan heran. Er sah, dass der Wind erneut die Seite umgeblättert hatte. Hastig schlug er das Blatt um und begann, mit dem Finger die richtige Stelle zu suchen.

»Da, es ist die erste Straße unten am Berg ...«

»Welche Straße, Barry?«

»Ich bin ja dabei!«, erwiderte Barry heiser.

»Jetzt mach schon! Wie heißt die Straße?«

»Okay, okay – es ist die Rugby Road. Warte ...« Er griff wieder nach dem Fernglas.

»Die Rugby Road zieht sich um den ganzen Berg herum, du blöder Idiot!«

»Ich weiß, aber jetzt biegt sie gerade links ab in die ...« Wieder legte er das Fernglas hin und suchte verbissen auf der Karte. »Braemar. Das ist es.« Barry sah durch das Fernglas. »Braemar ...« Er hielt nach ihr Ausschau, erhaschte einen kurzen Blick von ihr. Ruhig und ohne Eile kam sie daherspaziert. Doch dann verschwand sie allmählich, als würde das Wohnviertel sie von den Füßen an verschlucken. »Mist, sie ... Sie ist weg, sie ist einfach so verschwunden!«

»Das kann nicht sein!«

»Ich glaube, sie ist eine Böschung hinuntergegangen.«

»Finde es raus!«

Zitternd sah Barry auf der Karte nach. »Da sind Treppen. Sie geht die Treppenstufen hinunter zur Strathcona Road.« Er vergewisserte sich mit dem Fernglas. »Ja. Genau. Da ist sie.«

Griessel stand mit Dekker und Cloete draußen auf dem Bürgersteig. Durch die Glastüren sahen sie, wie John Afrika in der Ambulanz Willie Mouton und seinen ersten Anwalt beschwichtigte.

»Es tut mir leid, Fransman«, sagte Griessel.

Dekker sagte nichts; er starrte nur die drei Männer dort drinnen an.

»Kann vorkommen«, sagte Cloete philosophisch, zog tief an einer Zigarette und sah sein Handy an, das eine dringende SMS nach der anderen empfing. Er seufzte. »Bennie kann nichts dafür.«

»Ich weiß«, sagte Dekker. »Aber wir verschwenden wichtige Zeit. Jos Geyser könnte inzwischen längst in Timbuktu sein.«

»Der Jos Geyser?«, fragte Cloete.

»Wer?«, fragte Griessel.

»Der Gospelsänger. Barnard hat gestern Morgen seine Frau im Büro gepimpert, und sie hat alles gebeichtet.«

»Barnards Frau?«, fragte Griessel.

»Nein, die Frau von Geyser.«

»Melinda?«, fragte Cloete entsetzt.

»Genau.«

»Nein!« Cloete war schockiert.

»Moment mal«, sagte Griessel.

»Ich habe alle ihre CDs«, sagte Cloete. »Ich glaub das einfach nicht! Hat Mouton das wirklich herumposaunt?«

»Du bist Gospel-Fan?«, fragte Dekker.

Cloete nickte flüchtig und schnippte seine Zigarettenkippe in hohem Bogen die Straße hinunter. »Der lügt doch. Melinda ist so ein hübsches, süßes kleines Ding. Außerdem sind sie und Jos wiedergeborene Christen, sie würde so etwas niemals tun.«

»Ob wiedergeboren oder nicht, Mouton behauptet es jedenfalls.«

»Augenblick, Fransman, könntest du mir das bitte mal erklären?«, unterbrach ihn Griessel.

»Barnard soll gestern Morgen Melinda Geyser in seinem Büro vernascht haben. Gestern Nachmittag kam dann ihr Mann, sagte, er wisse alles und er werde Barnard totschiagen, aber Barnard war nicht da.«

»Das kann nicht sein«, wiederholte Cloete, obwohl er als Polizist wissen musste, dass alles möglich war. Als er daran dachte, dass es wahr sein konnte, sagte er entgeistert: »Jissie. Die Medien ...«

»Genau«, sagte Griessel.

»Bennie!« Alle drei drehten sich um, als sie Vusi Ndabenis Stimme hörten. Der schwarze Ermittler kam auf dem Bürgersteig angelaufen und gesellte sich außer Atem zu ihnen. »Wo ist der Kommissaris?«

Synchron zeigten sie durch die Glastüren in die Ambulanz, wo sich inzwischen ein Arzt der Mouton-Konferenz angeschlossen hatte.

»Das andere Mädchen – sie lebt noch, Bennie, aber sie jagen sie, irgendwo hier in der Stadt. Der Kommissaris muss unbedingt Verstärkung organisieren.«

Rachel ging die Marmionstraat hinunter in Richtung Stadt, ohne Eile. Phlegmatisch, schicksalsergeben. Vor sich sah sie ein Auto, das rückwärts aus einer Ausfahrt rollte, ein kleiner, schwarzer Peugeot. Sie sah, dass am Steuer eine Frau saß. Sie beeilte sich nicht, sondern ging gleichmäßig und friedfertig weiter, bis sie das Auto erreicht hatte. Die Frau fuhr bis an den Straßenrand, schaute nach links und rechts. Sie sah Rachel, ein kurzer Blickkontakt, dann schaute sie weg.

»Hi«, sagte Rachel, aber die Frau konnte sie nicht hören. Sie ging noch einen Schritt nach vorn und klopfte mit dem Knöchel des Mittelfingers vorsichtig an die Scheibe. Die Frau wandte ihr das Gesicht zu, mit ärgerlicher Miene. Ihr Mund hatte eine eigenartige Form: Die Mundwinkel wiesen stark nach unten. Sie ließ die Scheibe ein paar Zentimeter herunter.

»Entschuldigung, dürfte ich vielleicht Ihr Telefon benutzen?«, fragte Rachel, resigniert, als kenne sie die Antwort bereits.

Die Frau musterte sie von oben bis unten, sah die schmutzigen Kleider, das aufgeschlagene Kinn, die aufgeschürften Hände und Knie. »Im Carlucci's gibt es ein öffentliches Telefon. Dem Restaurant in der Montrosestraat.«

»Ich bin wirklich in Schwierigkeiten.«

»Es ist gleich um die Ecke«, sagte die Frau und hielt wieder nach dem Straßenverkehr Ausschau. »Gehen Sie einfach die nächste rechts. Dann sind es nur noch zwei Blocks.«

Sie ließ das Fenster wieder hoch und fuhr rückwärts. Als sie links auf die Straße wendete, sah sie Rachel noch einmal an, misstrauisch und verächtlich.

Barry studierte die Karte auf der Motorhaube und sagte in sein Handy: »Da, sie könnte in die Chesterfield eingebogen sein oder in die Marmion, aber ich kann sie nicht sehen. Der Winkel von hier oben ist zu ungünstig.«

»Welche Straße führt in die Stadt?« Die Stimme klang abgehetzt.

»Die Marmionstraat.«

»Dann behalte die im Auge. In zwei Minuten sind wir am Land Rover, aber du musst uns sagen, wo sie ist. Wir brauchen zehn Minuten, um die Bullen dahin zu lotsen. Bis dahin kann sie schon über alle Berge sein.«

Barry blickte erneut durch das Fernglas. »Warte mal.«

Wieder folgte er der Strathconastraat, bis die Bäume am Straßenrand dichter wurden und sie in die Marmionstraat einmündete. Das Fernglas verzerrte die Perspektive. Es gab zu viele zweistöckige Häuser, zu viel Grün; er konnte nur hier und da den westlichen Bürgersteig oder Teile des Asphalts erkennen. Er folgte der Straße nach Norden in Richtung Stadt und warf zwischendurch einen raschen Blick auf die Karte. Die Marmionstraat endete in ... der Montrosestraat. Und dort musste das Mädchen links abbiegen, wenn sie in die Stadt wollte.

Wieder der Blick durchs Fernglas. Er fand die Montrosestraat, breiter und besser einsehbar von seinem Standpunkt aus. Nichts. Ob sie sich nach rechts gewandt hatte? Nach Osten?

»Barry?«

»Ja?«

»Wir sind jetzt am Land Rover. Wir fahren in die Marmionstraat.«

»Okay«, sagte Barry, immer noch mit dem Fernglas vor den Augen.

Und dann sah er sie, weit weg und klein, aber unverkennbar. Sie überquerte eine Kreuzung.

»Ich habe sie. Sie ist in der Montrose.« Er blickte auf die Karte. »Sie hat gerade die Forest in östlicher Richtung überquert.«

»Okay. Wir sind in der Glencoe. Jetzt verliere sie bloß nicht wieder!«

John Afrika trat allein aus der Glastür der Ambulanz heraus. Willie Mouton und sein dröger Anwalt waren offenbar ins Krankenhaus gegangen.

»Gute Neuigkeiten, Männer!«, verkündete John Afrika, als er sich zu der Gruppe gesellte. »Alexa Barnard ist außer Lebensgefahr. Die Verletzungen sind nicht so ernst wie befürchtet. Sie hat nur viel Blut verloren, deshalb behalten sie sie noch eine Weile da. Oh, hallo Vusi, Morgen, was machst du denn hier?«

»Tut mir leid, Kommissaris, ich weiß, du hast viel zu tun, aber ich dachte, ich komme mal vorbei, weil ich Unterstützung beantragen wollte.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Vusi. Was kann ich für dich tun?«

»Das amerikanische Mädchen an der Kirche ... Sie waren zu zweit, das wissen wir inzwischen.« Vusi Ndabeni zog sein Notizbuch aus dem adretten Jackett, straffte die Schultern und wechselte ins Englische. »Bei dem Opfer handelt es sich um Miss Erin Russel. Ihre Freundin heißt Rachel Anderson. Sie sind gestern mit einer Reisegruppe in Kapstadt eingetroffen. Miss Anderson wurde heute Morgen gegen sechs Uhr auf dem Signal Hill gesehen. Sie wurde von Männern verfolgt, die sie offenbar angreifen wollten. Sir, sie ist eine Augenzeugin und schwebt in großer Gefahr. Wir müssen sie unbedingt finden!«

»Damm!«, sagte John Afrika, aber der englische Kraftausdruck verfehlte bei ihm seine Wirkung. »Von Männern verfolgt? Was für Männer?«

»Es waren offenbar fünf oder sechs junge Männer, teils weiß, teils schwarz.«

»Und wer ist die Zeugin?«

»Eine Lady namens ... Sybil Gravett. Sie ist auf dem Signal Hill mit ihrem Hund spazieren gegangen, da kam Rachel Anderson plötzlich auf sie zu und bat sie um Hilfe.

Nachdem sie Mrs Gravett gebeten hatte, die Polizei zu benachrichtigen, ist sie in Richtung Camps Bay gelaufen. Einige Minuten später kamen die jungen Männer vorbeigerannt.«

Der Kommissaris schaute auf seine Armbanduhr. »Scheiße, Vusi, das ist über drei Stunden her!«

»Ich weiß. Deswegen brauche ich Verstärkung, Sir.«

»Mist.« Afrika rieb sich das Kinn. »Ich kann keine Leute entbehren. Wir müssen bei den anderen Dienststellen nachfragen.«

»Habe ich schon, Sir. Aber die Kollegen vom Caledon Square müssen eine Gewerkschaftsdemonstration zum Parlament überwachen, und Camps Bay hat nur zwei Fahrzeuge. Der Dienststellenleiter sagt, eines sei an Silvester gestohlen worden und ein anderes habe einen Unfall gehabt.«

»Hör schon auf!«, unterbrach ihn Afrika.

»Ich habe ein weiteres Bulletin herausgegeben, aber ich dachte, wenn wir den Hubschrauber bekommen könnten und ein bisschen Druck auf die Dienststellenleiter ausüben ...«

Afrika griff zu seinem Handy. »Mal sehen, was ich tun kann. Wer zum Teufel jagt sie?«

»Keine Ahnung, Kommissaris. Aber sie waren gestern Abend in einem Nachtclub, dem Van Hunks.«

»Jissis!«, stöhnte John Afrika und wählte eine Nummer. »Wann räuchern wir endlich diese Drecknester aus?«

Rachel Anderson betrat den Carlucci's Quality Food Store durch den Haupteingang und ging geradewegs auf die Theke zu, wo ein junger Mann in weißer Schürze dabei war, Kleingeld aus Plastiktütchen zu holen.

»Gibt es bei Ihnen ein Telefon, das ich benutzen kann?«, fragte sie tonlos.

»Dahinten, gleich neben dem Geldautomaten!«, sagte er und blickte auf. Er sah ihre schmutzige Kleidung, das getrocknete Blut auf ihrem Gesicht und den Knien. »Hi ... Alles in Ordnung?«

»Nein. Bitte, ich muss dringend telefonieren.«

»Wir haben kein Kartentelefon. Brauchen Sie Kleingeld?«

Rachel nahm den Rucksack ab. »Nein, danke, ich habe selbst welches.« Sie ging in die Richtung, die er angedeutet hatte.

Trotz ihres Zustands sah der Mann, wie schön das Mädchen war. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Sie antwortete nicht. Bedauernd blickte er ihr hinterher.

»Oh, nein!«, sagte Barry am Handy. »Sie ist gerade in ein Restaurant gegangen.«

»Scheiße! Welches?«

»Das an der Ecke Montrose und ... Ich glaube, das ist die Upper Orange. Ja, das ist sie.«

»In zwei Minuten sind wir da. Pass auf, ja?«

»Ich lasse den Laden nicht aus den Augen.«

Zu Hause in West-Lafayette, Indiana, wurde Bill Anderson vom Telefon geweckt. Beim ersten Griff warf er den Apparat herunter, so dass er sich aufrichten und die Füße aus dem Bett schwingen musste, um ihn aufzuheben.

»Was ist?«, fragte seine Frau neben ihm verschlafen.

»Daddy?«, hörte er, als er das Telefon aufhob. Er hielt es ans Ohr.

»Baby?«

»Daddy!«, sagte seine Tochter Rachel, dreizehntausend Kilometer von ihm entfernt, und dann fing sie an zu weinen.

Bill Andersons Magen krampfte sich zusammen; mit einem Schlag war er hellwach. »Schätzchen, was ist denn?«

»Erin ist tot, Daddy.«

»Oh, mein Gott, was ist denn passiert?«

»Daddy, du musst mir helfen. Die wollen mich umbringen!«

Links von ihr befand sich ein großes Fenster zur Montrosestraat, vor ihr war die Delikatessentheke, an der sich drei farbige Frauen vielsagend ansahen, als sie ihre Worte hörten.

»Schätzchen, bist du dir da ganz sicher?«, fragte ihr Vater, seine Stimme so schrecklich nah.

»Sie haben ihr letzte Nacht die Kehle durchgeschnitten, Daddy. Ich hab's gesehen!«, sagte sie schluchzend.

»Oh, mein Gott!«, wiederholte Bill Anderson. »Wo bist du?«

»Ich habe nicht viel Zeit, Daddy. Ich bin in Kapstadt. Die Polizei, ich kann nicht mal zur Polizei gehen ...« Rachel hörte, wie draußen Reifen auf dem Teer quietschten. Sie sah aus dem Fenster. Ein neuer, weißer Land Rover Defender stand draußen. Die Insassen kannte sie nur allzu gut.

»Sie sind da, Daddy, bitte hilf mir!«

»Wer ist da? Wer hat Erin umgebracht?«, fragte ihr Vater drängend, aber Rachel hatte gesehen, wie die beiden aus dem Land Rover sprangen und auf die Tür des Restaurants zurannten. Sie warf den Hörer weg und flüchtete durch den Laden, vorbei an den verstummten Frauen an der Theke und auf eine weiße Holztür im Hintergrund zu. Sie stieß sie heftig auf. Kurz bevor sie hinausrannte, hörte sie den Mann in der weißen Schürze laut »Hey!« rufen. Sie befand sich in einem langen, engen Gang zwischen dem Gebäude und einer hohen weißen Mauer, die oben mit scharfen Glasscherben gesichert war. Der einzige Fluchtweg befand sich am Ende des Ganges auf der rechten Seite – noch eine Holztür. Sie rannte, und die furchtbare Angst war wieder da.

Wenn die Tür verschlossen war ...

Ihre Schritte in den Sportschuhen hallten laut in dem engen Gang wider. Rachel zerterte an der Tür. Sie gab nicht nach. Hinter ihr hörte sie die Restauranttür aufgehen. Sie blickte sich um. Sie sahen die Männer, beide. Sie konzentrierte sich auf die Tür vor ihr. Ein Drehschloss. Sie entriegelte es. Ein Angstlaut drang aus ihrem Mund. Sie riss die Tür auf. Die Männer waren zu nah. Sie schlüpfte durch die Tür, schlug sie hinter sich zu, hörte ihre Schritte, nur wenige Meter von ihr entfernt. Sie sah die Straße vor sich. Fast zu spät bemerkte sie, dass die Tür auf dieser Seite einen Riegel hatte, kehrte um und hörte sie schon mit dem Drehschloss auf der anderen Seite hantieren. Ein Schmerzstich fuhr ihr in den Arm, als sie den schwer beweglichen Riegel vorschob und von außen die Tür verschloss. Innen rüttelten die Männer an der Tür.

»Mistkuh!«, schrie der eine.

Sie rannte die vier Zementstufen hinauf. Sie gelangte auf die Straße, rannte weiter, nach links, das lange Gefälle der Bo-Oranjestraat hinunter. Sie hielt nach einem Fluchtweg Ausschau, denn sie waren zu nahe, selbst wenn sie wieder zum Vordereingang des Restaurants hinausmussten. Sie waren ihr jetzt wieder so dicht auf den Fersen wie letzte Nacht, kurz bevor sie Erin erwischt hatten.

Bill Anderson stürmte die Treppe seines Hauses hinunter in sein Arbeitszimmer, dicht gefolgt von seiner Frau Jess.

»Erin ist ermordet worden?«, fragte sie.

»Liebes, wir müssen jetzt die Ruhe bewahren.«

»Ich bin ruhig, ich möchte nur wissen, was los ist.«

Anderson blieb unten stehen, wo die Treppe in die Eingangsdielen mündete, und drehte sich um. Er legte seiner Frau die Hände auf die Schultern. »Ich weiß auch nicht genau, was los ist«, sagte er beherrscht und langsam. »Rachel hat gesagt, dass Erin ermordet wurde. Sie hat gesagt, sie sei noch in Kapstadt ... und sie sei in Gefahr.«

»Oh, Gott!«

»Aber wenn wir ihr irgendwie helfen wollen, müssen wir ruhig bleiben.«

»Was können wir denn nur tun?«

Der junge Mann mit der Schürze sah, wie die beiden Männer, die hinter dem Mädchen her gewesen waren, durch den Carlucci's Quality Food Store zurückgerannt kamen. Wieder schrie er »Hey!« und stellte sich ihnen in den Weg. »Halt!«

Der Erste der beiden, weiß, eiskalt, zielstrebig, sah ihn kaum an, als er ihn mit beiden Fäusten gegen die Brust boxte, dass er rückwärts taumelte und mit dem Rücken gegen die Theke neben der Tür fiel. Und schon waren sie an ihm vorbei und hinaus auf der Straße.

Er rappelte sich auf und sah, wie die Männer für einen Augenblick unentschlossen auf dem Bürgersteig stehen blieben.

»Ich rufe die Polizei!«, rief er und rieb sich mit der rechten Hand den schmerzenden Rücken. Sie reagierten nicht, blickten die Bo-Oranjestraat hinunter, sagten etwas zueinander, rannten zu dem Land Rover und sprangen hinein.

Der junge Mann kehrte an die Theke zurück, griff nach dem Telefon und wählte die Notrufnummer. Er sah, wie der Land Rover mit quietschenden Reifen um die Ecke Belmont-/Bo-Oranjestraat raste, so dass der Fahrer eines alten grünen VW Golfs heftig auf die Bremse treten musste. Ihm fiel ein, dass er sich das Nummernschild merken sollte. Er knallte das Telefon hin, rannte hinaus und ein Stück die Straße hinunter. Es war eine CA-Nummer, so viel konnte er erkennen, 416 und dann vier weitere Zahlen, aber das Fahrzeug war schon zu weit weg. Er kehrte um und rannte zurück zur Theke.

Am Hang des Duiwelspieks klingelte Barrys Telefon. Er griff danach. »Ja?«

»Wo ist sie hin, Barry?«

»Die Upper Orange runter. Was ist passiert?«

»Wo ist sie jetzt, verdammt?«

»Ich weiß nicht, ich dachte, ihr hättet sie im Blick.«

»Du hast sie gar nicht beobachtet? Idiot!«

»Natürlich habe ich sie beobachtet, aber ich kann von hier oben aus auch nicht alles sehen.«

»Verdammt! Sie ist also die Upper Orange runter?«

»Ja, ich habe sie ungefähr sechzig Meter weit gesehen, dann wurde sie von Bäumen verdeckt.«

»Scheiße! Du bleibst auf dem Posten, verstanden? Lass die verdamnte Straße nicht aus den Augen!«

Bill Anderson saß in seinem Arbeitszimmer, die Ellbogen auf den alten Schreibtisch gestützt, das Telefon am Ohr. Er rief bei seinem Anwalt an und musste es lange klingeln lassen. Hinter ihm stand seine Frau Jess. Sie weinte leise, die Arme schützend um den Oberkörper geschlungen.

»Nimmt er nicht ab?«, fragte sie.

»Es ist zwei Uhr nachts. Sogar Anwälte schlafen um diese Zeit.«

Eine bekannte Stimme meldete sich, offensichtlich schlaftrunken. »Conelly.«

»Mike, ich bin's, Tom. Es tut mir wirklich leid, dich mitten in der Nacht wecken zu müssen, aber es geht um Rachel. Und Erin.«

»Dann braucht es dir überhaupt nicht leid zu tun.«

Vier Beamte der SAPS taten Dienst in der Wache am Caledonplein – ein Kaptein, ein Sersant und zwei Konstabels. Der Konstabel, der den Anruf aus dem Carlucci's Quality Food Store entgegennahm, wusste nichts von Vusi Ndabeni's Bulletin und dem Leeukop-Zwischenfall.

Er machte sich Notizen, während der junge Mann die Ereignisse im Restaurant beschrieb und ging dann hinüber zu dem Kollegen in der Leitstelle. Sie nahmen Kontakt zu den Streifenwagen der Dienststelle auf. Der Sersant am Funk wusste, dass sich momentan alle in der Nähe des Parlaments aufhielten, wo am Vormittag eine Demonstration stattfand. Er gab die wichtigsten Einzelheiten über den Vorfall durch und fragte, ob eine der Streifen mal nach dem Rechten sehen könne. Ein Chor von Freiwilligen antwortete, denn die Demo war klein, friedlich und langweilig. Der Sersant beauftragte die Streife, die sich der Bo-Oranjestraat am nächsten befand. Der Konstabel kehrte an den langen Schalter der Wache zurück.

Er kontrollierte, ob er alle Daten und Fakten des Anrufs korrekt protokolliert hatte.

Sie saßen in einem Café an der Ecke Kortmark-/Breestraat, fünf Polizisten an einem Vierertisch, Cloete ein bisschen schräg am Rand, außerhalb des Schattens, den der rote Sonnenschirm spendete. Gedämpft sprach er in das Handy am Ohr. Eine Zigarette zwischen den Fingern, bat er irgendeinen harträckigen Journalisten um Geduld. Die anderen hatte alle die Ellbogen auf den Tisch gestützt und steckten die Köpfe zusammen.

John Afrikas tief gefurchte Stirn bewies, dass er augenblicklich schwer an seiner Verantwortung zu tragen hatte. »Jetzt bist du am Zug, Bennie«, sagte er.

Griessel hatte es kommen sehen, denn so kam es immer. Die Vorgesetzten waren zu allem bereit, außer Entscheidungen zu treffen.

»Kommissaris, zu diesem Zeitpunkt der Ermittlungen ist es entscheidend, dass wir alle verfügbaren Kräfte so effektiv wie möglich einsetzen.« Er hörte sich selbst reden.

Warum musste er sich immer so verdammt hochtrabend ausdrücken, wenn er mit einem hohen Tier sprach?

Afrika nickte gemessen.

»Unser großes Problem ist, dass wir nicht wissen, wo Barnard ermordet worden ist. Wir bräuchten Spuren vom Tatort. Es gab Austrittswunden, also müsste man Blut finden und Geschossreste. Und wir müssen herausfinden, wie Greyling ins Bild passt.«

»Geyser«, berichtete Fransman Dekker, noch immer beleidigt.

Griessel dachte peinlich berührt, dass er sich das hätte merken müssen. Wo war er heute Morgen mit seinen Gedanken gewesen? Er prägte sich den Namen »Geyser« fest ein. »Ich werde sie beide in die Dienststelle bringen, ihn und seine Frau. Und sie getrennt voneinander vernehmen. Fransman kann sich in der Zwischenzeit bei AfriSound ...« – er warf Dekker einen flüchtigen Blick zu, nicht sicher, ob er den Namen der Firma richtig behalten hatte, aber Dekker reagierte nicht – »... also bei der Plattenfirma nach Barnards Tagesablauf erkundigen. Wo war er gestern Abend? Bei wem? Wann? Warum? Wir müssen die Ereignisse lückenlos rekonstruieren.«

»Amen«, sagte Afrika. »Ich brauche einen bombensicheren Fall.«

»Wir brauchen auch noch eine offizielle Aussage von Willie Mouton. Fransman?«

»Kann ich übernehmen.«

»Haben gestern noch andere Leute Geyser gesehen und gehört? Wer hat Geysers Frau in Barnards Büro gesehen?«

»Der große Fick«, murkte Cloete angeekelt, als das Handy ausnahmsweise schwieg. Doch dann klingelte es wieder. Er seufzte und drehte sich weg.

»Und was Visis Fall angeht – er braucht Unterstützung, Kommissaris, jemanden, der mit den Dienststellen kommunizieren kann, jemanden mit Befehlsgewalt, jemanden, der weitere Leute mobilisieren kann, aus den südlichen Vorstädten, Mitarbeiter von Milnerton und Table View ...«

»Table View?«, fragte Dekker. »Die schaffen's doch nicht mal, mit dem Handspiegel den eigenen Hintern zu finden.«

»Der Hubschrauber kann in einer Stunde in der Luft sein. Aber du musst die Ermittlungen koordinieren, Bennie, wer sonst sollte es tun?«, sagte John Afrika. Es schien ihm unangenehm zu sein.

Griessels Stimme wurde leise und ernst. »Kommissaris, das ist ein halbes Kind, das da draußen gejagt wird. Sie hetzen das Mädchen schon seit den frühen Morgenstunden!«

Afrika mied Griessels eindringlichen Blick. Er wusste, warum dem Inspekteur die Sache so sehr am Herzen lag, er kannte die Geschichte von Bennies Tochter, die sechs Monate zuvor entführt worden war.

»Du hast recht«, sagte er.

»Wir brauchen Leute vor Ort. Fahrzeuge, Streifen. Vusi, wir brauchen Kopien von dem Foto, das der junge Amerikaner aufgenommen hat. Jeder einzelne Polizist auf der Halbinsel, die Metro-Leute ...« Dabei fragte sich Griessel, was wohl die Suche des Feldmarschalls in den Straßen rund um die Kirche ergeben hatte.

»Die Metro-Leute?«, fragte Dekker verächtlich. »Bessere Verkehrspolizisten ...«

John Afrika warf ihm einen strengen Blick zu. Dekker sah hinaus auf die Straße.

»Ist doch egal«, sagte Griessel. »Wir brauchen alle Augen, die wir bekommen können. Ich glaube auch, wir sollten Mat Joubert hinzuziehen, Kommissaris, für die Koordination. Er ist bei der Provinzialen Sondereinheit noch nicht richtig integriert.«

»Nein«, sagte John Afrika entschieden. Dann fragte er mit hochgezogenen Augenbrauen: »Du hast das mit Joubert noch nicht gehört?«

»Was denn?«, fragte Griessel zurück, doch dann klingelte sein Handy. Er sah auf das Display. Eine unbekannte Nummer. »Entschuldigung«, sagte er und nahm den Anruf an. »Bennie Griessel.«

»Hier Willie Mouton«, ertönte eine arrogante Stimme.

»Meneer Mouton«, sagte Griessel absichtlich laut, damit die anderen Bescheid wussten.

John Afrika nickte. »Ich habe ihm deine Nummer gegeben«, gab er mit gedämpfter Stimme zu.

Mouton sagte: »Ich habe Jos Geyser angerufen und ihm gesagt, er solle zu mir in die Firma kommen, ich wolle ihm etwas Wichtiges mitteilen. Er wird in zehn Minuten hier sein, falls Sie ihn verhaften wollen.«

»Meneer Mouton, wir hätten es vorgezogen, selbst mit ihm Kontakt aufzunehmen.« Griessel gab sich Mühe, seine Wut zu zügeln.

»Aber Sie haben sich doch über meine mangelnde Kooperationsbereitschaft beschwert«, erwiderte Mouton beleidigt.

Griessel seufzte. »Wo ist denn Ihre Firma?«

»Buitenstraat 16. Sie gehen durch das Gebäude direkt an der Straße hindurch, unser Eingang liegt direkt dahinter. Sie müssen durch den Garten. Draußen vor der Tür hängt ein großes Firmenschild, fragen Sie einfach unten am Empfang nach mir.«

»Wir sind gleich da.« Griessel beendete das Gespräch. »Mouton hat Geyser in die Firma bestellt. In zehn Minuten wird er dort erwartet.«

»Oh, nein«, seufzte Fransman, »was für ein Idiot.«

»Fransman, ich werde Geyser verhören, du kümmerst dich um seine Frau.«

»Melinda?« Cloete konnte es immer noch nicht glauben. »Die schöne Melinda?«

»Ich werde bei Mouton ihre Adresse erfragen und rufe dich anschließend an. Aber jetzt haben wir immer noch keine Lösung für Vusi, Kommissaris. Kann ihm denn niemand helfen?«

»Für mich klingt es, als sei der Barnard-Fall so gut wie gelöst. Wenn es ausreichende Verdachtsmomente gegen Geyser gibt, buchtest du ihn ein und hilfst Vusi. Die losen Enden können wir dann morgen verknüpfen.«

Afrika sah es Bennies Gesicht an, dass dies nicht die Lösung war, die er sich erhofft hatte.

»Na schön. Wir können vorübergehend Mbali Kaleni einsetzen, bis du frei bist.«

»Mbali Kaleni?«, fragte Fransman Dekker ungläubig.

»*Shit!*«, fluchte Vusi und fügte sofort hinzu: »Entschuldigung.«

»Muss dass sein?«, stöhnte Dekker.

»Sie ist intelligent. Und sehr akribisch«, erwiderte der Kommissaris, zum ersten Mal in der Defensive.

»Sie ist eine Zulu«, sagte Vusi.

»Sie ist eine Nervensäge«, fügte Dekker hinzu. »Außerdem ist sie in Bellville stationiert, und ihr Vorgesetzter wird sie nicht gehen lassen.«

»Doch, das wird er«, sagte John Afrika, der wieder Oberwasser hatte. »Sie ist die Einzige, die verfügbar ist, und sie steht auf Bennies Mentorliste. Sie kann die Ermittlungen vom Caledonplein aus koordinieren. Ich werde die Kollegen bitten, ihr einen Arbeitsplatz einzurichten.«

Er las keine Erleichterung in Vusis und Fransmans Miene.

»Außerdem«, sagte der Kommissaris energisch, »ist es ja nur vorübergehend, bis Bennie wieder übernehmen kann.« Dann fügte er vorwurfsvoll hinzu: »Ihr solltet euch alle mehr Mühe geben, die Frauen besser in die Polizeitruppe zu integrieren!«

Der junge Schwarze lief zwischen den Bäumen des De Waalparks hindurch. Er kam aus der Richtung des Molteno-Stausees gerannt, locker und athletisch, bis er den wartenden Land Rover Defender in der Bo-Oranjestraat erreichte.

»Nichts«, sagte er, als er einstieg.

»Scheiße!«, sagte der junge Weiße am Steuer. Er fuhr los, noch bevor der andere die Tür richtig geschlossen hatte. »Wir müssen hier weg. Könnte sein, dass der Typ die Bullen angerufen hat. Und er hat den Wagen gesehen.«

»Na gut, dann müssen wir eben unsere Bullen rufen.«

Der Weiße zog sein Handy aus der Brusttasche und reichte es dem Schwarzen. »Ruf sie an! Erkläre ihnen genau, wo das Mädchen verschwunden ist. Und sag Barry Bescheid, er soll runterkommen. Auf dem blöden Berg nützt er uns nichts mehr. Sag ihm, er soll zum Restaurant gehen.«

Griessel und Dekker waren zusammen auf dem Weg in Richtung Loopstraat. »Was habt ihr eigentlich gegen Inspekteur Kaleni?«, fragte Griessel.

»Sie ist fett«, antwortete Dekker, als erkläre das alles. Griessel hatte sie letzten Donnerstag kennengelernt. Sie war klein und sehr dick. Ihr feistes Gesicht war undurchdringlich wie das einer Sphinx. Sie hatte einen zu engen Hosenzug getragen.

»Und was noch?«

»In Bellville waren wir ein Team. Sie hat uns alle bis aufs Blut gereizt. Sie ist eine rabiate Feministin, bildet sich ein, sie wüsste alles, schwärzt die Kollegen beim Chef an, um sich einzuschleimen ...« Dekker fiel nichts mehr ein. »Ich muss da lang.« Er zeigte geradeaus.

»Komm zu AfriSound, wenn du fertig bist.«

Aber Dekker war noch nicht fertig. »Außerdem hatte sie die nervige Angewohnheit, plötzlich wie aus dem Nichts aufzutauchen. Wie ein Geist ist sie auf ihren kleinen Füßen herumgeschlichen, und plötzlich hat sie neben einem gestanden. Und sie hat immer nach Kentucky Fried Chicken gestunken, auch wenn niemand sie je den Fraß hat essen sehen.«

»Weiß es deine Frau?«

»Was?«

»Dass du auf Kaleni scharf bist.«

Dekker brummte etwas Unverständliches, Giftiges. Doch dann warf er den Kopf in den Nacken und lachte laut los, ein tiefes Bellen, das von den Gebäuden auf der anderen Straßenseite widerhallte.

Griessel dachte an dicke Polizisten, als er zu seinem Auto ging, zum Beispiel an Tony O'Grady, Gott hab ihn selig. Ein dicker Englischsprachiger, ein besserwisserischer Schlaumeier, der ständig mit halb offenem Mund türkischen Honig kaute und nicht so regelmäßig badete, wie es ratsam gewesen wäre. Er konnte trinken wie kaum ein anderer, er war einer von den Jungs und nie unwillkommen. Sicher lag es daran, dass Kaleni eine Frau war. Die Männer mussten sich einfach noch an weibliche Kollegen gewöhnen.

Ja, der alte Nougat O'Grady, das waren noch Zeiten.

Damals, als Griessel noch nüchtern, furchtlos und enthusiastisch gewesen war. Und immer zu Scherzen aufgelegt. Er konnte einen Konferenzraum voller Kollegen zum

Lachen bringen, jeden Montagmorgen. Damals, als die alte Mordkommission noch bestand, mit dem asketischen Kolonel Willie Theal, dessen Krebstod inzwischen schon drei Monate zurücklag, mit Gerbrand Vos, später Superintendent, mit seinen durchdringenden blauen Augen, der später von einer Township-Bande vor der eigenen Haustür erschossen wurde. Und mit Mat Joubert. Griessel dachte an das, was der Kommissaris über ihn gesagt hatte, und er zog sein Handy hervor und rief ihn an.

»Mat Joubert«, meldete sich die bekannte Stimme.

»Ich habe zum Kommissaris gesagt, er solle Senior Superintendent Mat Joubert mit ins Boot holen, weil wir Hilfe bräuchten, und da hat der Kommissaris mich gefragt, ob ich das mit Mat Joubert noch nicht wusste.«

»Bennie ...« Als wolle er sich für etwas entschuldigen.

»Was weiß ich noch nicht?«

»Wo bist du?«

»In der Loopstraat, unterwegs, um einen Gospelsänger unter Mordverdacht zu verhaften.«

»Ich muss sowieso in die Stadt. Ich geb dir einen Kaffee aus, wenn du fertig bist.«

»Was willst du mir sagen?«

»Bennie ... Ich erzähl's dir, wenn wir uns sehen. Ich will nicht am Telefon darüber reden.«

Da wusste Griessel, was los war, und das Herz wurde ihm schwer.

»Oh, Gott, Mat!«, sagte er.

»Bennie, ich wollte es dir unbedingt persönlich sagen. Ruf mich an, wenn du fertig bist.«

Griessel stieg ins Auto und knallte die Tür zu fest zu. Er startete den Motor und fuhr los.

Nichts blieb, wie es war.

Alle gingen fort. Früher oder später.

Seine Tochter. Nach London. Er hatte neben Anna gestanden, als Carla sich am Flughafen von ihnen verabschiedete und durch die bewachte Tür zu den Flugsteigen verschwand. Mit der einen Hand zog sie hastig einen Trolley hinter sich her, in der anderen hielt sie ihren Pass und ihr Ticket, unterwegs ins große Abenteuer, fort von ihm, von ihnen. Fast hätten ihn seine Gefühle überwältigt, dort neben seiner ihm fremd gewordenen Frau. Am liebsten hätte er ihre Hand genommen und zu ihr gesagt: »Anna, jetzt bleiben mir nur noch du und Fritz. Carla ist verloren, fort in die Welt der Erwachsenen.«

Aber er hatte es nicht gewagt.

Seine Tochter hatte sich einmal umgeblickt, kurz bevor sie um die Ecke bog. Sie war schon weit weg, aber er sah die Aufregung in ihrem Gesicht, die Erwartungen, die Träume von einem Leben, das nur auf sie wartete.

Und er blieb zurück. Wie immer.

Würde er heute Abend auch allein zurückbleiben? Wenn Anna ihn nicht mehr haben wollte? Würde er damit fertig werden?

Und wenn sie sagte: »Okay, Bennie, du hast aufgehört zu trinken, also kannst du wieder nach Hause kommen?« Wie zum Teufel sollte er dann reagieren? Das hatte er sich in den vergangenen Wochen immer häufiger gefragt. Vielleicht versuchte er die Sache so nüchtern zu betrachten, um sich schon im Voraus gegen ihre Abweisung zu wappnen. Dabei war er sich keineswegs sicher, dass es funktionieren würde – er und Anna wieder zusammen unter einem Dach.

Seine Gefühle ihr gegenüber waren zwiespältig, das war ihm bewusst. Er liebte Anna noch immer. Andererseits vermutete er, dass er es gerade deswegen geschafft hatte, mit dem Trinken aufzuhören, weil er jetzt allein war. Weil er nicht mehr jeden Abend die Gewalt und den Tod mit nach Hause zu seiner Familie nahm, weil er nicht mehr zur Tür hereinkam und seine Frau und seine Kinder sah und von der Angst erfasst wurde, dass auch sie einmal so daliegen würden, mit verstümmelten Körpern, die Hände in grauvoller Todesangst verkrampft.

Aber das war es nicht allein.

Einst waren sie glücklich gewesen, er und Anna. Damals. Bevor er angefangen hatte zu trinken. Sie hatten eine kleine Familie gehabt, eine Welt für sich, erst nur sie beide, dann kamen Carla und Fritz. Abends hatte er auf dem Teppich mit seinen Kindern gespielt, und nachts lag er eng an seine Frau geschmiegt. Sie hatten geredet, gelacht und sich mit herzerreißender Selbstverständlichkeit geliebt, voller Sorglosigkeit, weil die Zukunft ein unvorhersehbares Utopia war, auch wenn sie arm waren, auch wenn sie jedes Möbelstück auf Pump gekauft hatten, ebenso wie das Auto und das Haus. Doch dann wurde er zur Mordkommission versetzt, und da schlüpfte ihm die Zukunft zwischen den Fingern hindurch, entwand sich ihm, nach und nach, jeden Tag ein Stückchen mehr, so allmählich, dass er es gar nicht bemerkte, so subtil, dass er dreizehn Jahre später aus dem Vollsuff erwachte und begriff, dass sie weg war.

Und sie war unwiederbringlich verloren. Das war das Schlimme. Man konnte die Zeit nicht zurückdrehen und einfach in sein früheres Leben zurückkehren. Die Menschen von damals, die Umstände existierten nicht mehr. Wie O'Grady, Theal und Vos. Man musste wieder von vorn anfangen, diesmal jedoch ohne die frühere Naivität, die Unschuld und den Optimismus von früher, ohne den Rausch der Verliebtheit. Man hatte sich verändert, und man musste sich damit abfinden, wie man jetzt war, mit all dem Wissen, der Erfahrung, der realistischen Einstellung und der Ernüchterung.

Und er fragte sich, ob das überhaupt möglich war. Er wusste nicht, ob er die Energie aufbringen würde, zurückzukehren und sich tagtäglich vor einer strengen Jury zu verantworten. Anna würde ihn mit Adleraugen beobachten, wenn er abends nach Hause kam. Wo war er gewesen? Roch er nach Alkohol? Wirkte er betrunken? Und er würde mit diesem Wissen das gemeinsame Haus betreten und sein Bestes tun, um zu beweisen, dass er nüchtern war. Er würde ein bisschen duckmäusern, er würde ihre ängstliche Anspannung erkennen, bis sie feststellte, dass er wirklich nüchtern war, und sich allmählich entspannte. Er hatte das Gefühl, dass ihm das schwerfallen würde, dass es ihm zu viel wäre. Er war noch nicht bereit, sich ernsthaft der Frage zu stellen, ob er das aushalten würde.

Dazu kam noch, dass er in den vergangenen zwei, drei Monaten allmählich Gefallen an seinem neuen Leben gefunden hatte, der spartanischen kleinen Wohnung und den

Besuchen der Kinder, bevor Carla nach London gegangen war. Sie hatten in seinem kleinen Wohnzimmer oder in einem Restaurant zusammengesessen wie drei Erwachsene, drei ... Freunde, die sich unterhielten, unbelastet von den Regeln und Gepflogenheiten einer konventionellen Familie. Er hatte an der Stille Gefallen gefunden, wenn er zur Haustür hereinkam: niemand, der ihn beurteilte und begutachtete. Er konnte einfach den Kühlschrank öffnen, eine Zweiliterflasche Orangensaft herausnehmen und direkt daraus trinken, lange und in tiefen Zügen. Er konnte sich mit Schuhen auf das Sofa legen, bis sieben Uhr ein Nickerchen machen und sich dann auf der Engen op Annadalestraat bei Woolies Food ein Sandwich und eine kleine Flasche Ingwerbier kaufen. Oder sein Lieblingsessen, einen Riesenburger bei Steers. Und beim Essen konnte er mit zwei Fingern eine E-Mail an Carla schreiben, hin und wieder unterbrochen von einem Bissen Burger oder einem Schluck aus der Flasche. Oder auf der Bassgitarre herumzupfen und seinen Träumen nachhängen. Oder der über siebzigjährigen Charmaine Watson-Smith von Nummer 106 die Schlüssel zurückgeben, in der sie ihm Essen gebracht hatte. »Ach, Bennie, Sie brauchen mir doch nicht zu danken, Sie tun doch so viel für mich. Sie sind mein Polizist.« Trotz ihres Alters waren ihre Augen so lebendig, und ihr Essen war jedes Mal großartig.

Charmaine Watson-Smith hatte ihm Bella geschickt, und er hatte mit ihr geschlafen, obwohl er wahrhaftig kein Frauenheld war. Aber es war unglaublich gewesen, einfach wunderschön.

Doch alles hatte seinen Preis.

Denn Anna wusste womöglich von Bella. Anna, die heute Abend eventuell zu ihm sagen würde, er sei vielleicht nüchtern, aber ein treuloser Schuft und sie wolle ihn nicht mehr haben.

Er wünschte sich, dass Anna ihn zurückhaben wollte. Er suchte ihre Anerkennung, er suchte ihre Liebe und ihre Zärtlichkeit und den sicheren Hafen ihres gemeinsamen Hauses. Trotzdem war er sich nicht sicher, ob er zu diesem Zeitpunkt zu ihr zurückkehren sollte.

Warum konnte das Leben nicht einfach sein?

Dann hatte er die Buitenstraat erreicht, fand nirgendwo einen Parkplatz und die Gegenwart war mit einem Schlag so wirklich, als hätte jemand eine helle Lampe eingeschaltet und er müsste gegen das grelle Licht anblinzeln.

10:10 – 11:02

»Nein!«, sagte Inspekteur Mbali Kaleni mit großer Entschlossenheit.

Superintendent Cliffie Mketsu, Dienststellenleiter von Bellville, reagierte nicht. Er wusste, dass er warten musste, bis sie ihre Munition verschossen hatte, seine unerbittliche, standpunkttreue, knallharte Ermittlerin.

»Und was ist mit den anderen rauen, die verschwunden sind?«, fragte sie, und ihr rundes Gesicht verzog sich zu einer unzufriedenen Grimasse. »Was ist mit der rau aus Somalia, bei der niemand mir helfen wolle? Warum trommeln wir nicht alle Einsatzkräfte zusammen, um an ihrem all zu arbeiten?«

»Welche rau aus Somalia, Mbali?«

»Die rau, deren Leiche schon seit zwei Wochen im Leichenschauhaus von Soutrivier liegt. Die Rechtsmediziner behaupten, sie habe keine Priorität, sie könne ja eines natürlichen Todes gestorben sein. Eines natürlichen Todes? Weil sie eine vereiterte Wunde hatte, weil sie in einer Hütte aus Pappe und Brettern gestorben ist, völlig mittellos? Und niemand ist bereit, mir zu helfen, weder das Innenministerium noch der Personensuchdienst, nicht mal die Wachen, und das, nachdem ich allen ein oto von ihr geschickt hatte mit der Bitte, Anhänge zu machen. Und dann komme ich hin, und nichts ist passiert, und die zucken nur mit den Achseln und wissen nicht mal, wo das Bulletin geblieben ist. Aber wehe, eine Amerikanerin verschwindet, dann springen plötzlich alle durch brennende Reifen.« Ablehnend verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Aber ich nicht.«

»Du hast recht«, gab Cliffie Mketsu äußerst geduldig zu. Er glaubte fest daran, dass Kaleni von ihrem Vater geprägt worden war. In einem Land, in dem die Väter meist durch Abwesenheit glänzten, war sie in einem intakten Elternhaus großgeworden, erzogen von zwei starken Persönlichkeiten. Ihre Mutter war Krankenschwester, ihr Vater KwaZulu-Schuldirektor, ein gebildeter Mann, eine Stütze der Gesellschaft, der sein einziges Kind sorgfältig und zielstrebig mit einer eigenen Perspektive ausgerüstet hatte, mit einem glasklaren Urteilsvermögen und dem Selbstvertrauen, ihre Meinung kauthals kundzutun. Deswegen hatte Mketsu ihr diese Chance gegeben.

»Ich weiß, dass ich recht habe.«

»Aber der Kommissaris hat ausdrücklich dich angefordert.«

Sie gab einen verärgerten Laut von sich.

»Der all ist von nationaler Bedeutung.«

»Von nationaler Bedeutung?«

»Der Tourismus, Mbali, der Tourismus ist für uns lebenswichtig. Devisen. Arbeitsplätze. Der Tourismus ist unsere größte Einnahmequelle, unser stärkster Motor des ortschritts.«

Er sah, dass ihr Widerstand allmählich abbröckelte. Sie ließ die Arme sinken. »Sie brauchen dich, Mbali. Du sollst den all übernehmen.«

»Aber was ist mit all den anderen rauen?«

»Wir leben in einer unvollkommenen Welt«, antwortete er leise.

»Das muss nicht sein«, erwiderte sie und stand auf.

Um zehn nach drei morgens saß Bill Anderson auf dem alten Zweisitzer-Ledersofa in seinem Arbeitszimmer, den rechten Arm um seine weinende rau gelegt, in der linken Hand einen Becher Kaffee.

Obwohl er äußerlich ruhig wirkte, konnte er in der Stille der North Salisburystreet seinen eigenen Herzschlag hören. Mit den Gedanken war er teils bei seiner Tochter, teils bei den Eltern ihrer reundin, Erin Russel. Wer würde ihnen die furchtbare Nachricht überbringen? Sollte er sie anrufen? Oder sollte er auf die offizielle Bestätigung warten? Was konnte er tun? Denn er wollte, er musste irgendetwas tun, um seiner Tochter zu helfen, sie zu beschützen, aber wo sollte er ansetzen? Er wusste nicht einmal, wo sie sich in diesem Augenblick aufhielt.

»Sie hätten niemals fahren dürfen«, schluchzte seine rau. »Wie oft habe ich es ihnen gepredigt? Warum sind sie nicht nach Europa gereist?«

Anderson wusste nicht, was er ihr antworten sollte. Er zog sie nur noch fester an sich.

Dann läutete das Telefon. Es klang schrill am frühen Morgen. Anderson verschüttete etwas Kaffee aus seinem Becher, als er hastig aufstand. Dann meldete er sich.

»Bill, ich bin's, Mike. Es tut mir leid, es hat eine Weile gedauert, bis ich das Kongressmitglied ausfindig machen konnte. Er ist mit seiner amilie oben in Monticello. Ich habe bis eben mit ihm telefoniert, und er will unverzüglich alle Hebel in Bewegung setzen. Aber vor allem soll ich dir ausrichten, dass er in Gedanken bei dir und deiner amilie ist.«

»Danke, Mike, bitte richte ihm unseren Dank aus.«

»Mach ich. Ich habe ihm deine Telefonnummer gegeben. Er wird sich bei dir melden, sobald er mehr weiß. Er will sowohl den US-Botschafter in Pretoria als auch den Generalkonsul in Kapstadt anrufen, um eine Bestätigung für so viele akten wie möglich zu erhalten. Außerdem kennt er einen engen Mitarbeiter der Außenministerin und will auch das Außenministerium bitten, ihn so weit wie möglich zu unterstützen. Tja, ich weiß, du bist Demokrat, Bill, aber dieses Kongressmitglied ist ein Kriegsveteran. Er hat damals seine Anwaltskanzlei innerhalb von drei Tagen aufgegeben, um in den ersten Golfkrieg zu ziehen. Er ist ein Macher. Also, keine Sorge, wir setzen alles daran, Rachel heil nach Hause zu bringen.«

»Mike, ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll.«

»Du schuldest mir keinen Dank, das ist doch selbstverständlich.«

»Und Erins Eltern?«

»An sie habe ich natürlich auch gedacht, Bill, aber wir brauchen erst eine offizielle Bestätigung, bevor wir irgendetwas sagen.«

»Ja, das ist wohl das Beste. Ich überlege, Chief Dombkowski mitzunehmen. Ich glaube nicht, dass ich das allein schaffe.«

»Gut, ich rufe ihn an, sobald wir nähere Informationen haben. Dann werden wir dich beide begleiten.«

Der Sersant kam aus dem Carlucci's Quality Food Store heraus, ging zu seinem Koffer, öffnete die Tür und griff nach dem Funkgerät. Er rief die Wache am Caledonplein und erwischte denselben Konstabel, der ihn hierhin geschickt hatte. Er meldete, er habe eine Aussage aufgenommen. Eine junge Frau sei offenbar von einem Weißen und einem Schwarzen verfolgt worden, aber weder von ihr noch von ihren Verfolgern sei noch eine Spur zu sehen.

»Schau mal im System nach: weißer Land Rover Discovery, Kennzeichen CA, vier, eins, sechs, das war alles, was der Zeuge erkennen konnte, aber er ist sich nicht hundertprozentig sicher. Wir werden uns noch ein bisschen umsehen«, schloss er. Dann sah er das zweite Metro-Polizeimotorrad, das innerhalb weniger Minuten die Bo-Oranjestraat entlangfuhr. Und er dachte an die beiden Streifen der Metro-Polizei, die sie auf dem Weg hierher gesehen hatten. Anstatt dass sie uns bei der Demonstration helfen! dachte er. Gammeln hier herum, auf der Suche nach Altschparkern, denen sie ein Knöllchen verpassen können. Oder verfolgen Käufer gefälschter Führerscheine.

Sein Teamkollege kam aus dem Restaurant und sagte: »Wenn du mich fragst, geht es hier um Drogen.«

Vusi Ndabeni traf den Polizeifotografen am Cat & Moose Youth Hostel and Backpackers Inn und bat die Mitarbeiterin, ihm noch einmal Oliver Sands zu holen. Er solle seine Kamera mitbringen.

Als Sands das Koffer betrat, wirkte er noch immer niedergeschlagen.

»Ich möchte das Foto von Erin und Rachel für die Ermittlungen benutzen«, erklärte Vusi.

»Kein Problem«, sagte Sands.

»Könnten Sie uns für ein paar Stunden Ihre Kamera überlassen?«

»Ich brauche eigentlich nur die Karte«, sagte der Fotograf.

»Okay. Ich brauche ... fünfzig Ausdrucke. Aber schnell. Mr Sands, bitte zeigen Sie unserem Fotografen, welches der Mädchen Rachel Anderson ist.«

»Bekomme ich sie wieder?«, fragte Sands.

»Ich kann Ihnen die Ausdrucke aber nicht mehr heute zukommen lassen«, sagte der Fotograf.

Vusi musterte den Mann mit den langen Locken und der unkooperativen Haltung.

Du musst knallhart sein, hatte Bennie Griessel gesagt.

Aber so war er nicht. Und er wusste nicht, ob er je so sein konnte. Also musste er es anders angehen.

Vusi seufzte gedämpft. »Morgen? Morgen würde es gehen?«

»Ja, morgen wäre besser«, antwortete der Fotograf mit einem zufriedenen Lächeln.

Vusi zog sein Handy aus der Jackentasche. »Einen Augenblick«, sagte er, wählte eine Nummer und hielt den Apparat ans Ohr.

»Beim nächsten Ton«, sagte eine eintönige Frauenstimme, »ist es ... zehn Uhr, sieben Minuten und ... vierzig Sekunden.«

»Kann ich bitte Kommissaris Afrika sprechen?«, fragte Vusi. Dann flüsterte er dem Fotografen zu: »Ich will mich nur erkundigen, ob der Kommissaris sauer ist, wenn das Mädchen morgen tot ist.«

»Beim nächsten Ton ist es ...«

»Welches Mädchen?«, fragte der Fotograf.

Oliver Sands blickte verständnislos von einem zum anderen.

»Zehn Uhr, sieben Minuten und ... fünfzig Sekunden.«

»Eine der beiden auf dem Foto. Sie ist irgendwo in Richtung Kampsbaai unterwegs und wird von Leuten verfolgt, die sie umbringen wollen. Wenn wir das Foto erst morgen bekommen ...«

»Beim nächsten Ton ...«

»Augenblick ...«, sagte der Fotograf.

»Ja, ich warte, bis der Kommissaris Zeit hat«, sagte Vusi ins Telefon, während die Frauenstimme: »Zehn Uhr, acht Minuten und null Sekunden« sagte.

»Das habe ich nicht gewusst«, stotterte der Fotograf.

Vusi zog lediglich erwartungsvoll die Augenbrauen hoch.

Der Fotograf sah auf die Uhr. »Zwölf Uhr, früher schaffe ich es wirklich nicht.«

Vusi blickte sein Telefon an und beendete den Anruf. »Gut, bringen Sie die Ausdrucke zur Wache am Caledonplein und geben Sie sie Inspekteur Mbali Kaleni.« In diesem Augenblick klingelte sein Handy. Er meldete sich.

»Detective Inspector Vusi Ndabeni.«

»Sawubona, Vusi«, grüßte Mbali Kaleni auf Zulu.

»Molo, Mbali«, antwortete Vusi auf Xhosa.

»Unjani?«, fragte sie auf Zulu.

»Ntwengephi«, sagte er auf Xhosa, und um das Geplänkel zu beenden, wechselte er ins Englische. »Wo bist du?«

»Auf der N1, ich komme gerade aus Bellville. Und wo bist du?«

»In der Long Street, aber ich muss zum Caledonplein.«

»Nein, *brother*, ich muss zu dir kommen. Ich kann den Fall nicht übernehmen, wenn ich nicht weiß, was los ist.«

»Den Fall übernehmen?«

»Ja, das hat der Kommissaris angeordnet.«

Vusi schloss langsam die Augen. »Kann ich dich zurückrufen?«

»Jederzeit.«

Griessel betrat den Arkaden-Eingang der Buitenstraat 16 und sah, dass das Gebäude um einen Innenhof herumgebaut war. Plattenwege führten zwischen Blumenbeeten, einem ischteich und einem Vogelbad hindurch. An der Wand des südlichen lügels hing ein großes Schild mit der Aufschrift »AfriSound«, in hölzernen Buchstaben, die vermutlich afrikanisch wirken sollten. Das Logo stellte einen lustigen Vogel mit einer schwarzen Brust, einer gelben Kehle und gelben Augenbrauen dar, der mit aufgerissenem Schnabel vor dem Hintergrund einer orangefarbenen Sonne sang. Griessel hatte keine Ahnung, was für ein Vogel das sein sollte. Er ging auf die Glasflügeltüren zu. Sein Handy klingelte. Inzwischen kannte er die Nummer.

»Vusi?«, fragte er sofort.

»Bennie, ich glaube, es hat hier ein Missverständnis gegeben.«

An der Ecke Prins- und Bredastraat hielt ein Metro-Streifenwagen neben den jungen Männern im Land Rover Defender.

Auf dem Beifahrersitz des Streifenwagens saß Jeremy Oerson. Er ließ das enster herunter und fragte den jungen Weißen am Steuer des Land Rovers: »Weißt du, was sie anhat, Jay?«

Der junge Mann nickte. »Blaue Jeansshorts, hellblaues T-Shirt. Und sie hat einen Rucksack dabei.«

»Okay«, sagte Jeremy Oerson und griff nach dem unkgerät. Er nickte dem ahrer zu. »Komm, wir müssen los.«

»Danke, Kommissaris«, sagte Bennie Griessel in sein Handy, schaltete es aus und blieb einen Augenblick lang kopfschüttelnd vor den Glastüren von AfriSound stehen.

Er war kein Mentor, sondern ein verdammter euerwehrmann, den man anrief, wenn es brannte. Und das tat es andauernd.

Griessel seufzte, öffnete die Tür und trat ein.

An den blutrot und knallblau gestrichenen Wänden hingen eingerahmte Gold- und Platin-CDs sowie Plakate von Künstlerauftritten. Griessel erkannte einige der Namen wieder. Hinter einer modernen Empfangstheke aus hellem Holz saß eine schwarze rau mittleren Alters, die aufblickte, als er hereinkam. Ihre Augen waren gerötet, als habe sie geweint, aber in ihrem Auftreten wirkte sie gefasst.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie auf Englisch.

»Ich möchte zu Willie Mouton.«

»Dann müssen Sie Inspector Griessel sein«, antwortete sie mit einer perfekten Aussprache seines Nachnamens.

»Ja, das bin ich.«

»Ach, es ist so fürchtbar, das mit Mr Barnard!« Sie wies mit einem Nicken in Richtung der Treppe. »Sie werden erwartet, es ist im ersten Stock.«

»Danke.«

Griessel stieg die Holztreppe hinauf. Das Geländer war verchromt, und an den Wänden hingen weitere eingerahmte CDs. Bronzeplaketten darunter verkündeten den Namen des Künstlers oder der Band.

Im ersten Stock gelangte er in einen weitläufigen, offenen Raum. Trotz der hellen, bunten arbegebung herrschte eine morbide Atmosphäre. Keine Musik, nur das leise lüstern der Klimaanlage und die gedämpften Stimmen von fünf, sechs Leuten, die um große, niedrige Chromtische saßen, auf Sofas und Sesseln aus bunt gefärbtem Straußenleder – blau, grün, rot.

Als sie ihn bemerkten, verstummten ihre Gespräche. Alle Blicke wandten sich ihm zu. Griessel sah eine weinende rau, und überhaupt wirkten alle verstört, doch nirgendwo eine Spur von Mouton. Einige der Gesichter, die ihn musterten, kamen ihm bekannt vor – wahrscheinlich Sänger oder Musiker. War Jos Geyser unter ihnen? Er hoffte für einen Augenblick, Lize Beekman oder Theun Jordans wären hier, vielleicht Schalk Joubert. Aber was würde er zu ihnen sagen, hier, unter diesen Umständen?

Seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

Links am enster stand eine farbige rau von ihrem Schreibtisch auf. Er sah, dass sie jung und bildschön war, hohe Wangenknochen, voller Mund, lange schwarze Haare. Sie umrundete den Schreibtisch. Elegante, enge Kleidung, hochhackige Sandalen, schlanke igur.

»Inspekteur?«, fragte sie mit derselben gedämpften reundlichkeit wie die Empfangsdame unten.

»Bennie Griessek«, stellte er sich vor und reichte ihr die Hand.

»Natasha Abader«, sagte sie. Ihre Hand war klein und zart. »Ich bin die persönliche Assistentin von Meneer Mouton. Bitte folgen Sie mir.«

»Danke«, sagte Griessel und ging hinter ihr her den lur entlang. Er betrachtete Natasha Abaders kleinen, perfekten Achterstegen und fragte sich unwillkürlich, ob Barnard auch sie in seinem Büro vermascht hatte. Er sah bewusst weg und ließ die Augen stattdessen über weitere CDs und Plakate an den Wänden wandern. Schilder an den Türen verkündeten: *AfriSound Promo. Produktion. Buchhaltung. Aufnahmestudio. AfriSound Online.* Und schließlich, ganz hinten rechts: *Willie Mouton. Direktor.*

Und links, an einer weiteren Tür: *Adam Barnard. Leitender Direktor.*

Natasha klopfte bei Mouton an und öffnete die Tür. Sie steckte ihren Kopf ins Büro. »Inspekteur Griessel ist jetzt hier.« Dann trat sie beiseite, um Griessel vorbeizulassen.

»Danke«, sagte Griessel. Sie nickte nur und kehrte an ihren Schreibtisch zurück. Er ging hinein. Mouton und sein Anwalt, dieser Groenewald, saßen bequem hingefläzt wie Magnaten einander gegenüber an einem Schreibtisch.

»Treten Sie näher«, bat Mouton.

Der Anwalt reichte Griessel eine schlaaffe Hand, ohne dabei aufzustehen. »Regardt Groenewald.«

»Bennie Griessel. Sitzt Geyser da draußen?«

»Nein, sie sind im Konferenzraum«, sagte Mouton und wies mit einem Nicken in Richtung des Saals am Ende des Flures. Er wirkte jetzt ernst und gemessen; seine frühere Aggressivität war verschwunden.

»Sie?«

»Er hat Melinda mitgebracht.«

Griessel konnte seinen Widerwillen nicht verbergen, und Mouton bemerkte es. »Ich konnte es nicht verhindern. Ich habe ihm gesagt, er soll sie zu Hause lassen.« Es klang herablassend, als spräche er mit einem Untertanen.

Griessel kannte solche Typen wie Mouton, große Fische in ihrem kleinen Teich, daran gewöhnt, die erste Geige zu spielen. Und jetzt, nachdem sich ihm der Distriktkommissaris persönlich gewidmet hatte, glaubte er, er könne fortfahren, sich überall einzumischen. »Wir wollen sie getrennt voneinander vernehmen«, informierte Griessel ihn und griff nach seinem Handy. »Mein Kollege dachte, Mevrouw Geyser wäre zu Hause. Ich muss ihm kurz Bescheid sagen.«

Er fand Dekkers Nummer und wählte.

»Wie viel weiß Geyser?«, fragte er Mouton, während das Klingelzeichen ertönte.

»Noch gar nichts. Natasha hat ihnen gesagt, sie sollten im Konferenzsaal warten. Aber man sieht ihm an, dass er sich schuldig fühlt. Schwitzt wie ein Schwein.«

»Bennie?«, fragte Dekker am Handy.

»Es gibt eine kleine Änderung«, sagte Griessel.

Vusi Ndabeni eilte die Langstraat entlang, als John Afrika ihn zurückrief.

»Ist alles geklärt, Vusi. Der Vorgesetzte von Inspekteur Kaleni hat mich falsch verstanden.«

»Danke, Kommissaris.«

»Sie ist zum Caledon Square unterwegs, dort wird sie zunächst mal mit den Dienststellen Kontakt aufnehmen.«

»Danke, Kommissaris.«

»Sie wird dir eine große Hilfe sein, Vusi. Sie ist eine fähige Frau.«

»Danke, Kommissaris.«

Über eintausenddreihundert Kilometer weiter nördlich, im Wachthuis-Gebäude der Thibault-Arkaden in Pretoria, gab das Telefon des stellvertretenden Nasionale Kommissaris der SAPS einen einzigen Brumnton von sich. Er nahm den Hörer ab.

»Die Adjunkt-Ministerin will Sie sprechen«, verkündete die Sekretärin.

»Danke.« Er zögerte einen Augenblick, ehe er die weiße Taste von Leitung eins drückte. Er wusste, dass dieser Anruf keine guten Neuigkeiten bedeuten konnte. Die Adjunkt-Ministerin rief grundsätzlich nur an, wenn es schlechte Nachrichten über den anstehenden Korruptionsprozess des derzeit beurlaubten Nasionale Kommissaris gab.

»Guten Morgen, Frau Ministerin«, sagte er auf Englisch.

»Guten Morgen, Kommissaris«, sagte die Anruferin und klang wenig begeistert. »Ich habe gerade einen Anruf des amerikanischen Generalkonsuls in Kapstadt erhalten.«

Der Eingang des Van Hunks befand sich in der Kasteelstraat. Ein Neonschild mit dem Clubnamen und der Ankündigung: *Smokin'* hing darüber. Inspekteur Vusi Ndabeni zog und drückte an der Klinke, aber die Tür war verschlossen.

»Ai«, seufzte er und ging zu einem Lampengeschäft um die Ecke. Er fragte die farbige Kassiererin, ob sie wisse, wann er jemanden im Club antreffen könne.

»Versuchen Sie's an der Hintertür«, antwortete sie und zeigte ihm die Zufahrtsgasse hinter dem Gebäude.

Er dankte ihr und ging an Männern, die Bierkästen von einem Lkw luden und in den Club hineintrugen, bis in die Küche des Van Hunks. Ein Weißer mit kurzem schwarzen Pferdeschwanz und kleinen Augen beaufsichtigte das Abladen der Getränkekästen.

»Hey!«, sagte er. »Was haben Sie hier zu suchen?« Aggressiv, auf Englisch mit einem undefinierbaren Akzent.

Vusi zeigte ihm seinen Polizeiausweis. »Ich würde gerne den Manager sprechen«, sagte er höflich.

Der Pferdeschwanztyp, einen Kopf größer als Ndabeni, blickte verächtlich von oben auf den Ausweis und den Polizisten herab. »Warum?«

»Sind Sie der Manager?«, fragte Vusi, immer noch höflich.

»Nein.«

»Ich würde mich lieber mit ihm unterhalten.«

»Die Chefin hat zu tun.«

»Könnten Sie mir bitte zeigen, wo ich sie finde?«

»Haben Sie einen Durchsuchungsbeschluss?«

»Ich brauche keinen Beschluss«, antwortete Vusi geduldig. »Ich ermittle in einem Mordfall, und das Opfer war gestern Abend hier im Club. Ich benötige lediglich einige Informationen.«

Als der Pferdeschwanztyp ihn forschend musterte, erkannte Vusi, dass seine Augen dicht beieinander standen. Bei Weißen, so hatte er gehört, sei das ein Zeichen für Dummheit. Das erklärte die Fragen des Mannes.

»Sie müssen warten, denn die stehlen sonst mein Bier«, sagte der Pferdeschwanztyp und zeigte auf die schwarzen Arbeiter, die die Kästen hineinschleppten. »Und was will die Polizei dagegen unternehmen?«

»Haben Sie Anzeige erstattet?«

»Warum?«

»Weil die Polizei erst ermittelt, wenn Sie Anzeige erstattet haben«, erklärte Vusi langsam und deutlich. »Sie müssen zur nächsten Polizeidienststelle gehen und den Diebstahl melden.«

Der Pferdeschwanztyp rollte die Augen. Vusi hatte keine Ahnung, was er damit sagen wollte. Einfacher konnte er es ihm doch wirklich nicht erklären. »Hören Sie, meine Ermittlungen sind sehr dringend. Ich muss die Managerin sofort sprechen.« Er zögerte noch einen Augenblick, dann sagte der Mann: »Den Flur entlang. Dritte Tür rechts.«

»Danke«, sagte Vusi und verließ die Küche.

Willie Mouton hielt die Tür des Konferenzsaales auf, und Griessel ging hinein. Die Geysers saßen am langen, ovalen Konferenztisch. Sie hielten sich an den Händen. Bennie hatte sich ein junges, aufgewecktes, engelsgesichtiges Pärchen vorgestellt, das die übertriebene Fröhlichkeit frisch Bekehrter ausstrahlte. Doch die Geysers waren bereits über vierzig, sie vielleicht noch ein wenig älter als er. Sie blickten ernst und angespannt. Jos war ein großer Mann mit weißblonden Haaren, die er in einem schicken Bürstenschnitt trug. Tiefe Falten durchzogen sein Gesicht, und ein blonder Hängeschnauzer war sorgfältig auf Kinnlänge gestutzt. Breite Schultern, muskulöse Arme, ein feiner Schweißfilm auf

der Stim. Neben ihm wirkte Melinda klein wie ein Püppchen. Sie hatte ein rundes Gesicht, rotblonde Haare, die in einer Kaskade kleiner Locken herunterfielen, milchweiße Haut, lange Wimpern. Sie war stark im Retrolook geschminkt, und aus irgendeinem Grund – waren es ihre Augen oder ihr Mund? – hatte Griessel den Eindruck, als sei sie früher das gewesen, was man in seiner Jugend in Parow als »leichtes Mädchen« bezeichnet hätte.

»Willie«, sagte Geyser und stand auf. »Was ist hier los?«

»Jos, das ist Sersant Bernie Griessel von der Polizei. Wir würden gern mit dir reden.«

Griessel hielt Geyser die Hand hin. »Inspekteur Griessek«, berichtete er.

Geyser ignorierte seine ausgestreckte Hand. »Warum?«, fragte er mit respektheischendem Stirnrunzeln.

»Adam ist tot, Jos.«

Die arrogante Miene Geysers war wie weggewischt. Griessel sah, wie er aschfahl wurde. Für einen Augenblick war es still im Zimmer.

Melinda Geyser gab einen Laut von sich, aber Griessel ließ Jos nicht aus den Augen. Der große Mann wirkte ehrlich schockiert.

»Was ist passiert?«, fragte Geyser.

»Er wurde gestern Abend bei sich zu Hause erschossen«, sagte Mouton.

»Oh, Heiland!«, rief Melinda Geyser.

»Ich würde mich gerne unter vier Augen mit Ihnen unterhalten, Meneer Geyser«, sagte Griessel rasch, voller Besorgnis, dass der voreilige Mouton zu viel ausplaudern würde.

»Melinda, möchtest du vielleicht in meinem Büro warten?«, fragte Mouton.

Sie reagierte nicht.

»Aber was soll ich denn mit alldem zu tun haben?«, fragte Geyser ärgerlich.

»Möchten Sie sich nicht setzen, Meneer Geyser?«

»Komm, Melinda«, sagte Mouton.

»Ich bleibe bei Jos.«

»Mevrou, ich befürchte, dass ich mich mit Ihrem Mann unter vier Augen unterhalten muss.«

»Sie bleibt hier!«, sagte Geyser.

Vusi fand die Managerin in einem kleinen, unordentlichen Büro, wo sich Akten und Stapel mit Rechnungen überall auf dem Schreibtisch und den Regalen türmten. Sie tippte Zahlen auf einer großen Handrechenmaschine ein. Blitzschnell huschten ihre lackierten Fingernägel über die Tasten. Vusi klopfte an den Rahmen der offenen Tür und fragte, ob sie die Managerin sei.

»Ja?« Sie blickte auf. Um die vierzig, kurze schwarze Haare, markantes, aber hartes Gesicht.

Vusi zeigte ihr seinen Ausweis und stellte sich vor.

»Galina Federova.« Mit festem Griff schüttelte sie Vusi die Hand. »Was kann ich für Sie tun?« Sie hatte denselben Akzent wie der Pferdeschwanztyp.

Vusi erklärte ihr in groben Zügen, worum es ging.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte sie, halb befehlend, halb einladend, wobei das *please* bei ihr wie ein kurzes, kräftiges *plis* klang. Suchend hob sie die Rechnungen auf dem Tisch an. Sie fand Zigaretten und ein Einwegfeuerzeug, klappte das Päckchen auf und bot Vusi eine Zigarette an.

»Nein, danke.«

Sie holte sich eine heraus, steckte sie an, und während sie redete, quoll ihr der Rauch aus dem Mund. »Wissen Sie, wie viele Gäste wir gestern Abend hatten?«

Nein, das wusste er nicht.

»Vielleicht zweihundert, vielleicht auch mehr. Unser Club ist sehr beliebt.«

»Ich verstehe. Aber irgendetwas muss vorgefallen sein, Mrs Federova.«

»Sie können mich Galia nennen, so sagt man auf Russisch statt Galina.«

»Sind Sie die Besitzerin?«

»Nein, der Besitzer ist Gennady Demidov. Ich bin nur die Managerin.«

Vusi zog sein Notizbuch aus der Innentasche seiner Jacke und schrieb mit.

»Warum schreiben Sie das auf?«

Er zuckte mit den Schultern. »Bis wann haben Sie geöffnet?«

»Montags schließen wir um zwölf.«

»Und die Gäste müssen dann gehen?«

»Nein. Wir lassen niemanden mehr rein, aber die Gäste, die schon drin sind, können bleiben. Wir schließen die Bar erst, wenn der Letzte gegangen ist.«

»Heute Morgen um Viertel nach zwei, waren da noch Gäste bei Ihnen?«

»Da müssen Sie Petr fragen, den Night-Manager.«

»Könnten Sie ihn anrufen?«

»Er schläft jetzt.«

»Dann wecken Sie ihn.«

Es widerstrebte ihr offenbar. Sie zog an der Zigarette und blies den Rauch durch die Nasenlöcher aus wie ein Stier in einem Comic. Dann fing sie wieder an, die Rechnungen eine nach anderen anzuheben, auf der Suche nach dem Telefon. Vusi fragte sich, wie Leute tickten, die keine Ordnung hielten.

Bennie Griessel trat näher an Jos Geyser heran. Er blickte zu dem Hünen auf, der jetzt entschlossen den Unterkiefer nach vorn reckte. »Meneer Geyser, Sie haben die Wahl: Entweder, wir beide setzen uns jetzt hier zusammen und unterhalten uns in aller Ruhe, oder ...«

»Regardt und ich bleiben bei dir, Jos, mach dir keine Sorgen«, unterbrach ihn Willie Mouton.

»Nein«, erwiderte Griessel, aus dem Konzept gebracht. »So geht das nicht.«

»Natürlich geht das so. Er hat das Recht ...«

Griessel drehte sich langsam um. »Meneer Mouton«, sagte er, mühsam beherrscht. »Ich weiß, dass Sie alle eine schwere Zeit durchmachen. Ich weiß, dass der Ermordete Ihr Kompagnon war und Sie sich wünschen, dass der Fall baldmöglichst gelöst wird. Aber die Ermittlungen sind meine Arbeit. Und ich muss Sie bitten zu gehen, damit ich meine Arbeit erledigen kann.«

Willie Mouton lief rot an. Sein Adamsapfel hüpfte auf und nieder, die Frequenz seiner Bandsägenstimme stieg. »Er hat das Recht auf einen Anwalt, und er ist gestern in meinem Büro gewesen. Regardt und ich müssen dabei sein.« Hinter Mouton betrat Groenewald, der Anwalt, den Konferenzraum, als wüsste er, dass seine Unterstützung gebraucht wurde.

Bennie rang um Geduld, aber es fiel ihm schwer. »Meneer Geyser, dies ist eine Befragung, keine Verhaftung. Möchten Sie, dass Meneer Groenewald bei Ihnen bleibt?«

Geyser blickte hilfesuchend zu Melinda. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, er ist Willies Anwalt.«

»Ich kann Sie aber auch vertreten«, bot Groenewald höflich und bescheiden an.

»Ich bestehe darauf!«, keifte Mouton. »Wir beide ...«

Bennie Griessel wusste, dass es Zeit wurde, Mouton mundtot zu machen. Und dafür gab es nur einen Weg. Zielstrebig ging er auf den Glatzkopf zu, die offizielle Formel bereits auf der Zunge, doch der sonst so zurückhaltende Anwalt reagierte überraschend schnell und sprang zwischen die beiden Männer.

»Willie, wenn er dich jetzt wegen Behinderung der Staatsgewalt einsperrt, kann ich nichts für dich tun.« Er fasste Mouton fest am Arm. »Komm, wir warten in deinem Büro. Jos weiß, wo ich zu finden bin, falls er mich brauchen sollte.«

Mouton blieb stehen. Sein Mund arbeitete, aber es kam nichts heraus; sein Blick blieb herausfordernd auf Griessel geheftet. Groenewald zerrte an seinem Mandanten, und Mouton folgte ihm zur Tür, wo er über die Schulter rief: »Du hast Rechte, Jos!« Dann waren die beiden verschwunden.

Griessel atmete tief durch und wandte sich an das Sängerehepaar. »Meneer Geyser ...«

»Wir waren gestern Abend in der Kirche«, sagte Melinda.

Griessel nickte langsam und fragte: »Meneer Geyser, wünschen Sie einen Rechtsbeistand?«

Geyser blickte seine Frau an. Sie schüttelte fast unmerklich den Kopf. Griessel erkannte die Dynamik zwischen den beiden. Sie war diejenige, die das letzte Wort hatte.

»Nein, ich brauche niemanden«, sagte Jos. »Kommen Sie, bringen wir es hinter uns. Ich weiß, was Sie denken.«

»Mevrou, würden Sie bitte in Meneer Moutons Büro warten?«

»Nein, ich setze mich vorne in die Lounge.« Sie ging auf Jos zu, fasste ihn an einem kräftigen Arm und sah ihn vielsagend an. »Bärchen«, sagte sie. Neben ihrem Mann wirkte sie klein, aber Griessel sah, dass sie größer war, als er sie geschätzt hatte. Sie trug eine Jeans und eine meergrüne Bluse in der Farbe ihrer Augen. Griessel vermutete, dass ihre Figur zehn angesetzte Kilos zuvor sensationell gewesen war.

»Schon gut, Pokke«, sagte Jos, aber es herrschte eine gewisse Spannung zwischen ihnen.

Einmal blickte sie sich um, dann schloss sie leise die Tür.

Griessel zog sein Handy hervor und schaltete es aus. Er blickte zu Geyser auf, der mit gespreizten Beinen neben dem ovalen Tisch stand.

»Setzen Sie sich, Meneer Geyser. Bitte.« Er zeigte auf einen der Stühle, die mit dem Rücken zur Tür standen.

Jos rührte sich nicht. »Sagen Sie mir zuerst eines: Sind Sie ein Sohn des Herrn?«

Im vierten Stock eines unauffälligen Gebäudes, der Nummer 24 an der Alfredstraat in Groenpunt, eilte der Provinzkommissaris der SAPS: Wes-Kaap hastig den langen Flur entlang.

Er war ein Xhosa, klein, in voller Uniform, aber momentan ohne Jackett, die Ärmel des blauen Hemdes bis zu den Ellbogen aufgekrempt. Vor der offenen Tür des Büros von John Afrika, des Distriktkommissaris: Fahndung und Verbrechensaufklärung blieb er stehen. Afrika telefonierte gerade, hatte aber seinen Vorgesetzten gehört und winkte ihn herein. Er sagte »Ich rufe dich zurück« und legte auf.

»John, der Nasionale Kommissaris hat mich eben angerufen. Wissen wir von einem amerikanischen Mädchen, das letzte Nacht ermordet wurde?«

»Ja, wir wissen von ihr«, antwortete John Afrika gelassen. »Ich habe schon darauf gewartet, dass die Scherereien losgehen.«

Der Provinzkommissaris setzte sich Afrika gegenüber. »Die Freundin des Mädchens hat vor einer halben Stunde ihren Vater in Amerika angerufen und behauptet, jemand wolle sie ermorden.«

»Von hier aus?«

»Von hier aus.«

»Mist. Hat sie gesagt, wo sie ist?«

»Offenbar nicht. Der Vater sagte, sie musste flüchten, bevor sie ihm alles erzählen konnte.«

»Ich werde Bennie und Vusi Bescheid sagen. Und Mbali«, fügte John Afrika hinzu und griff nach seinem Telefon.

Galia Federova, die Managerin des Van Hunks, redete Russisch am Telefon und reichte es dann an Vusi weiter. »Petr. Sie können mit ihm reden.«

Der Ermittler nahm das Telefon an. »Guten Morgen, mein Name ist Vusi. Ich wollte nur wissen, ob heute am frühen Morgen irgendetwas Besonders im Club vorgefallen ist, so zwischen zwei und Viertel nach zwei. Es geht um zwei amerikanische Mädchen und ein paar junge Männer. Wir haben sie auf Video, wie sie die Long Street entlangrennen, und wir haben Zeugen dafür, dass sie im Club gewesen sind.«

»Es waren viele Leute da«, sagte Petr mit einem wesentlich schwächeren Akzent als die Frau.

»Ich weiß, aber ist Ihnen irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

»Was heißt ungewöhnlich?«

»Eine Auseinandersetzung. Eine Schlägerei.«

»Keine Ahnung. Ich war im Büro.«

»Wen könnte ich sonst fragen?«

»Die Barkeeper und die Kellner.«

»Wo kann ich sie erreichen?«

»Die schlafen wohl jetzt alle.«

»Sie müssen sie anrufen und sie in den Club bestellen, alle.«

»Kann ich nicht.«

»Oh, doch, das können Sie. Wir ermitteln in einem Mordfall.«

Petr seufzte tief und entnervt. »Das kann aber dauern.«

»Nein, das kann es nicht. Wir haben keine Zeit, denn eines der Mädchen lebt noch, aber wenn wir sie nicht finden, wird sie auch sterben.«

Vusis Handy klingelte.

»Eine Stunde dauert es mindestens«, sagte Petr.

»Sagen Sie ihnen, sie sollen in den Club kommen«, ordnete Vusi an und reichte Federova den Apparat zurück. Er nahm den Ruf auf seinem Handy an. »Vusi.«

»Sie lebt noch, Vusi«, sagte John Afrika. »Sie hat ihren Vater in Amerika angerufen, vor einer halben Stunde. Aber ich kann Bennie nicht erreichen.«

Rachel war die Bo-Oranjestraat hinuntergelaufen und hatte dabei verzweifelt nach einem Fluchtweg Ausschau gehalten, aber die Häuser auf beiden Straßenseiten waren unzugänglich – hohe Mauern, Starkstromzäune, Sicherheitsgitter und verriegelte Tore. Sie wusste, dass sie keine Zeit hatte, dass ihr Vorsprung nur wenige Sekunden betrug. Sie mussten einfach nur durch das Restaurant zurücklaufen; sie war vielleicht hundert Meter vor ihnen. Die Stimme ihres Vaters hatte sie erneut angespornt, ihren Überlebenswillen angefacht. Sie sehnte sich danach, ihre Eltern wiederzusehen. Welche Sorgen sich ihre Mutter machen musste, ihre liebe, gute, zerstreute Mutter!

Dann sah sie das Haus, nur einen Block von dem Restaurant entfernt, links an einer Ecke, ein einstöckiges viktorianisches Gebäude mit einem niedrigen Holzstafettenzaun und einem idyllischen Garten, und sie wusste, das war ihre einzige Chance. Sie sprang über die hüfthohe Umzäunung. Dabei blieb sie mit der Kappe ihres Sportschuhs hängen, so dass sie auf der anderen Seite in ein Blumenbeet fiel. Mit den Händen voraus versuchte sie ungeschickt, ihren Fall abzufangen, doch sie schlitterte auf dem Bauch über die weiche Gartenerde, die einen breiten braunen Streifen auf ihrem T-Shirt hinterließ. Sie rappelte sich sofort auf und rannte um das Haus herum, weg von der Front, nach hinten, weg von der Straße, bevor sie sie entdeckten. Über den Rasen, einen Plattenweg, weitere Beete in fröhlichen Farben, weiß, blau und gelb. Mit weit offenem Mund rang sie nach Atem. Die hinterste Ecke des Hauses war mit Bougainvilleen bewachsen, groß und dicht. Violette Blüten hingen über das Rankgitter. Schutz! Rachel zögerte nur einen Augenblick und schätzte die Dicke der Sträucher, ohne zu ahnen, dass sie Dornen hatten. Sie sprang tief hinein, in den dunkelsten Schatten, und die spitzen Dornen der

Pflanzen drangen von allen Seiten in ihre Haut und zerkratzten ihre Arme und Beine bis aufs Blut. Sie stieß einen leisen Schmerzlaut aus, und schließlich lag sie keuchend in der Kühle auf dem Bauch, hinter den dichten Blattwerk.

»Bitte, lieber Gott!«, murmelte sie und drehte den Kopf der Straße zu. Sie konnte nichts erkennen, nur die dunkelgrüne Blättergardine und die kleinen weißen Blüten in jedem violetten Kelch.

Wenn man sie nicht gesehen hatte, war sie in Sicherheit. Für eine Weile. Dann fuhr sie mit einer Hand über ihre Haut und versuchte, die Dornen herauszuziehen.

»Ich rufe den amerikanischen Konsul an«, schlug der Provinzkommissaris John Afrika vor und stand auf. »Ich werde ihm sagen, dass wir alles in unserer Macht Stehende tun, um sie zu finden, John. Das müssen wir dann auch wahr machen. Finde raus, wo Bennie Griessel steckt, und übertrage ihm die volle Verantwortung.«

»Mach ich. Leider stellen uns die einzelnen Dienststellen nur widerwillig zusätzliche Leute zur Verfügung.«

»Überlass das ruhig mir«, sagte der Provinzkommissaris und ging zur Tür, wo er kurz innehielt.

»Sollte Griessel nicht befördert werden?«

»Ja, seine Beförderung ist genehmigt worden, ich nehme an, er wird es heute erfahren.«

»Sag es ihm. Sag es der ganzen Einheit.«

»Gute Idee«, stimmte Afrika zu, aber dann klingelte sein Telefon. Der Provinzkommissaris wartete ab, in der Hoffnung, dass es Neuigkeiten gebe.

»John Afrika.«

»Commissioner, ich bin am Caledon Square, aber die haben hier angeblich keinen Platz für mich.«

»Mbali, geh ins Büro des Dienststellenleiters, er wird gleich einen Anruf erhalten.

»Yes, Sir«, sagte sie.

»Ach, und das vermisste Mädchen – sie lebt. Sie hat vor einer halben Stunde zu Hause angerufen.«

»Wo ist sie?«

»Sie hatte keine Zeit, es zu sagen. Wir müssen sie finden. Und zwar schnell.«

»Ich werde sie finden, Commissioner«, antwortete Mbali selbstsicher.

John Afrika legte auf. »Caledonplein«, sagte er zum Provinzkommissaris. »Sie verweigern die Zusammenarbeit.«

»Warte«, sagte der kleine Xhosa in der tadellosen Uniform. »Da rufe ich auch gleich mal an.«

»Können Sie mir erzählen, was gestern Abend geschehen ist?« Griessel hatte sich auf die andere Seite des Tisches gesetzt, mit dem Gesicht zur Tür. Der große Mann hatte inzwischen Platz genommen. Er stützte die Ellbogen auf dem Tisch ab und fuhr sich nervös durch den weißen Schnauzer.

»Ich habe es nicht getan.« Er sah Griessel nicht an.

»Meneer Geyser, bitte fangen Sie ganz von vorne an. Gestern hat es offenbar ein intimes Zusammensein ...«

»Was würden Sie tun, wenn ein Sohn des Teufels ihre Frau bumsen würde? Was würden Sie tun?«

»Meneer Geyser, wie haben Sie erfahren, dass Adam Barnard und Ihre Frau ...«

»Wir alle sind Sündler. Aber er hat seine Sünden nicht bereut. Niemals. Er hat nicht aufgehört. Götzen. Mammon. Und Hurerei.« Dann sah er Griessel bedeutungsvoll an: »Er hat an die Evolution geglaubt.«

»Meneer Geyser ...«

»Er war ein Sohn des Teufels, und heute brennt er in der Hölle.«

»Meneer Geyser, wie haben Sie es herausgefunden?« Bennie Griessel blieb äußerst geduldig.

Geyser zog die Schultern hoch, als müsse er sich wappnen. »Als sie gestern nach Hause gekommen ist, schien es ihr nicht gutzugehen, und da habe ich sie gefragt, was los ist.« Er stützte die Stirn in die Hand und blickte auf den Tisch. »Sie hat gesagt, es sei nichts, aber ich habe gewusst, dass sie etwas hatte. Da habe ich gesagt: ›Pokkel, dir geht es doch nicht gut, was hast du denn?‹ Dann hat sie sich hingesetzt, konnte mir aber nicht in die Augen sehen. Da wusste ich, dass etwas Schlimmes passiert war.« Er schwieg. Es schien ihm schwerzufallen, alles noch einmal zu erleben.

»Um welche Uhrzeit war das?«

»Das muss so gegen drei Uhr gewesen sein.«

»Und dann?«

»Dann habe ich mich zu ihr gesetzt und ihre Hände genommen. Da hat sie angefangen zu weinen, und dann hat sie gesagt: ›Bärchen, komm, lass uns beten, Bärchen.‹ Sie hat meine Hände ganz festgehalten und gebetet: ›Herr, vergib mir, denn Satan ...‹« Geyser öffnete und schloss die Hände und sein Gesicht war schmerzverzerrt. »... denn Satan ist heute in mein Leben getreten.« Da sagte ich: ›Pokkel, was ist passiert?‹ Aber sie hat sich nur die Augen zugehalten.« Der große Mann hielt sich die Hand vor das Gesicht.

»Meneer Geyser, ich weiß, es ist schwer.«

Geyser verbarg das Gesicht in den Händen und schüttelte den Kopf. »Meine Melinda ...«, sagte er, und seine Stimme brach. »Mein Pokkel.«

Griessel wartete.

»Sie bat den Herrn um Vergebung, denn sie sei schwach geworden. Ich habe sie gefragt, ob sie gestohlen habe. Nein, sagte sie, Johannes eins, Vers acht, das hat sie ständig wiederholt, bis ich sie gebeten habe, damit aufzuhören, und sie fragte, was sie getan habe. Da hat sie die Augen geöffnet und gesagt, sie habe in Adam Barnards Büro gestündigt, denn sie sei nicht so stark, wie ich dächte, sie habe es nicht geschafft, dem Teufel zu widerstehen. Ich habe sie gefragt, welche Sünde sie begangen habe, und sie hat

geantwortet: »Die Sünde des Fleisches, Bärchen, die große Sünde des Fleisches.«« Geysers Stimme versagte endgültig. Er schwieg, beide Hände vor das Gesicht gepresst.

Bennie Griessel saß da und musste die Anwendung unterdrücken, aufzustehen und die wuchtigen Schultern des Hünen zu berühren, ihn zu trösten, irgendetwas zu sagen. Doch in fünfundzwanzig Jahren Dienst hatte er gelernt, skeptisch zu bleiben und nichts zu glauben, bevor er nicht das letzte Beweisstück hatte. Er hatte gelernt, dass Menschen zu allem fähig waren, wenn das Damoklesschwert der Gerechtigkeit über ihnen schwebte: verneinende, herzzerreißende Tränen, die gepeinigte Empörung des zu Unrecht Beschuldigten, heftiger Protest, tiefe Reue oder armseliges Selbstmitleid. Unter diesen Umständen logen die Meisten mit erstaunlicher Geschicklichkeit, ja, manche erlagen sogar einer so vollkommenen Selbsttäuschung, so dass sie aus tiefster Überzeugung ihre Unschuld beteuerten.

Deswegen unternahm er nichts. Er wartete, bis Jos Geysers die Fassung wiedergewonnen hatte.

Galia Federova betätigte einen Schalter, und die Neonröhren hoch oben an der Decke des Clubs sprangen flackernd an, hell genug, um den großen Raum in schummriges Licht zu tauchen.

»Warten Sie hier!«, sagte sie zu Vusi und zeigte auf die Tische und Stühle, die rund um die Tanzfläche standen. »Möchten Sie etwas trinken?«

»Haben Sie Tee?«

Er bildete sich ein, dass ein Lächeln über ihr Gesicht huschte. »Ich geben eben Bescheid«, sagte sie und verschwand.

Vusi ging zwischen den Tischen hindurch, die seit der letzten Nacht noch nicht zurechtgerückt worden waren. An einem blieb er stehen, hob die Stühle herunter und setzte sich. Er legte sein Notizbuch, einen Stift und ein Handy auf den Tisch und blickte sich verwundert um. Rechts an der Wand befand sich die lange Theke aus groben, dicken Holzbalken. An den Wänden hingen Strandgut-Imitate aus der Windjammer-Ära, unterbrochen von modernen Neonschnörkeln mit Seeräubernmotiven. Ganz hinten links stand ein DJ-Tisch mit Plattentellern und elektronischer Ausrüstung. Davor befand sich eine Tanzfläche, meterhoch überragt von vier Tanztürmen. Ganz oben unter dem Dach hingen Trauben von Scheinwerfern und Lasern, jetzt dunkel. Riesenlautsprecher waren an jeder Mauer aufgehängt.

Er versuchte sich vorzustellen, wie es gestern Abend gewesen sein musste: Hunderte Leute, laute Musik, tanzende Körper, flackernde Lichter. Doch jetzt war es hier still, leer und gespenstisch.

Er fühlte sich unbehaglich an diesem Ort.

Und in dieser Stadt.

Seiner Meinung nach lag das an den Menschen. Kayelitsha hatte ihm oft schier das Herz gebrochen. Die sinnlosen Morde, manchmal drei am Tag, die häusliche Gewalt, die schreckliche Armut, die Hütten, das Elend. Aber er war dort willkommen, der Garant von Recht und Ordnung. Es waren einfache Leute, seine Leute, und sie hatten ihn respektiert, unterstützt und ihm geholfen.

Dort waren neunzig Prozent aller Fälle sonnenklar und einfach gewesen. Doch in dieser Stadt waren die Verbrechen vielfältig und kompliziert, die Liste der Aufgaben war endlos. Hier gab es nur Ablehnung und Misstrauen. Er fühlte sich immer noch wie ein Eindringling.

»Kein Respekt«, würde seine Mutter sagen. »Das ist das Problem in der heutigen Zeit.« Seine Mutter schnitzte in Knysna Elefanten aus Holz und schliiff und polierte sie, bis sie glänzten und wie lebendig wirkten, doch sie weigerte sich, diese an einem Stand am See zu verkaufen, mit dem Argument, die Leute hätten keinen Respekt mehr. Sie verknüpfte mit der »heutigen Zeit« alles, was jenseits der braunen Gewässer des Vis- und Mzimvubuflusses lag, aber zu Hause in Gwiligwili gab es keine Arbeit. Mittlerweile war sie in ihrem Ort ganz isoliert und stellte sich der modernen Welt nur, wenn sie einmal in der Woche die Geschäfte abklapperte. Die übrige Zeit saß sie mit ihren Elefanten vor ihrer Wellblechhütte in Khayaletu-Suid und wartete darauf, dass ihr Sohn sie auf dem Handy anrief, das er ihr gekauft hatte. Manchmal kam auch Zukisa und berichtete ihr, wie viele Kunstobjekte sie an die respektlosen Touristen verkauft hatten.

Dann dachte Vusi Ndabeni an Tiffany October, die zarte junge Rechtsmedizinerin. Sie hatte dieselben sanften Augen wie seine Mutter und dieselbe beruhigende Stimme, als verberge sich große Weisheit dahinter.

Er dachte daran, sie anzurufen, und sein Bauch krampfte sich vor Nervosität zusammen.

Ob sie mit einem Xhosa ausgehen würde?

»Frag sie doch«, hatte Bennie Griessel ihm geraten. »Was hast du denn zu verlieren?« In seinem Notizbuch suchte er lange nach der Nummer der Rechtsmedizin.

Er rief an. Es dauerte ewig, bis sich die Telefonzentrale meldete. Er holte tief Luft, um zu fragen: »Kann ich Dr. October sprechen?« Dann verließ ihn jedoch der Mut, und die Angst, sie könne nein sagen, schlug ihm erneut auf den Magen. Mit heftigem Herzklopfen beendete er den Anruf.

Er murmelte etwas vor sich hin, ein ärgerliches Wort auf Xhosa, und rief gleich anschließend Vaughn Cupido an, das einzige Mitglied der Einheit zur Bekämpfung des organisierten Verbrechens in Bellville, das er kannte. Es klingelte lange, bevor sich Cupido endlich mit seinem üblichen, selbstsicheren Mantra meldete: »Ich höre.«

Vusi begrüßte ihn und fragte, ob sie etwas über Gennady Demidov wüssten.

Cupido piffte demonstrativ durch die Zähne, wie immer. »Genna? Wir nennen ihn Semi-doof. Weißt du, ihm gehört quasi die halbe Stadt – Prostitution, Drogen, Erpressung, Geldwäsche, Zigarettenschmuggel ...«

»Ihm gehört der Van-Hunks-Club ...«

»Stimmt. Und er hat noch einen Club, in der Breestraat, das Moscow Redd, und eine Pension in Oranjezicht, die eigentlich ein Puff ist, und Gerüchte besagen, dass ihm inoffiziell auch das Cranky Croc in Langmark gehört.«

»Das Cranky Croc?«

»Ja, die Kneipe mit Internetcafé am Groentemarkplein. Dort kann man so leicht *Dagga* kaufen wie nirgendwo sonst am Kap.«

»Ich habe ein Problem mit einer amerikanischen Touristin, etwa neunzehn Jahre alt, der sie letzte Nacht oben in der Langstraat die Kehle durchgeschnitten haben. Und vorher war sie mit ein paar Freunden im Van Hunks.«

»Das hat garantiert was mit Drogen zu tun, Vusi. Für mich klingt das nach einem Kaufversuch, der aus dem Ruder gelaufen ist. Die sind so drauf, die Russen. Damit zeigt man seinem Netzwerk, dass man nicht mit sich spaßen lässt.«

»Ein aus dem Ruder gelaufener Kaufversuch?«

»Semi-doof ist ein Importeur, Vusi. Die Dealer kaufen bei ihm, Stoff für hunderttausend Rand auf einen Schlag ...«

»Und warum verhaftet ihr ihn nicht?«

»Das ist gar nicht so einfach, Bruder. Der Kerl ist gerissen.«

»Aber das Mädchen war erst gestern hier angekommen und zum ersten Mal in Kapstadt. Sie war keine Dealerin.«

»Sicher ein Maultier.«

»Ein Maultier?«

»Ja, ein Kurier. Sie bringen die Drogen rein. Sie kommen mit dem Flugzeug, auf Fischtrawlern, wie immer sie können.«

»Aha«, sagte Vusi.

»Sie hat bestimmt nicht das abgeliefert, was sie sollte. Etwas in der Richtung. Was immer auch passiert ist, es hat garantiert mit Drogen zu tun.«

Der Dienststellenleiter am Caledonplein lief missmutig den Flur entlang hinter Inspekteur Mbali Kaleni her.

Zehn Minuten zuvor war alles noch unter Kontrolle gewesen, und seine Dienststelle hatte normal und reibungslos funktioniert. Doch dann war sie hereingewatschelt, ohne anzuklopfen, und hatte das Kommando übernommen. Sie verlangte ein Büro, das sie nicht hatten, und weigerte sich, mit dem Sozialarbeiter einen Raum zu teilen. Und gleich darauf erhielt er einen Anruf vom Provinzkommissaris, der ihm vorwarf, der Polizei Schande zu machen. Und jetzt musste er in seinem Büro mit dem Sozialarbeiter zusammenrücken, damit diese herrische Frau in dessen Büro einziehen konnte.

Sie betraten die Wache. Er verglich sie in Gedanken mit einer vollgefrissenen Kropfhaube – klein, mit dicker Rundung vorne und dicker Rundung hinten, das Ganze in einen engen schwarzen Hosenanzug gepresst. Eine große schwarze Handtasche über der Schulter, die Dienstpistole an einem dicken schwarzen Gürtel um die Hüften, den Polizeiausweis an einem Band um den Hals – bestimmt, weil sonst niemand glauben würde, dass sie Polizistin war.

Sie pflanzte sich mit weit gespreizten Füßen mitten im Zimmer auf und klatschte zwei Mal laut in die Hände.

»Alle mal gut zuhören!«, rief sie, auf Englisch mit Zulu-Akzent.

Hier und da drehten sich Köpfe.

»Ruhe!«, herrschte sie.

Stille legte sich über den Raum, und alle starrten sie an.

»Danke. Mein Name ist Inspector Mbali Kaleni. Wir haben ein Problem, auf das wir uns konzentrieren müssen. In Kapstadt wird eine amerikanische Touristin vermisst, ein neunzehnjähriges Mädchen, vielleicht in Camps Bay, vielleicht in Clifton, vielleicht auch in Bantry Bay. Sie wird von Leuten verfolgt, die sie ermorden wollen. Wir müssen sie finden. Ich leite die Operation. Ich möchte, dass Sie jeden Wagen da draußen kontaktieren und die Kollegen informieren. Nach zwölf sollen sie alle reinkommen und ein Foto von dem Mädchen abholen. Der Provinzkommissaris persönlich hat mit Ihrem Dienststellenleiter gesprochen, und er baut auf Ihre rückhaltlose Kooperation.«

»Inspector ...«, meldete sich der Konstabel zu Wort, der den Anruf aus dem Carlucci's angenommen hatte.

»Ich bin noch nicht fertig«, sagte Kaleni.

»Ich weiß, wo sie ist«, fuhr der Konstabel fort, ohne sich einschüchtern zu lassen, zum Stolz seines Vorgesetzten.

»Sie wissen es?«, fragte Kaleni. Für einen Moment war ihr der Wind aus den Segeln genommen.

»Sie ist nicht in Camps Bay, sie ist in Oranjezicht«, sagte er.

Vusi saß im halbdunklen Nachtclub und rief Bennie Griessel an, aber das Handy des weißen Ermittlers war ausgeschaltet. Nur die Mailbox lief.

»Bennie, ich bin's, Vusi. Ich glaube, die Mädchen haben Drogen eingeschmuggelt und sollten sie im Van Hunks abliefern. Ich sitze jetzt hier und warte auf die Barkeeper und die Kellner, aber ich weiß jetzt schon, dass sie nicht reden werden. Ich glaube, wir sollten die Einheit zur Bekämpfung des organisierten Verbrechens hinzuziehen. Bitte ruf mich zurück.«

Wieder ging er die Notizen in seinem Buch durch. Was konnte er noch tun?

Die Videokameras ...

Er rief im Videouberwachungsraum der Metro-Polizei an und wurde nach langem Warten mit der Eule verbunden.

»Ich kann Ihnen schon mal so viel sagen, dass sie von unten aus der Langstraat gekommen sind. Die Kamera an der Ecke Langmark-/Langstraat zeigt um 01:39, wie beide Mädchen vorbeigehen. Der Winkel ist nicht günstig, aber wenn ich die Bilder mit den anderen vergleiche, müssen es dieselben Mädchen sein.«

»Sie sind vorbeigegangen?«

»Ja, sie gehen zwar recht schnell, aber sie rennen nicht. Um 01:39:42 kann man jedoch die Jungs vorbeikommen sehen, der Winkel ist ein bisschen besser. Sie sind zu fünf, und sie rennen in dieselbe Richtung, von Norden nach Süden.«

»Hinter den Mädchen her.«

»Genau. Ich suche noch weiteres Material für Sie heraus, weiter oben in der Langstraat, aber am Kortmark ist eine Kamera ausgefallen, also kann es noch eine Weile dauern.«

»Vielen Dank«, sagte Vusi.

Nur zweihundert Meter vom Club entfernt waren sie noch normal gegangen und hatten nichts von den herannahenden Männern geahnt.

Was hatte das zu bedeuten?

Er machte sich eine Notiz in seinem Buch.

Was noch?

Er musste Dick und Doof anrufen, damit sie Rachel Andersons Gepäck auf Spuren von Drogen untersuchten.

Er suchte die Nummer in seinem Handy, fand sie, zögerte aber. Was würde es nützen? Das Labor lag sechs Monate im Rückstand – zu wenig Personal, zu viel Arbeit.

Später. Erst mussten sie Rachel Anderson finden.

Fransman Dekker hielt einen Augenblick im großen Foyer von AfriSound inne, bis die bildschöne Farbige aufstand und auf ihn zukam.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie ebenso diskret wie die schwarze Frau im Erdgeschoss, aber mit größerem Interesse.

»Inspekteur Fransman Dekker.« Er streckte ihr die Hand hin. »Mein Beileid zu Ihrem Verlust.«

Sie schlug die Augen nieder. »Natasha Abader. Vielen Dank.« Klein und kühl lag ihre Hand in seiner.

»Ich suche Inspekteur Bennie Griessel.«

»Er ist im Konferenzraum.« Unauffällig und geübt hielt sie Ausschau nach einem Ring an seinem Finger. Doch sie ließ sich nichts anmerken, als sie den dünnen Trauring entdeckte, sondern schaute ihm in die Augen.

»Unten an der Tür wartet ein Journalist. Bitte hindern Sie diese Leute daran heraufzukommen.«

»Ich werde Naomi Bescheid sagen. Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten? Tee? Oder etwas anderes?«

Bei der letzten Frage zeigte sie mit einstudiertem Lächeln ihre perfekten weißen Zähne.

»Nein, danke«, antwortete er und sah weg. Er wollte sich hier auf nichts einlassen. Unter gar keinen Umständen.

»Es tut mir leid«, sagte Jos Geyser.

»Es braucht Ihnen nicht leid zu tun.«

»Es ist nur ... Sie ist mein Ein und Alles!«

»Ich verstehe Sie«, sagte Griessel.

»Ich war am Ende«, sagte Geyser. »Am Boden zerstört. Da hat sie mich an der Hand genommen.«

Und Jos Geyser erzählte seine Geschichte, von Anfang an. Griessel ließ ihn reden.

Geyser hatte seine Gefühle jetzt unter Kontrolle. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und starrte die Wand hinter Griessel an. Er sei auf dem falschen Weg gewesen, sagte er. Ein Gladiator bei Schauwettkämpfen im Fernsehen, Frauen, Alkohol, Kokain und Steroide, ein Star, reich und berühmt. Doch dann nahm die SABC die Sendung aus dem Programm. Über Nacht. Und von da an änderte sich alles. Nicht sofort, denn für eine Weile konnte er noch mit Auftritten in den Casinos von Gauteng Geld verdienen, außerdem hatte er ein bisschen beiseitegelegt. Aber sieben Monate später konnte er die Miete des zweistöckigen Hauses in Sandton nicht mehr bezahlen. Der Gerichtsvollzieher ließ die Möbel pfänden, die Bank beschlagnahmte den BMW, und seine Freunde wandten sich von ihm ab.

Drei Monate lang war er wie betäubt, schlief auf den Sofas von Bekannten und bettelte Leute um ein paar Rand an, die keine Lust mehr auf ihn und seine Probleme hatten. Doch dann entdeckte er Jesus, im *House of Faith*, der großen charismatischen Kirche in Bryanston, Johannesburg, und sein Leben war nicht mehr dasselbe. Denn hier war alles echt. Alles. Die Freundschaften, die Liebe, das Mitleid, das Erbarmen und die Vergebung für das, was er getan hatte.

Eines Tages sagte der Pastor, der große Kirchenchor suche noch Baritone. Jos konnte gut singen, schon von klein auf. Eine schöne Stimme und ein Gefühl für Harmonie waren ihm angeboren, aber sein Leben hatte eine andere Richtung eingeschlagen, so dass er sich von der Musik abgewandt hatte. Doch nun wurde er zum Gospelsänger, und schon am ersten Tag wurde er auf Melinda aufmerksam, eine schöne Frau mit einem Engels Gesicht, das ihm über die Köpfe der Tenöre hinweg zulächelte.

Nach der Probe kam sie auf ihn zu und sagte: »Ich kenne dich, du bist doch White Lightning!« Als er erwiderte, das sei er nicht mehr, wurde ihr Blick weich. Sie sagte »Komm« und nahm ihn an der Hand.

Im Kirchencafé erzählten sie sich aus ihrem Leben. Sie war eine geschiedene Frau aus Bloemfontein, eine ehemalige Sängerin in der Band ihres Exmannes mit einem Leben voller Sünde. Nach der Scheidung hing sie in der Luft und zog auf der Suche nach Arbeit nach Johannesburg. Das *House of Faith* war auch ihre Rettung, ihre Boje in den stürmischen Wassern des Lebens.

Alle beide hatten es schon an diesem Abend gewusst. Aber wenn man am Boden liegt, ist man vorsichtig, dann redet man erst, stundenlang, in der sicheren Umgebung des Kirchencafés. Und das taten sie, Abend für Abend. Drei Wochen später saßen sie sich nach einer Chorprobe wieder dort gegenüber, und sie fragte ihn: »Kennst du *Down to the River to pray*, den Gospelsong?« Er antwortete: »Nein«, und da fing sie an, mit ihrer schönen Stimme die einfache Melodie zu singen, bis sie ihm vertraut war und er mit seiner Tenorstimme einfiel. Erst sangen sie leise, nur für sich, und sahen sich dabei in die Augen, denn ihre Stimmen harmonierten perfekt. Es sei ein unglaublicher Moment gewesen, erzählte Jos Geyser, die Wand anstarrend, ein Lichtstrahl vom Himmel. Sie sangen lauter, immer dasselbe Lied, und es wurde still im Café, ganz still, bis sie geendet hatten.

»So hat alles angefangen«, sagte er.

»Ich verstehe.«

»Sie ist mein Ein und Alles.«

»Meneer Geyser ...«

»Nennen Sie mich einfach Jos.«

»Jos, ich muss wissen, was gestern Abend passiert ist.«

Er sah Griessel an und hob in einer hilflosen Geste die Hände. »Es hat mich einfach umgehauen.«

Griessel nickte nur.

»Wir haben Adam Barnard vorher nicht gekannt. Unsere erste CD ist bei Chorus erschienen, einem kleinen GossPELLabel in Centurion. Dann hat uns Barnard angesprochen und gesagt, wir seien zu gut, um unser Licht unter den Scheffel zu stellen, wir hätten eine wunderbare Botschaft, und die Welt solle uns hören. Er schwor hoch und heilig, er sei ein Sohn des Herrn und er wolle nur helfen. Da haben wir bei ihm unterschrieben und sind runter nach Kapstadt gegangen. Aber dann habe ich von seinem Treiben erfahren ...«

»Welchem Treiben?«

»Sie wissen schon.«

Ein leises Klopfen an der Tür des Konferenzsaals. Griessel seufzte. »Herein.«

Die Tür ging auf, und Dekker schaute herein. »Bennie ...«

Griessel stand auf. »Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.« Er ging hinaus und zog die Tür hinter sich zu.

»Dein Handy ist ausgeschaltet«, flüsterte Dekker.

»Ich weiß.« Weil er Unterbrechungen wie diese hatte vermeiden wollen.

»Ich wollte dir nur Bescheid sagen, dass ich hier bin. Ich suche mir jetzt ein ruhiges Plätzchen, wo ich mit ihr reden kann.«

»Ich komme zu dir, wenn ich fertig bin.«

Natasha, die bildschöne persönliche Assistentin, kam den Flur entlang. »Fransman!«, rief sie.

Griessel zog die Augenbrauen hoch.

»Was?«, fragte Dekker.

»Fransman?«, fragte Griessel gedämpft.

Dekker zuckte mit den Schultern. »Das geht mir immer so, ich kann's nicht ändern.«

»Ihr könnt euch ins Studio setzen, Fransman«, sagte Natasha. »Es dauert allerdings noch etwa zehn Minuten.«

Der Pferdeschwanztyp brachte ein Tablett mit einer Teekanne und Zubehör herein, stellte es drei Tische von Vusi entfernt ab und ging wieder.

Vusi stand auf und ging zum Tablett.

Genau so würden sich alle Mitarbeiter des Van Hunks verhalten. Unhöflich, ja, feindselig. Er würde nichts aus ihnen herausbekommen, das war ihm klar. Es war die reinste Zeitverschwendung, die Maultier-Theorie ergab einen Sinn.

Er schenkte Tee in eine Tasse, rührte Zucker und Milch hinein und trug das Tablett an den Tisch, auf dem seine Sachen lagen.

Oliver Sands hatte berichtet, die Anderson habe sich irgendwann plötzlich verändert. Er setzte sich, stellte die Tasse ab, blätterte in seinem Notizbuch und fand die Eintragung. Am Kariba-See. Da war sie plötzlich mürrisch und abweisend geworden. Da hatte sie bestimmt die Drogen erhalten. Oder hatte sie bemerkt, dass sie weg waren? Konnte auch sein.

Sie und Erin Russel wollten das Zeug einfach so reinbringen. Touristen waren das neue Gold Südafrikas, also winkten die Zöllner sie unbehelligt durch. Vielleicht hatten sie die Drogen schon aus Amerika mitgebracht oder aus Malawi oder Sambia. Vusi wusste nicht genau, wie die Wege verliefen. Möglicherweise hatten sie so was nicht zum ersten Mal gemacht.

Doch dann war irgendetwas geschehen – oder sie hatten den Stoff an jemand anderen verkauft. Und sie waren in den Club gegangen und hatten es Demidov gesagt oder Galia Federova oder dem Nachtmanager, Petr. Anschließend wollten sie in die Jugendherberge zurückkehren, aber Demidov schickte ihnen seine Handlanger hinterher, um ihnen die Kehle durchzuschneiden – eine Jagd, die irgendwann nach dem Verlassen der Langmarkstraat begonnen hatte. Sie erwischten Erin Russel oben an der Kirche und schnitten ihr die Kehle durch.

»Das machen die so, die Russen. Damit beweisen sie, dass sie nicht mit sich scherzen lassen«, hatte Vaughn Cupido gesagt.

War Erin Russel die Anführerin gewesen? Oder hatte Rachel Anderson einfach nur Glück gehabt?

Es waren Demidovs Leute, die die Anderson hetzten. Die Frage war, wie man das beweisen und wie man sie aufhalten konnte.

Er streckte die Hand nach der Teekanne aus. Er musste noch einmal versuchen, Griessel zu erreichen. Doch wieder meldete sich nur die Mailbox.

Jos Geyser sagte zu Griessel, er habe die Hände seines Pokkels dort im Wohnzimmer losgelassen, denn nun sei er vom Teufel besessen gewesen. Er sei in seinen neuen BMW M3 gestiegen und von Milnerton-Rif aus hierher gefahren. An die Fahrt könne er sich nicht mehr erinnern, so schlimm habe der Teufel in ihm gewütet. Er habe halb auf dem Bürgersteig geparkt, denn hier gebe es ja nie Parkplätze, und dann sei er reingestürzt, bereit, Adam Barnard den Hals runzudrehen. Er könne es nicht leugnen: Wenn er Barnard hier vorgefunden hätte, hätte er etwas getan, wofür der Herr ihn gestraft hätte.

»Geben Sie zu, in Willie Moutons Büro gedroht zu haben, Adam Barnard umzubringen?«

»Ja, und vorher hatte ich dasselbe schon zu Natasha gesagt. Ich habe hässlich geredet. Gerade eben noch habe ich mich bei ihr dafür entschuldigt. Sie hat es verstanden.

Das mit dem Teufel.«

»Und dann sind sie zu Mouton gegangen.«

»Nein, zuerst war ich in Adams Büro, denn ich dachte, sie würden mich anlügen. Aber er war wirklich nicht da. Dann erst bin ich zu Willie rein.«

»Und dann?«

»Ich habe ihn gefragt, ob er davon gewusst hätte, aber er verneinte, und da sagte ich, ich wolle Adam umbringen. Aber Adam war nicht da. Was hätte ich tun sollen?«

»Was haben Sie getan?«

»Ich bin ihn suchen gegangen.«

»Wo?«

»Im Café Zanne und dem Bizerca Bistro.«

»Warum dort?«

»Weil er dort öfter hingehet. Zum Mittagessen.«

»Haben Sie ihn gefunden?«

»Nein, dem Herrn sei's gedankt.«

»Und dann?«

»Dann ist der Teufel von mir gewichen.«

Griessel zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Es lag am Verkehr«, erklärte Jos Geyser. »Ich wollte nach Hause fahren, aber ich steckte im Stau. Anderthalb Stunden lang. Da hat mich der Teufel verlassen.« Wieder blickte er die Wand an und fügte hinzu: »Ich stand gerade vor einer Ampel in Paardeneiland, und ich weinte, weil der Teufel mich in Versuchung geführt und ich den Herrn enttäuscht hatte. Und Melinda. Meine Melinda ...«

»Sind Sie auf direktem Weg nach Hause gefahren, Jos?«

Geyser nickte nur.

»Besitzen Sie eine Schusswaffe?«

Er schüttelte den Kopf.

»Wir werden Ihr Haus durchsuchen müssen, Jos. Wir haben Instrumente, mit denen wir nachweisen können, ob eine Waffe und Munition im Haus gewesen sind, auch wenn sie sich nicht mehr dort befinden.«

»Ich habe keine Schusswaffe.«

»Wo waren Sie seit gestern um Mitternacht?«

»Bei Melinda.«

»Wo waren Sie?«

»Wir sind gestern Abend in die Kirche gegangen.«

»In welche Kirche?«

»The Tabernacle. In Parklands.«

»Bis wann waren Sie dort?«

»Ich weiß es nicht genau ... Bestimmt bis halb elf.«

»In der Kirche?«

»Nach dem Gottesdienst waren wir noch beim Pastor. Zur Beratung.«

»Bis halb elf.«

»Ungefähr.«

»Und dann?«

»Dann sind wir nach Hause gefahren.« Er sah Griessel an und erkannte, dass das nicht genug war. Er verschränkte seine dicken Finger auf dem Tisch und blickte sie starr

an. »Es war ... schwer. Sie ... Melinda ... Sie wollte, dass ich sie umarmte ... Ich ...« Dann schwieg er.

»Haben Sie letzte Nacht das Haus verlassen, Jos?«

»Nein.«

»Nicht einmal?«

»Nein, ich bin erst heute Morgen wieder hinausgegangen. Nachdem Willie angerufen hatte.«

Griessel sah Geyser durchdringend an, erkannte die Naivität dieses Hünen, die kindliche Ehrlichkeit. Er dachte an die Tränen, die absolute Gebrochenheit, die Untreue seiner Frau. Er wusste nicht, ob er ihm glauben konnte. Dann dachte er an den Schaden, den Adam Barnard angerichtet hatte, bei Alexa, Jos und so vielen anderen. Das führte ihn zu seinem eigenen Seitensprung am Abend zuvor. Hastig stand er auf und sagte: »Ich muss Sie bitten, hier zu warten, Jos, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Fransman Dekker bat Melinda Geyser, auf einem der Stühle vor dem großen Mischpult im Aufnahmestudio Platz zu nehmen, doch als er die dicke, schalldichte Tür geschlossen hatte und sich umdrehte, stand sie noch immer aufrecht, als läge ihr etwas auf dem Herzen.

»Bitte setzen Sie sich«, wiederholte er.

»Ich kann nicht«, erwiderte sie, nervös und angespannt.

»Mevrou, das Verhör kann sich eine Weile hinziehen. Es ist besser, wenn Sie sich hinsetzen.«

»Sie verstehen nicht ...«

»Was verstehe ich nicht?« Er setzte sich auf einen Bürostuhl auf Rollen.

»Ich ... Bitte verzeihen Sie mir ... Ich bin da etwas altmodisch ...« Mit einer Geste versuchte sie, ihrer Erklärung Deutlichkeit zu verleihen.

Dekker blickte fragend zu ihr auf.

»Ich will ... Ich kann nicht mit Ihnen über gestern reden ...«

Die Art, wie sie das sagte, machte ihn misstrauisch.

»Mit mir?«, fragte er, die Stimme schneidend wie ein Messer.

Dass sie seinem Blick auswich, bestätigte seine Vermutung.

»Weil ich farbig bin?«

»Nein, nein, ich kann nicht mit einem ... Mann reden.«

Dekker hörte es ihrer Stimme an. Sie klang in die Enge getrieben, er sah es auch an ihren Augenbewegungen. »Sie lügen!«, erwiderte er. Die Wut flammte so plötzlich in ihm auf, als habe jemand einen Schalter umgelegt.

»Nein, bitte, es ist ohnehin schon schwer genug.«

Er stand von seinem Stuhl auf, so dass sie vor Schreck einen Schritt zurückwich.

»Solche wie Sie ...«, sagte er. Nur für einen Augenblick verlor er die Selbstbeherrschung, andere Worte stauten sich hinter dem Wall seiner Wut auf, seine Fäuste öffneten und schlossen sich, aber dann hatte er sich wieder unter Kontrolle, und er gab einen Laut von sich, der Unglauben und Verachtung ausdrückte.

»Bitte!«, wiederholte sie.

Er warf ihr noch einen letzten verächtlichen Blick zu, riss die Tür auf und versuchte, sie hinter sich zuzuknallen. Draußen auf dem Flur stand Griessel mit dem Handy am Ohr und sagte gerade: »Vusi, ich traue den Typen vom Organisierten Verbrechen nur so weit, wie ich sie werfen kann.«

Barry saß auf der *Stoep* des Carlucci's und hörte die Sirenen von unten aus der Stadt heraufkommen. Er sah, wie ein junger Mann mit Schürze sie ebenfalls hörte und herauskam.

Die Streifenwagen rasten die Bo-Oranjestraat entlang, Blaulichter rotierten, und vier Fahrzeuge hielten mit quietschenden Reifen genau vor dem Restaurant. Türen wurden aufgerissen, blaue Uniformen quollen heraus. Auf der Beifahrerseite eines Wagens stieg eine kleine, dicke schwarze Frau mit einer großen Handtasche und einer Schusswaffe auf der Hüfte aus.

Verbissen kam sie anmarschiert, die ganze Horde blauer Uniformen hinter ihr her.

An den anderen Tischen in seiner Umgebung beobachteten einige Restaurantgäste stumm vor Staunen diese Prozession.

Der junge Mann mit der Schürze erwartete sie auf der *stoep*.

»Sind Sie derjenige, der wegen des Mädchens angerufen hat?«, fragte die Frau, die das Kommando hatte.

»Ja, das war ich.«

»Erzählen Sie mir alles.« Sie hörte Fußescharren hinter sich, drehte sich um und sah die uniformierten Kollegen, deren amüsiertes Lächeln von ihrer grimmigen Miene weggewischt wurde.

»Sie können nicht alle mit reinkommen. Warten Sie draußen!«

Um siebzehn Minuten vor vier der amerikanischen östlichen Standardzeit – fünf Stunden nach Greenwichzeit und sieben Stunden nach Kapstädter Zeit – saß Bill Anderson vor dem Laptop auf seinem Schreibtisch und las Internet-Artikel über Südafrika. Seine Frau Jess ruhte mit einer Decke um die Beine gewickelt auf dem Ledersofa hinter ihm. Das schrille Läuten des Telefons ließ sie vor Schreck zusammenzucken.

Bill Anderson nahm ab und meldete sich. Seine Stimme klang sehr besorgt.

»Mr Anderson, mein Name ist Dan Burton. Ich bin der amerikanische Generalkonsul in Kapstadt«, stellte der Anrufer sich vor. Trotz der großen Entfernung war er glasklar und deutlich zu hören. »Ich habe von Ihrem Fall erfahren und kann mir vorstellen, was Sie durchmachen.«

»Ich danke Ihnen.«

»Wer ist es?«, fragte Jess Anderson, die aufgestanden war und sich neben ihren Mann gestellt hatte. Er hielt die Hand über das Mikrofon und flüsterte: »Der Generalkonsul in Kapstadt.« Dann hielt er das Telefon so, dass sie mithören konnte.

»Ich möchte Ihnen sagen, dass ich soeben mit den Staats- und Provinzkommissaren der South African Police Services telefoniert habe. Zwar wurde Rachel bis jetzt nicht gefunden ...«

Bei diesen Worten entschlüpfte Jess Anderson ein leises Schluchzen, und ihr Mann legte ihr den Arm um die Schultern, während sie weiter zuhörten.

»... aber man hat mir versichert, dass alle Hebel in Bewegung gesetzt würden, um ihr zu helfen. Noch während unseres Gesprächs werden alle Kräfte zusammengezogen. Man hat mir versichert, es sei nur eine Frage der Zeit ...«

»Vielen Dank, Sir, aber ...«

»Normalerweise hätte der Botschafter Sie persönlich angerufen, aber er hält sich zur Zeit wegen eines offiziellen Besuchs im Norden auf, in der Provinz Limpopo. Zu meiner Aufgabe gehört es, alle Mitarbeiter der US-Regierung im Kapstädter Konsulardistrikt zu koordinieren, wo ich Kontakte zu hohen südafrikanischen Funktionären unterhalte, sowohl auf provinzieller als auch auf staatlicher Ebene ...«

»Mr Burton ...«

»Bitte nennen Sie mich Dan.«

»Die größten Sorgen bereitet uns, was Rachel über die Polizei gesagt hat, als sie uns anrief.«

»Ach ja?«

»Sie sagte, sie könne sich nicht einmal an die Polizei wenden.«

Der Generalkonsul schwieg einen Augenblick lang. »Hat sie gesagt warum?«

»Nein, dazu hatte sie keine Zeit. Rachel schien sehr verängstigt zu sein, sie sagte: ›Sie sind hier.‹ Dann hörten wir nur noch seltsame Geräusche.«

»Hat sie gesagt: ›Die Polizei ist hier?‹«

»Nein ... ich weiß nicht ... Sie sagte: ›Sie sind hier, bitte hilf mir!‹ Aber wie sie über die Polizei gesprochen hat ... Ich weiß nicht, irgendwie hatte ich den Eindruck, dass sie ihr nicht vertraut. Inzwischen habe ich mich ein wenig im Internet informiert, und da heißt es, der Mann, der an der Spitze aller Polizeibehörden stand, sei der Korruption und der Rechtsbeugung angeklagt.«

»Mein Gott!«, sagte Jess und blickte auf den Bildschirm ihres Mannes.

»Nun ...«, sagte der Generalkonsul, als müsse er diese Information erst einmal verdauen. »Ich weiß, was für einen Eindruck das erweckt, Mr Anderson, aber ich habe gute Gründe zu der Annahme, dass die Polizeibehörden in Kapstadt höchst kompetent und vertrauenswürdig sind. Natürlich werde ich den zuständigen Commissioner sofort anrufen und versuchen, weitere Informationen zu erhalten. Im Übrigen habe ich mir erlaubt, Ihre Telefonnummer an die Behörden weiterzugeben. Der Commissioner hat mir versichert, dass der Beamte, der die Ermittlungen leitet, Sie sobald wie möglich anrufen und über sämtliche Entwicklungen auf dem Laufenden halten wird. Sein Name ist ... Ghreezil, ein gewisser Inspector Benny Ghreezil.«

»Frag ihn nach Erin«, flüsterte Jess Anderson.

»Mr Burton, Erin Russel ... Haben Sie etwas von Erin gehört?«

»Zu meinem größten Bedauern muss ich Ihnen mitteilen, dass Miss Russel letzte Nacht ermordet wurde, Mr Anderson.« Seine Frau ließ die Decke von ihren Schultern gleiten, legte die Hände um die Schultern ihres Mannes, presste ihr Gesicht in seinen Nacken und fing an zu weinen.

Inspekteur Mbali Kaleni erklärte den Kollegen, das Carlucci's-Restaurant gelte als Tatort. Zuerst ließ sie es rundherum mit gelbem Flatterband absperren. Dann ließ sie das Restaurant räumen und versammelte das Personal sowie die Gäste um die Tische draußen auf der Veranda, wo zwei Konstabel ihre Namen, Adressen und Aussagen aufnahmen.

Kaleni befahl einem Sersanten, die Spurensicherung zu rufen, um die Hinter- und Außentüren auf Fingerabdrücke zu untersuchen. Sie bat den jungen Mann mit der Schürze, der das ganze Geschehen beobachtet hatte, zusammen mit einem Konstabel in einem Streifenwagen zur Wache am Caledonplein zu fahren, um dort bei der Erstellung von Phantombildern der Angreifer zu helfen. Der junge Mann erwiderte, das gehe nicht, weil er für das Restaurant verantwortlich sei. Sie fragte, ob er eine Vertretung kommen lassen könne, und er versprach, es zu versuchen.

»Beeilen Sie sich«, sagte sie in ihrer herrischen Art. »Wir haben keine Zeit.«

»Haben Sie die Nummer überprüft?«, fragte er sie.

»Welche Nummer?«

»Die Autonummer des Land Rovers. Ich habe sie teilweise erkannt. Das habe ich schon den Männern gesagt, die eben hier waren.«

»Ich werde meine Kollegen danach fragen.«

Bevor der junge Mann sich entfernen konnte, fragte sie ihn, ob er ihr noch einmal bestätigen könne, in welcher Richtung das Mädchen und ihre Verfolger gelaufen seien. Er zeigte mit dem Finger die Straße hinunter, aber Kaleni hob ihre Patschhand. »Nein, kommen Sie mit und zeigen Sie es mir«, sagte sie, setzte ihre sportliche Adidas-Sonnenbrille auf und verließ das Restaurant. Sie gingen bis an die Ecke Bo-Oranjestraat / Belmontstraat. Der junge Mann zeigte in Richtung Stadt.

»Nur, um ganz sicherzugehen: Haben Sie sie in diese Richtung laufen sehen?«

»Nein, wie gesagt, da ich sie nicht in irgendeine andere Richtung habe laufen sehen, muss sie die Bo-Oranjestraat entlang geflüchtet sein. Die Typen sind durch das Restaurant zurückgerannt, haben mich aus dem Weg gestoßen, sind bis zur nächsten Ecke gerannt und dann wieder zum Land Rover zurückgekehrt. Dann sind sie in dieselbe Richtung losgefahren.«

»Sie waren jung?«

»Ja.«

»Was heißt ›jung‹?«

»Weiß nicht genau, so Anfang zwanzig.«

»Durchtrainiert und fit?«

»Ja.«

Sie nickte und deutete mit einer Handbewegung an, dass er gehen könne. Dann rief sie den Sersanten an, der die Aussage aufgenommen hatte. Er bestätigte, dass er das Kennzeichen des Land Rover über Funk durchgegeben hatte.

»Funk die Kollegen mal an und frage, was sie herausgefunden haben.«

Er nickte und ging zu einem Streifenwagen.

Kaleni blickte erneut die Straße hinunter.

Warum waren sie zum Land Rover zurückgekehrt? Zwei junge Männer, die seit zwei Uhr morgens ein Mädchen jagten. Sie musste todmüde sein, aber trotzdem verfolgten die Männer sie nicht zu Fuß, sondern kehrten zu ihrem Fahrzeug zurück? Das ergab doch keinen Sinn.

Kaleni wischte sich den Schweiß von der Stirn, verschob den Trageriemen ihrer großen schwarzen Handtasche auf ihrer Schulter und stemmte die Hände auf die Hüften, nicht ahnend, dass die Kollegen hinter ihr sie beobachteten und hinter vorgehaltener Hand grinsten und tuschelten.

Sie drehte sich langsam um die eigene Achse und startete in jeden der abgehenden Straßenzüge. Wieder wischte sie sich den Schweiß ab.

Sie hatten sie aus den Augen verloren, so musste es gewesen sein. Wenn sie gesehen hätten, wohin sie lief, hätten die Angreifer sie weiterhin zu Fuß verfolgt. Das Mädchen war verschwunden: Deswegen hatten sie den Wagen geholt.

Kaleni rief nach zwei Konstabels, die an einem Streifenwagen lehnten. »Sie und Sie«, sagte sie und deutete mit dem Finger auf die beiden. »Kommen Sie her!«

Unsicher grinsend kamen sie auf sie zu. Sie erklärte ihnen, sie sollten durch die Hintertür des Restaurants hinausgehen bis zu der Holztür, deren Riegel noch von außen vorgeschoben war.

»Aber nichts anfassen!«

»Nein, Inspector.«

»Wenn ich sage ›los‹, rennen Sie zurück durch das Restaurant und zur Eingangstür raus bis zu mir. Fragen Sie den Mann mit der Schürze, wo genau das Mädchen entlanggelaufen ist, und folgen Sie demselben Weg. Verstanden?«

»Ja, Inspector!«

»Okay. *Ngokushesha!*«

Kaleni lief außen herum bis zur Holztür. Dort wartete sie, bis sie die Schritte der Konstabels jenseits der Tür hörte.

»Sind Sie jetzt direkt vor der Tür?«

»Ja.«

»Fassen Sie nichts an!« Sie sah auf die Uhr und wartete, bis sich der Sekundenzeiger der Zwölf-Uhr-Marke näherte.

»Fertig?«

»Ja.«

»Wenn ich sage: ›Los!‹ ...« Kaleni begann zu zählen, von fünf bis eins, und brüllte: »Los!« Sie hörte sie losrennen; ihre Schritte hallten von den Mauern des Restaurants wider. Sie sah zu, wie der Sekundenzeiger vorrückte, fünf, zehn, fünfzehn, zwanzig, und dann kamen die beiden Konstabels um die Ecke. Innerhalb von vierundzwanzig Sekunden hatten sie Kaleni erreicht.

»Okay, und jetzt möchte ich, dass Sie von dieser Tür aus starten und die Straße hinunterrennen, so schnell Sie können.«

Sie sahen Kaleni an, außer Atem, aber einsatzbereit. Sie liefen los.

»Nein, halt!«

Sie drehten um und kehrten zu ihr zurück. Nun lächelten sie nicht mehr.

»Ich bestimme, wann es losgeht!«, herrschte Kaleni sie an, die Augen auf das Ziffernblatt ihrer Uhr geheftet. Wieder wartete sie, bis die Zwölf-Uhr-Marke erreicht war, zählte herunter und schrie: »Los!« Die Männer sprinteten los. Mbali Kaleni behielt sie und ihre Uhr fest im Blick. Der junge Mann hatte ausgesagt, die Angreifer hätten ihn zur

Seite gestoßen. Man konnte also noch ein, zwei Sekunden dazurechnen. Vielleicht waren sie nach draußen gerannt, nicht sicher, in welche Richtung sie verschwunden war, und sie hatten innegehalten und sich umgesehen, erst in der Bo-Oranjestraat, dann rechts in der Belmontstraat. Noch zwei, drei Sekunden dazu.

Sie merkte sich, bis wohin die Konstabels nach vierundzwanzig Sekunden gekommen waren, dann rief sie ihnen zu: »Okay!« Aber sie waren schon zu weit weg, sie rannten immer weiter, zwei blaue Uniformen mit Vollgas das lange Gefälle hinunter.

»Hey!«, versuchte sie es noch einmal, aber vergebens.

»*Isidomu*«, murmelte sie und ging schließlich selbst die Straße hinunter, die Augen auf die Dreißigsekundenmarke gerichtet.

Rachel Anderson hatte die Sirenen der Streifenwagen gehört, die die Straße hinaufjagten, gerade einmal zwanzig Meter von der Stelle entfernt, an der sie in den dornigen Bougainvilleen lag. Sie wusste, dass sie ihretwegen kamen, denn der Mann im Restaurant hatte sicherlich die Polizei gerufen. Außerdem hörte sie, wie das Geheule etwas weiter oben in der Straße erstarb.

Sie blieb einfach liegen. Die Dornen hatte sie inzwischen alle herausgezogen, und nur die Wunden brannten noch. Ihr Atem ging wieder normal, und ihr Schweiß war in der Kühle des Schattens getrocknet. Sie würden sie nicht sehen können, selbst wenn sie auf der Straße vorbeiliefen, ja, nicht einmal, wenn sie den Garten betraten.

Rachel würde warten, bis sie die Suche abbrachen. Bis sie wieder verschwanden. Dann würde sie über ihre nächsten Schritte entscheiden.

Mbali Kaleni ging bis an die Ecke Bo-Oranje-/Alexandrastraat – mehr oder weniger die Stelle, die die Kollegen nach vierundzwanzig Sekunden erreicht hatten. Langsam überquerte sie die Straße bis zum gegenüberliegenden Bürgersteig.

Das Mädchen musste hier links abgebogen sein, in die Alexandrastraat. Deswegen hatten die beiden Männer sie aus den Augen verloren.

Aber irgendetwas stimmte nicht.

Sie startete die bergauf führende Alexandrastraat entlang. Ein müdes Mädchen – heute Morgen in aller Frühe, noch vor sechs, hatte sie jemand oben auf dem Leeukop gesehen, um kurz nach zehn befand sie sich hier unten in Oranjezicht. Sie war in weiten Bögen gelaufen, aber sie befand sich auf dem Weg nach unten, in die Stadt. Und dann sollte sie an dieser Stelle eine Straße eingeschlagen haben, die sie von ihrem Ziel wegführte? Noch dazu ging es hier steil bergan – die Hölle für ihre müden Glieder.

Aber wenn man Angst hat, wenn einem die Verfolger dicht auf den Fersen sind ...

Gedankenverloren legte Kaleni eine Hand auf den weißen Holzzaun des einstöckigen viktorianischen Hauses links von ihr und hielt nach den rennenden Idioten in Uniform Ausschau. Ja, da kamen sie zurück, gemächlich und ins Gespräch vertieft.

Einen Häuserblock weiter befand sich das Molteno-Staubecken. Aber es war über vierzig Sekunden vom Carlucci's entfernt, vorausgesetzt, dass Rachel Anderson genauso schnell wie zwei ausgeruhte, durchtrainierte Konstabels laufen konnte. Nein, hier an der Ecke war sie abgebogen. Es sei denn ...

Kaleniblickte das viktorianische Haus an, musterte den Zaun. Es war das einzige Haus in diesem Teil der Bo-Oranjestraat ohne hohe Mauern und Zäune – die einzige andere Möglichkeit.

Dann sah sie genau vor ihrer Nase das ungewühlte Blumenbeet, in dem ein breiter Streifen der Bodendecker weggerissen worden war. Sie nahm die Sonnenbrille ab und blickte genauer hin. Sie entdeckte die Handabdrücke und die Fußspuren jenseits des Zaunes, drei, ehe der Rasen anfang. Sie schätzte den Abstand zwischen der Hecke und den Spuren im Blumenbeet. Ob jemand über den Zaun springen und dort landen konnte?

Sie setzte sich in Bewegung, suchte das Gartentor, fand es und trabte hin – eine bizarre, eilige Gestalt mit einer Handtasche über der Schulter, einer Pistole an der Hüfte und einer Sonnenbrille in der Hand.

»Ich bin ihr nicht weiß genug«, verkündete Fransman Dekker, sobald Griessel das Gespräch mit Vusi beendet hatte.

»Was?«, fragte Griessel, in Gedanken noch bei dem Telefonat. »Entschuldige, Fransman, ich habe noch vier Nachrichten auf der Mailbox.« Erneut hielt er den Apparat ans Ohr. »Melinda?«, fragte er.

Dekker, in sarkastischem Falsett: »Ich kann nicht mit einem Mann reden!«

»Ich bin gleich fertig.« Griessel hörte die Nachrichten ab. »John Afrika hat angerufen.«

Dekker ging zwei Schritte den Flur entlang, kehrte wieder zurück. »Dabei geht es nur darum, dass ich ein Hotnot bin! Die heilige Gospelsängerin, meine Scheiße!«, sagte er kopfschüttelnd.

»Noch mal John Afrika.« Auch Griessel schüttelte den Kopf.

»Die vorbildliche Christin!«, fuhr Dekker fort.

»Ich soll den Kommissaris zurückrufen«, erklärte Griessel bedauernd. »Das Mädchen ... Sie hat ihren Vater angerufen. In Amerika ... Kommissaris, ich bin's, Bennie.«

Dekker stellte sich vor die Tür des Studios, legte eine Handfläche darauf, lehnte sich dagegen und ließ den Kopf hängen.

Griessel sagte: »Ja, Kommissaris«, und »Gut, Kommissaris.« Schließlich: »Ich komme, bin gleich da.« Er unterbrach die Verbindung.

»Sie will nicht mir dir reden, weil du farbig bist?«, fragte er Dekker.

»Sie hat es nicht so gesagt, aber so gemeint.«

»Die kann mich mal. Soll sie doch ihren Anwalt anrufen und auf einer Kollegin bestehen. Ganz, wie sie will.«

»Sag du es ihr.«

»Genau das werde ich tun«, antwortete Griessel.

In nächsten Moment fiel der Strom aus.

Vusi Ndabeni war ruhelos. Er trank den letzten Rest des Tees aus, stellte die Tasse auf das Tablett, schob es weg. Wie lange dauerte es denn noch, bis die ersten Leute eintrafen, bis es Petr gelang, seine Leute wachzurütteln und hierher zu bewegen? Und was unternahm Mbali Kaleni wegen des Zwischenfalls im Restaurant? Überall passierten aufregende Dinge, nur bei ihm geschah rein gar nichts.

Er nahm sich vor, noch etwa zehn Minuten zu warten. Wenn bis dahin niemand aufgetaucht war ...

Dann war der große Raum plötzlich dunkel, und es wurde unheilverkündend still, denn auch die Klimaanlage fiel aus.

Schon wieder ein Stromausfall. Der gestrige hatte drei Stunden gedauert.

Es war stockdunkel, er konnte nichts erkennen.

Jetzt wollte er nur noch hier raus. Er tastete nach seinem Handy, drückte eine Taste, um das Display zu aktivieren, drehte es so, dass das Licht auf den Tisch fiel, griff nach seinem Notizbuch und seinem Stift und stand auf. Vorsichtig schlängelte er sich zwischen den Tischen und Stühlen hindurch, ging dann hinaus in den Flur. Ein schmaler gelber Lichtstreifen fiel unter der Tür von Galina Federovas Büro hindurch. Er ging hin, sah, dass sie lediglich eine Kerze angezündet hatte, und beobachtete, wie sie eine zweite in den Hals einer leeren Bierflasche zwängte.

»Hik, sagte er.

Sie erschrak, sagte etwas, was wie »boch« klang, und ließ fast die Bierflasche fallen.

»Entschuldigung.«

»Die Eskom«, sagte sie achselzuckend.

»Was kann man machen?«, fragte er rhetorisch.

Sie zündete die zweite Kerze an, setzte sich an den Schreibtisch und zog eine Zigarette aus dem Päckchen.

»Ich kann gar nichts machen.« Sie steckte sich die Zigarette an der Kerze an.

Vielleicht konnten Russen mit rhetorischen Fragen nicht so viel anfangen. »Es tut mir leid, aber ich muss jetzt leider gehen.«

»Ich kann Ihnen eine Kerze bringen.«

»Nein, nicht deswegen. Das Mädchen ist gesehen worden.«

»Ach ja?«, fragte sie, die nachgemalten Augenbrauen hochgezogen. Vusi konnte ihren Gesichtsausdruck nicht deuten.

Er fischte eine Visitenkarte aus der Tasche und legte sie vor Galina hin. »Würden Sie mich bitte anrufen, wenn die Schicht von letzter Nacht eintrifft?«

Die Federova hob die Karte mit ihren langen Fingernägeln auf. »Okay.«

»Danke«, sagte Vusi. Er ging, wie er gekommen war, das Handy als Lichtquelle benutzend, durch die Küche, wo der Pferdeschwanztyp jetzt im Schein, der durch die Tür fiel, mit einem Bleistift in der Hand die Flaschen zählte.

»Was tun Sie gegen die ständigen Stromausfälle? Was macht die Polizei?«

Vusi überlegte einen Augenblick, dem Mann geduldig zu erklären, dass dies nichts mit der Polizei zu tun hatte. Doch er sagte nur: »Wir rufen bei der Eskom an.«

Vusi trat hinaus auf die schmale Straße ins blendend helle Sonnenlicht. Er hörte den Pferdeschwanztypen rufen: »Lustig! Ich mag lustiges Polizist!«, aber er hatte es eilig. Sein Auto stand ganz oben in der Langstraat, das waren mehr als zehn Minuten zu Fuß. Er wollte mit Kaleni beim Restaurant reden, er wollte ... Vusi hielt inne, genau an der Stelle, an der die Gasse in die Strandstraat mündete.

Es gab doch etwas, was er tun konnte, auch wenn Bennie Griessel sagte, er wolle die Sondereinheit Organisiertes Verbrechen nicht hinzuziehen. Er wählte Vaughn Cupidos Nummer.

Vaughn meldete sich umgehend. »Ich höre.«

»Habt ihr Fotos von Demidovs Leuten?«

Cupido antwortete nicht.

»Vaughn, bist du noch da?«

»Ich kann das weder bestätigen noch verneinen«, sagte Vaughn auf Englisch.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Es bedeutet, dass ich nur ein Inspekteur bin. Du wirst dich an höherer Stelle danach erkundigen müssen.«

»Bei wem?«

»Dem Senior Sup.«

»Vaughn, wir haben einen Zeugen, der vorhin zwei der Angreifer in einem Restaurant in Oranjezicht gesehen hat. Wenn er Demidovs Leute identifizieren könnte, könnte das dem Mädchen das Leben retten.«

Wieder keine Reaktion.

»Vaughn?«

»Ich rufe dich später zurück.«

Rachel Anderson hörte das Klacken von Frauenschuhen auf dem Gartenweg nur wenige Meter von ihr entfernt – und dann noch ein anderes Geräusch, das rhythmische

Flüstern von Stoff, der gegen Stoff rieb. Plötzlich hielten die Schritte inne, es folgte ein Seufzer, dann klopfte jemand an eine Tür.

Rachel atmete flach und drehte den Kopf ganz langsam so, dass sie ihre Füße sehen konnte. War sie tief genug im Gestrüpp verborgen?

Wieder das Hämmern an der Tür. »Hallo, ist jemand zu Hause?« Eine Frau mit Afrika-Akzent. Sie klang, als sei es sehr dringend.

Was hatte das zu bedeuten?

»Hey, Leute!«, blaffte dieselbe Stimme. »Ich habe euch zurückpfeifen, aber ihr habt nicht reagiert!«

Eine Männerstimme antwortete von der Straße her, dann rief die Frau wieder: »Nein, bleibt auf dem Bürgersteig, kann sein, dass das hier ein Tatort ist. Geht rauf zum Restaurant und sagt Bescheid, dass ich die Spurensicherung brauchte. Schuhabdrücke. Sie sollen mit Gips ausgegossen und identifiziert werden.«

Das Geräusch einer aufgehenden Tür folgte, und eine Männerstimme fragte: »Was kann ich für Sie tun?«

»Wie geht es Ihnen?«

»Diese Frage erscheint mir unpassend. Warum hämmern Sie an meine Tür?«, fragte die Männerstimme ruhig und höflich zurück.

»Weil ihre Türklingel kaputt ist.«

»Sie ist nicht kaputt, wir haben einen Stromausfall.«

»Schon wieder?«

»Ja. Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Ja. Ich bin Inspector Mbali Kaleni von der SAPS. Wir suchen ein junges Mädchen, das vor zwei Verfolgern auf der Flucht ist, und ich glaube, sie war in Ihrem Garten. Ich möchte wissen, ob Sie das Mädchen gesehen haben.«

»Nein, ich habe sie nicht gesehen.«

»Dort drüben. Könnten Sie sich das bitte einmal anschauen?«

»Ist das Ihr Polizeiausweis?«

»Ja.«

»Wann soll das gewesen sein?«

»Vor etwa vierzig Minuten. Könnten Sie bitte herauskommen und sich Ihren Garten anschauen? Sie haben das Mädchen also nicht gesehen?«

»Nein, aber gehört.«

Rachel Anderson wurde kalt ums Herz.

»Ja«, bestätigte der Mann. »Ich habe Schritte um das Haus herum gehört.«

»Hier?«

»Ja, genau hier. Dann habe ich sie in Richtung der Mauer dort rennen hören. Ich glaube, sie ist hinübergesprungen, zum nächsten Haus. Aber bis ich am Fenster war, war sie schon verschwunden.«

»Sehen Sie sich bitte diese Spuren an«, sagte die Polizistin.

Im ersten Augenblick reagierte Rachel erleichtert, weil sich die Stimmen entfernten, doch dann schnellte ihr Puls in die Höhe, weil sie nicht wusste, wo überall ihre Spuren zu sehen waren. Sie erinnerte sich an den Sturz in das Beet, nachdem sie über den Zaun gesprungen war. Aber war das alles? Hatte sie sonst noch Fußabdrücke hinterlassen? Sie war über den feuchten Boden gegangen. Einige Spuren von ihr konnten auf dem Gras oder auf dem Schieferweg zurückgeblieben sein.

Sie hörte die Schritte der Frau wieder auf dem Gartenweg. Mucksmäuschenstill blieb sie liegen, mit geschlossenen Augen.

Verärgert riss Bernie Griessel die schwere Tür des Aufnahmestudios von AfriSound auf. Er hatte es eilig, denn John Afrika hatte ihn gebeten, schnellstmöglich zu kommen. Sie warteten auf ihn. Der Raum war stockdunkel, weil er keine Fenster hatte. Melinda Geyser stand im einfallenden Licht der offenen Tür, die Augen vor Schreck weit aufgerissen, die Hände über dem Herzen gefaltet – Bambi in Not. Da sagte er: »Der Strom ist ausgefallen«, und sie ließ ihre Hände sinken, als hätte sie gedacht, der dunkle Raum sei eine perfide Verhörstrategie.

Er ging zu ihr und sagte mit aller Geduld, die er aufbringen konnte: »Mevrou, Sie werden mit Inspekteur Dekker reden müssen. Mit oder ohne Ihren Anwalt. Sie haben die Wahl. Sie können verlangen, dass eine Kollegin dabei ist, aber Sie sind kein Opfer, also ist es seine Entscheidung.«

»Eine Kollegin?«, fragte sie verwirrt.

»Eine Polizistin.«

Sie dachte nach. Dann sagte sie: »Er hat mich falsch verstanden.«

»Inwiefern?«

»Nach dem, was gestern passiert ist, wollte ich eigentlich lieber mit einer Frau reden.« Zuckerstöß, als sei das alles nur ein Missverständnis.

»Also, was wollen Sie?«

»Ich will nur sichergehen, dass das Gespräch vertraulich behandelt wird.«

Da erklärte er ihr, dass nichts vertraulich bleiben würde, wenn es zu einer Anklage gegen Jos käme.

»Aber wir haben nichts getan.«

»Dann wird alles vertraulich bleiben.«

Sie erklärte sich einverstanden. Jetzt musste er dieses Ekel von Mouton fragen, wo Fransman Melinda stattdessen vernehmen konnte, weil das Studio zu dunkel war. Da brachte Natasha eine Gaslampe und stellte sie Melinda hin, so dass sie doch dort bleiben konnten.

Griessel und Dekker blickten Natasha nach, als sie sich entfernte. Nachdem sie um die Ecke verschwunden war, zog Bennie seinen Kollegen am Arm bis vor Barnards Büro. Er musste ihm eine Nachricht des Kommissaris übermitteln und wusste jetzt schon, wie er darauf reagieren würde. Es gab nur eine Möglichkeit: rein ins kalte Wasser.

»John Afrika hat gesagt, dass ich Mbali Kaleni kommen lassen muss, um dir zu assistieren.«

Fransman Dekker explodierte. Doch der Ausbruch kam nicht sofort. Mit steigender Erkenntnis wuchs sein Widerwille und staute sich, dann blitzten seine Augen, sein Mund öffnete sich und klappte mit zuckenden Kiefern Muskeln zusammen. Dann erst brach seine Wut eruptiv hervor. Donnernd hämmerte er mit der Faust gegen Adam Barnards Bürotür und brüllte: »*Jirre-jissis!*« Aufgebracht drehte er sich um die eigene Achse, wollte erneut gegen die Tür schlagen, aber da packte Griessel seinen Arm und hielt ihn fest.

»Fransman!«

Dekker versuchte, sich zu befreien.

»Es ist und bleibt dein Fall!«

Der farbige Ermittler hielt inne, die Augen starr, den Arm noch immer in der Luft. Griessel spürte die Kraft in den breiten Schultern, als er daran zog.

Langsam ließ Dekker den Arm sinken.

»Ich habe einen Sohn in der Abschlussklasse«, sagte Griessel. »Der sagt immer wieder zu mir: ›Pa, du musst chillen.‹ Ich glaube, genau das solltest du jetzt auch tun, Fransman.«

Dekkers Kiefern Muskeln begannen wieder zu arbeiten. Er riss sich aus Bennies Griff los und blickte wütend zur Tür.

»Du regst dich über jede Kleinigkeit auf, Fransman, aber das nützt dir einen Scheißdreck!«

»Das verstehst du nicht.«

»Dann erklär's mir!«

»Wie soll ich das erklären? Du bist weiß.«

»Was soll das denn heißen?«

»Das heißt, dass du nicht farbige bist«, erwiderte Fransman und zeigte wütend mit dem Finger auf Griessels Gesicht.

»Fransman, ich habe nicht die geringste Ahnung ...«

»Hast du's nicht gesehen, Bennie? Letzte Woche, beim Kommissaris? Wie viele Farbige waren anwesend?«

»Nur du.«

»Nur ich, genau. Denn die Schwarzen werden bevorzugt. Deswegen wird gleich Kaleni hier auftauchen. Überall müssen die eingeschleust werden. Ich bin ein verdamnter Quoten-*Hotnot*, Bennie, ich bin nur da, um den vorgeschriebenen Prozentsatz vollzumachen. Hast du den Kommissaris am Donnerstag beobachtet? Er hatte nur Augen für die verdamnten Xhosas, mich hat er einfach übersehen. Acht Prozent Farbige, scheiß acht Prozent, so viele wollen sie von uns haben. Wer hat das entschieden? Weißt du, wie vielen Farbigen es beschissen geht? Tausenden, das sag ich dir. Nicht schwarz genug, tut mir leid, Bruder, du bist draußen, such dir einen Job bei einer privaten Sicherheitsfirma, fahr einen verdamnten Geldtransporter. Aber nicht mit mir, Bennie, ich gehe nirgendwo hin.« In seiner Wut wechselte Fransman Dekker vom weißen Afrikaans in den Dialekt und den Rhythmus des Townships Atlantis. »So sieht mein verdamntes Leben aus. Schon als kleiner Junge habe ich zu meiner Mutter gesagt, dass ich Polizist werden wollte. Sie hat sich die Finger wund gearbeitet, damit ich die höhere Schule abschließen und zur Polizei gehen konnte. Und keinen verdamnten Geldtransporter fahren muss.«

Er wischte sich den Speichel von den Lippen. Griessel sagte: »Ich verstehe dich, Fransman, aber ...«

»Ach, meinst du wirklich? Bist du vielleicht ein Leben lang diskriminiert worden? Ja, jetzt, nachdem ihr Weißen die Folgen der *affirmative action* zu spüren bekommt, jetzt glaubt ihr, ihr könntet uns verstehen! Einen Scheißdreck versteht ihr, das sage ich euch! Ihr wart Herren oder Knechte, aber wir waren gar nichts, und so ist es bis heute. Erst waren wir nicht weiß genug, jetzt sind wir nicht schwarz genug. Es nimmt kein Ende! Wir sitzen in der Mitte der Farbpalette fest, und dann sagt so eine weiße Christenfrau, dass sie nicht mit einem Mann reden will! Die hat keine Ahnung, dass ich in ihr lesen kann, wie ich in allen Weißen lesen kann.«

»Kannst du in *mir* lesen?«, fragte Griessel, der nun auch allmählich in Rage geriet.

Dekker antwortete nicht; er drehte sich einfach um. Sein Atem ging schnell.

Griessel ging um ihn herum. Er wollte ihm in die Augen schauen. »Es wird behauptet, du wärest ehrgeizig. Deswegen sag ich dir jetzt mal was: Ich habe meine verdamnte Karriere in den Sand gesetzt, weil ich mich nicht beherrschen konnte, weil ich die ganze Scheiße zu dicht an mich rangelassen habe. Deswegen stehe ich jetzt hier. Weil ich keine anderen Perspektiven mehr habe. Willst du Perspektiven haben, Fransman? Oder willst du auch mit vierundvierzig noch Inspekteur sein, mit einer Stellenbeschreibung, die ›Mentor‹ lautet, weil man nicht weiß, was man sonst mit dir anfangen soll? Weißt du, wie das ist? Die Leute mustern dich von Kopf bis Fuß und fragen sich, welche Scheiße du ausgefressen hast, um mit diesen grauen Haaren noch Inspekteur zu sein. Willst du das? Oder willst du mehr sein als der verdamnte Quotenfarbige? Willst du ein guter Polizist sein? Willst du das Beste aus dir rausholen? Dann hör jetzt auf mit dem Scheiß, arbeite an diesem Fall und löse ihn, ganz egal, was die andern sagen oder wie die mit dir reden oder wen John Afrika dir schickt. Du hast Rechte, genau wie Melinda Geyser. Es gibt Regeln. Nutze sie zu deinem Vorteil! Außerdem kannst du tun, was du willst, es wird sich ja doch nichts ändern. Ich bin seit fünfundzwanzig Jahren Polizist, Fransman, und ich sage dir, die werden dich immer wie einen Fußabtreter behandeln, die Leute, die Medien, die Vorgesetzten, die Politiker, egal, ob du schwarz, weiß oder braun bist. Außer wenn sie dich mitten in der Nacht rufen, weil sich jemand an ihrem Fenster zu schaffen macht, dann bist du natürlich ein Held, aber am nächsten Morgen, wenn die Sonne aufgegangen ist, bist du wieder ein Nichts. Die Frage ist: Kannst du das ertragen? Überleg es dir gut! Und wenn du es nicht kannst, lass es, such dir einen anderen Job. Oder schluck's runter, Fransman, denn es wird niemals aufhören.«

Dekker atmete tief durch.

Griessel wollte noch etwas hinzufügen, entschied sich aber dagegen. Er entfernte sich von Dekker; seine Gedanken überschlugen sich und schweiften dann ab.

»Ich glaube nicht, dass es Jos Geyser war. Wenn er lügt, hat er einen Oscar verdient. Melinda ist sein einziges Alibi, und sie hat irgendetwas ... Sie weiß nicht, was er

gesagt hat. Lass sie reden, entlocke ihr Einzelheiten über gestern, was genau geschehen ist, und dann rufst du mich an, damit wir die Aussagen vergleichen können. Ich muss jetzt zum Kommissaris.«

Dekker sah ihn nicht an. Griessel drehte sich um und ging den Flur entlang.

»Bennie«, sagte Dekker, als Griessel das Foyer schon fast erreicht hatte. Griessel drehte sich um.

»Danke«, sagte Dekker widerstrebend, aber ehrlich.

Griessel winkte ab und ging.

Einer der Männer im Wartebereich stand von einem Straußenledersofa auf, um ihn aufzuhalten. Bennie versuchte, einen Augenkontakt zu vermeiden, aber der Mann war zu schnell für ihn.

»Sind Sie von der Polizei?« Er war groß, etwas über dreißig, und sein Gesicht kam Griessel sofort bekannt vor.

Hastig und entnervt antwortete er: »Ja, aber ich kann jetzt nicht mit Ihnen reden.« Und er wollte schon hinzufügen: »Denn hier werde ich nur verarscht«, aber er ließ es sein.

»Mein Kollege ist noch drinnen. Reden Sie mit ihm, wenn die beiden rauskommen«, sagte er stattdessen und eilte hinaus, die Treppen hinunter und über den Rasen bis zu seinem Auto.

Ein Strafzettel hing an Griessels Windschutzscheibe, genau in der Mitte der Fahrerseite.

»Scheiße!«, fluchte er. Nun kam noch mehr unnötiger Papierkram auf ihn zu. Die Metro-Polizei hatte genügend Zeit, Strafzettel zu verteilen, aber man sollte bloß nicht auf die Idee kommen, etwas anderes von ihnen zu verlangen. Er ließ den Zettel, wo er war, stieg ein, startete den Motor und setzte zurück. Kratzend knallte er die Gänge rein und fuhr los.

Er musste mit dem Kommissaris noch einmal über seine neue Aufgabe reden.

Denn Bennie Griessel, der große Mentor – das war einfach nichts für ihn. Letzten Donnerstag hatte er John Afrika gefragt, was sein neuer Job beinhalte. Die Antwort hatte gelaute: »Bennie, du bist mein Sicherheitsnetz, mein Kontrolleur. Halte einfach nur ein Auge auf deine jungen Kollegen, beobachte ihr Tatort-Management, achte darauf, dass sie keine Verdächtigen übersehen. Denn weißt du, Bennie, wir drillen sie zwar, bis es ihnen zu den Ohren rauskommt, aber wenn sie dann zu einem Tatort kommen, haben sie Lampenfieber. Sie haben Schiss, oder was weiß ich. Vielleicht übernehmen wir sie zu früh, aber ich muss mein Soll erfüllen, was soll ich tun? Schau dir nur diesen verflixten Van der Vyver-Fall an. Jetzt verklagt er den Minister und fordert Millionen an Schadensersatz. Das darf nicht noch einmal passieren. Guck ihnen über die Schulter, Bennie, und versetze ihnen, wenn nötig, einen leichten Schubs.«

Einen leichten Schubs?

Auf einmal musste er scharf bremsen. Stau. Alle Fahrbahnen blockiert. Der Stromausfall hatte zur Folge, dass in der ganzen Stadt die Ampeln nicht mehr funktionierten. Überall herrschte Chaos.

»/issis!«, fluchte er laut. Der staatliche Stromversorger Eskom funktionierte noch beschissener als die SAPS. Ein schwacher Trost.

Doch dann lehnte er sich in seinem Sitz zurück. Sich aufzuregen nützte gar nichts.

Aber was sollte er tun?

Von einem Fall zum anderen. Mal hier, mal da. Noch so ein sicheres Rezept für eine Katastrophe.

Wenn Jos Geyser Adam Barnard nicht erschossen hatte ...

Der Mann, der ihn in der Plattenfirma aufgehalten hatte – plötzlich fiel ihm ein, wer das war. Iván Nell, der bekannte Sänger. Er hatte seine Stücke schon im Radio gehört. Gemäßigter Rock, wenn auch ein bisschen zu sparsam mit dem Bass. Es tat ihm leid, dass er sich nicht auf eine kurze Unterhaltung eingelassen hatte, dann hätte er Carla darüber schreiben können. Aber es war nicht zu ändern. Für nichts hatte er Zeit, außer fluchend im Verkehr festzusitzen.

Und er hatte Hunger. Seit gestern Abend hatte er nichts mehr gegessen, nur Kaffee getrunken, und sein Blutzucker war im Keller. Griessel hatte auf einmal Lust zu rauchen, öffnete das Handschuhfach, kramte darin herum, fand das halbe Päckchen Chesterfields und die mitgenommene Schachtel Lion-Streichhölzer und zündete sich eine Zigarette an. Er ließ das Fenster ein wenig hinunter und spürte, wie die Hitze von der Asphaltstraße aufstieg und zum offenen Fenster hereinströmte.

Er zog an der Zigarette und blies den Rauch langsam aus, der sich hinter der Windschutzscheibe sammelte und dann zum offenen Fenster hinauswallte.

Heute Morgen hatte ihm Alexandra Barnard eine Zigarette angeboten, und er hatte dankend abgelehnt. »Ein Alkoholiker, der nicht raucht?«, hatte sie gefragt. Und er hatte erwidert, er rauche zwar noch ab und zu, aber sein Freund bei den Anonymen Alkoholikern, ein Arzt, habe ihm abgeraten, daher rauche er nur noch selten.

Da hatte sie gesagt: »Such dir einen anderen Freund.«

Er mochte sie.

Er hätte ihr keinen Alkohol geben sollen.

Dann erinnerte er sich daran, dass er seinen Fehler wiedergutmachen wollte. Er wühlte mit einer Hand in der Jackentasche, während er eine Wagenlänge vorwärts rollte, zog das Handy hervor und wählte mit dem Daumen.

Das Telefon läutete lange, wie üblich.

»Bennie!«, rief Doc Barkhuizen, wie immer voller Enthusiasmus. »Hältst du durch?«

»Doc, hast du schon einmal etwas von der berühmten Sängerin Xandra Barnard gehört?«

»Die interessieren sich ziemlich für eines der Häuser hier«, sagte Barry am Handy. In seinem schrottreifen roten Toyota-Pickup fuhr er langsam die Bo-Oranje hinunter.

»Was heißt das, sie interessieren sich dafür?«

»Großes Polizeiaufgebot auf dem Bürgersteig, und diese dicke Polizistin steht mit einem alten Mann im Garten.«

»Finde raus, was da los ist.«

Barry beobachtete die Häuser in der Straße. Rechts, hundert Meter schräg gegenüber des viktorianischen Hauses, führte ein langer, asphaltierter Weg auf eine Garage zu.

»Bingo!« Dann sah er, dass ein Polizist auf ihn aufmerksam geworden war. »Mach ich. Aber nicht jetzt. Jetzt sind mir zu viele Bullen da. Vielleicht so in zehn Minuten.«

11:03 – 12:00

Die fauchende Gaslampe stand auf dem Studiomischpult und warf Melinda Geysers Schatten lang und bizarr an die gegenüberliegende Wand. Ihr Gesicht war nur wenige Zentimeter von der Trennscheibe entfernt. Die Aufnahmekabinen auf der anderen Seite lagen im Halbdunkel. Dekker saß vornübergebeugt auf einem Leder-Bürostuhl, die Ellbogen auf den Knien, weil die Lehne des Stuhls laut knarrte, wenn er sich bequemer zurücklehnte. Er schwitzte. Ohne Klimaanlage wurde es hier drinnen langsam unerträglich.

»Es tut mir leid, wenn es ein Missverständnis gegeben hat«, sagte sie und verschränkte die Arme unter der Brust. Sie war durchaus keine unattraktive Erscheinung – grüne Bluse, Jeans, weißer Ledergürtel mit großer Silberschnalle, weiße Keilpantoletten mit Korksohlen. Aber irgendetwas störte ihn. So hatte er sich eine Gospelsängerin nicht vorgestellt, die Kleidung saß ein klein wenig zu eng, und damit erinnerte sie ihn an die Frauen, die normalerweise am dreitesten ihr Interesse an ihm bekundeten: Ende dreißig, Anfang vierzig, welkende Schönheit, fest entschlossen, in ihren letzten sexuell aktiven Jahren noch einmal ein Abenteuer zu erleben.

Vielleicht hatte es aber auch damit zu tun, dass sie Sängerin war, dachte er und antwortete: »Ich habe wohl auch etwas überreagiert.« Die Aufrichtigkeit in seiner Stimme überraschte ihn selbst.

»Wissen Sie, was der Unterschied zwischen der Aufnahme einer CD und dem wirklichen Leben ist?«, fragte sie, während sie unverwandt in die Scheibe starrte. Er fragte sich, ob sie ihr Spiegelbild ansah.

»Nein«, sagte Dekker.

»Der Unterschied ist, dass man im Leben nur einen *take* bekommt.«

Wollte sie ihm eine Predigt halten?

»Adam hatte mich noch nie gebeten, allein hereinzukommen. Gestern Morgen aber hat er mich angerufen und gesagt, er müsse mich sehen. Genau so hat er sich ausgedrückt, als habe er keine andere Wahl. Als sei ich in Schwierigkeiten. ›Ich muss mit dir reden. Mit dir allein‹, sagte er, wie ein Schuldirektor, der ein ungezogenes Kind herbeizitiert.«

Sie änderte ihre Position, löste die Arme, drehte sich zu Dekker um und ging zwei Schritte zu einem Lederzweisitzer ihm gegenüber, die rechte Hand auf der Lehne, die linke Hand neben sich auf dem Polster. Sie sah ihm in die Augen und sagte: »Wenn man in seiner Vergangenheit Dinge getan hat, die einen einholen können, dann sagt man ›Ja‹. Dann erzählt man seinem lieben Mann eine Lüge, Meneer Dekker, und man fährt zum Büro von Adam Barnard, setzt sich hin und fragt, was los ist.«

Meneer: Jetzt war er auf einmal ein Meneer.

Der sonst so joviale Adam Barnard habe ernst gewirkt, erzählte sie. Während sie redete, saß sie stocksteif da. Körper und Hände regten sich nicht, als laufe sie auf dünnem Eis über dunkles Wasser. Aus ihrer Stimme sprach Entschlossenheit.

Barnard hatte ihr eine flache DVD-Hülle über den Schreibtisch zugeschoben. Darin steckte eine beschreibbare DVD, deren Markennamen man durch die Hülle erkennen konnte. Fragend hatte sie ihn angeblickt. Er hatte nichts gesagt. Sie hatte die Hülle aufklappt und die DVD angesehen. Jemand hatte mit der Hand auf die weiße Oberseite mit Edding geschrieben: *Melinda. 1987*. Da wusste sie, um was es ging.

An diesem Punkt atmete sie tief durch und wandte den Blick nach rechts, zur Scheibe, als wolle sie sich zum letzten Mal betrachten.

»Um Ihnen die Situation zu erklären, muss ich Ihnen etwas über meine Vergangenheit erzählen, Meneer Dekker. Wir leben in einer seltsamen Welt, einer Gesellschaft, die Etiketten braucht, um eine bestimmte Ordnung zu etablieren.« Ihr Sprachgebrauch überraschte ihn; er war viel gewählter, als er erwartet hatte.

»Doch dieser Prozess ist weder logisch noch gerecht. Wenn man ein Mensch ist, der von Natur aus Probleme hat, sich anzupassen, gilt man als Rebell, jedenfalls solange man jung ist. Später erhält man andere Bezeichnungen. Ich war eine sogenannte Rebellin. In der Schule war ich ... ungehorsam. Ich wollte alles auf meine Art erledigen. Ich war neugierig. Wollte alles wissen. Ich suchte nach dem Thrill, nach allem, was ein gutes *Afrikaner*-Mädchen tunlichst lassen sollte. Ich hatte viele Männer. Riskante Männer. Instinktiv habe ich mir die gefährlichsten ausgesucht. Es war keine bewusste Entscheidung. Manchmal frage ich mich, ob alles anders gekommen wäre, wenn das meine einzige Schwäche gewesen wäre. Aber das war es nicht. Ich wollte auch Bewunderung. Die Bestätigung, dass ich nicht so war wie die anderen. Ich wollte aus der Menge herausragen. Es war nicht unbedingt eine Sehnsucht nach Ruhm, nur ein Bedürfnis nach Anerkennung, glaube ich. Und am Ende war es diese Kombination, die mich zu der machte, die ich bin.«

Sie ist nicht dumm, dachte Dekker. Sie ist eine Frau, der es leichtfällt, zu betrügen.

»Ich war nie eine große Schönheit. Zwar bin ich nicht hässlich; man muss eben lernen, seine Vorzüge zur Geltung zu bringen. Wenn ich einsetze, was ich habe, kann ich Aufmerksamkeit erregen, aber ich raube den Männern nicht den Atem. Ich wusste, dass ich nicht auf den Kopf gefallen war, aber es gab keinen Bildungsweg, der für mich geeignet gewesen wäre. Alles, was ich am Ende hatte, war meine Stimme. Und meine Bühnenpräsenz, aber das habe ich erst später herausgefunden. Und da begegnete ich Danny Vlok. Er konnte alles spielen, von der Geige bis zur Maultrommel. Er hatte ein kleines Musikgeschäft in der Stadt, in Bloemfontein, und eine vierköpfige Band, mit der er auf Hochzeiten und Partys spielte. In einer Kleinanzeige im *Volksblad* las ich, dass er eine Sängerin suchte. Danny träumte davon, ein Rockstar zu werden, und er versuchte, wie einer auszusehen. Damals gefiel mir das. Er war zehn Jahre älter als ich und hatte Lebenserfahrung. Er versuchte auch, wie ein Rocker zu leben. Er trank und rauchte *dagga*. Das einzige Problem war, dass Danny nur die Musik anderer singen konnte. Seine eigene war ... nicht gut. Ich ging zu einem Vorsingen bei seiner Band. Anschließend rauchten wir in seiner Wohnung im Parkweg erst einen Joint, und dann hatten wir Sex. Zwei Monate später haben wir standesamtlich geheiratet. Vier Jahre später wurden wir geschieden.«

Dekker vermutete, dass ihre Enthüllungen ein Akt der Selbstgeißelung waren. Sie tat Buße, indem sie sich entblößte. Aber dann hielt sie plötzlich inne und sah sich um. »Normalerweise steht hier Wasser. Es ist sehr heiß ...«

»Ich bitte Natasha darum«, versprach er und stand auf. Als er die Tür öffnete und hinausging, sah er Jos am anderen Ende des Flures, besorgt, ruhelos.

»Sind Sie fertig?«

»Nein, noch nicht, Meneer Geyser.«

Der große Mann nickte und kehrte zum Konferenzraum zurück.

Rachel Anderson hörte die Stimmen vor ihrem Versteck, verstand aber nichts von dem, was gesagt wurde. Doch da sie schon so lange herumrätselten, schien es keine Spuren zu geben, die zu ihrem Unterschlupf führten. Allmählich löste sich die Spannung in ihrem Körper, und ihr Herzschlag beruhigte sich.

Bis sie wieder das Klacken von Frauenschuhen hörte, das nur zwei, drei Schritte neben ihr verstummte, praktisch genau neben ihr.

»Okay. Danke«, sagte die schwarze Frau von eben.

»Ich hoffe, dass Sie sie finden«, antwortete die Männerstimme.

»Sie kann nicht weit sein. Wir werden jetzt den Park durchsuchen.«

»Viel Glück.«

»Danke.« Dann hörte sie die Frau weggehen, und kurz darauf wurde die Haustür geschlossen. Jetzt fühlte sie sich in Sicherheit.

Melinda Geyser trank ein halbes Glas Wasser und behielt das Glas anschließend in der Hand, die auf der Lehne lag.

»Wir hatten in Bethlehem im Oos-Vrystaat auf einer Hochzeit gespielt und wollten nach der Feier in den Chalets bei Loch Athlone übernachten. Außer uns war kein Mensch da. Wir zündeten draußen ein Feuer an, tranken und unterhielten uns. Danny sagte, er wolle schlafen gehen. Er war müde, betrunken und stoned. Da waren wir schon seit drei Jahren verheiratet, und die Beziehung war am Ende. Wir anderen blieben sitzen, ich und die drei Bandmitglieder. Sie waren jung, so wie ich, Mitte zwanzig. Der Bassist hatte eine Videokamera dabei, die er erst in der Woche zuvor bekommen hatte. Er filmte uns. Zuerst war es unschuldig, wir alberten herum, taten so, als wären wir berühmt und gäben Fernsehinterviews. Wir tranken weiter. Zu viel. Ich glaube, die Zusammensetzung der Gruppe hat dazu beigetragen, dass es passierte – Danny war der Chef, wir waren die vier Arbeitnehmer, die Untertanen. Wir fingen an, vor der Kamera gemeine Sachen über Danny zu sagen, wir äfften ihn nach und lästerten über ihn. Wir wussten, dass er wütend geworden wäre, wenn er das gesehen hätte, denn Danny verstand keinen Spaß, vor allem nicht, wenn er abends zu viel getrunken hatte. Aber gerade das Risiko machte den Reiz aus: Er war in der Nähe, er schlief, und wir forderten ihn auf Video heraus, es gab ... Beweise von unserem Treiben. Auf ewig, wenn man so wollte.

Der Gitarrist küsste mich als Erster. Er sagte, er wüsste, was Danny völlig verrückt machen würde, kam zu mir herüber und küsste mich auf den Mund. Von da aus war es kein großer Schritt mehr. Nicht in dem Zustand, in dem wir uns befanden. Ich brauche Ihnen ja nicht alles zu erzählen, aber das Video zeigt, wie ich später die Reißverschlüsse ihrer Hosen öffne und ihnen einen blase. Es zeigt, wie sie mir die Kleider ausziehen, mit meiner Hilfe, und wie jeder eine meiner Brustwarzen leckt. Es zeigt, wie zwei von ihnen mit mir Sex haben, einer von vorn, einer von hinten. Es zeigt, wie ich es genieße. Es gibt eine Nahaufnahme von meinem Gesicht, und man kann es ganz deutlich erkennen.

Hören kann man mich auch.«

Sie sah Dekker an und strahlte eine große Kraft aus. Sie sagte: »Ich habe mich immer gefragt, inwiefern die Anwesenheit der Kamera zur Intensität dieser Erfahrung beigetragen hat.« Dann schwieg sie einen Moment und senkte den Blick. »Ich habe es nie bereut. Bis zum gestrigen Tag. Bis mir klar wurde, dass meine Sünden Jos schaden konnten. Es würde ihm so wehtun, das alles zu erfahren. Er hätte eine bessere Ehefrau verdient.«

Als sie schwieg, fragte Dekker: »Und das war auf der DVD?«

Sie nickte.

»Barnard wollte Sie erpressen«, stellte er fest, überzeugt von der Richtigkeit seiner Schlussfolgerung.

»Nein. Er war derjenige, der erpresst wurde. Als ich ihm die DVD über den Tisch zurückschob und sagte, ich wisse, was darauf sei, sagte er, er habe sechzigtausend dafür bezahlen müssen. Er behauptete, sie sei vor einer Woche als Einschreiben angekommen mit dem Hinweis: *Sehen Sie sie sich an, wenn Sie allein sind. Oder Melindas Karriere ist vorbei*. Drei Tage später habe ein Mann angerufen, der fünfzigtausend haben wollte, sonst würde er den Film ins Internet stellen. Ich fragte Adam, warum er dann sechzigtausend bezahlt habe, und er antwortete, um sicherzugehen, dass es die einzige Kopie war.«

»Wie hat er das angestellt?«

»Genau das habe ich ihn auch gefragt. Da sagte er, das sei nicht das erste Mal gewesen, dass er die Interessen eines seiner Künstler hätte wahren müssen. Er habe Leute, die ihm dabei helfen würden, eine Agentur. Sie seien nach der Geldübergabe der Spur gefolgt, bis sie den Erpresser gefunden hatten.«

»War es der Bassist?«

»Nein. Danny Vlok.«

»Ihr Exmann?«

»Sie müssen zugeben, dass es eine Art ausgleichender Gerechtigkeit war.«

»Ja, aber woher wissen Sie, dass keine andere Kopie existiert?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe versucht, Danny anzurufen, nachdem ich hier raus war. Jemand im Laden sagte, er sei im Krankenhaus. Er sei am Sonntagabend in seiner Wohnung überfallen worden.«

Dekker dachte einen Moment nach. Der Fall zog weite Kreise und wurde allmählich kompliziert. »Aber warum hat Barnard Ihnen das alles erzählt, wenn doch alles gut überstanden war?«

»Ich glaube, das Video hat Adam stark erregt.«

»Also hat er sie erpresst?«

»Er hat wohl eher die Gelegenheit ausgenutzt.«

»Ach?«

»Ja, er sagte, ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen. Ich dankte ihm. Da lächelte er nur und legte die DVD in seinen Player ein. Ich hätte aufstehen können. Aber ich wollte die Aufnahmen noch einmal sehen. Ein letztes Mal. Wir sahen sie uns gemeinsam an. Und am Ende fragte er mich, ob er mich küssen dürfe. Ich sagte ja.« Sie sah Dekkers Blick und sagte: »Ich war Adam sehr dankbar. Für seine Diskretion. Seine Mühe, seine Unkosten. Und weil ich das Video noch einmal sehen konnte. Mich selbst. Ich war so ... jung. So voller ... Lust.«

Dekker runzelte noch immer die Stirn.

»Sie fragen sich wohl, wie eine bekehrte Frau so etwas tun kann. Wissen Sie, Meneer Dekker, ich glaube nicht an einen strafenden Gott. War es nicht Bischof Tutu, der gesagt hat: »Gott hat eine Schwäche für Sünder.? Seine Ansprüche sind sehr gering?« Er sitzt nicht mit geballten Fäusten dort oben, bereit, uns für jeden Fehltritt zu strafen. Ich glaube, dass er ein Gott der Liebe ist, der weiß, dass jeder von uns so ist, wie er ist, genauso, wie er uns erschaffen hat, einschließlich unserer Schwächen. Er versteht uns und weiß, dass uns unser Wissen um unsere Schwächen ihm letztlich näher bringen wird. Er will nur, dass wir unsere Sünden beichten.«

Dekker war sprachlos. Still saßen sie da, man hörte nur das Zischen der Gaslampe. Zum ersten Mal legte sie die Hände im Schoß zusammen. »Sicher wollen Sie wissen, warum ich es Jos gesagt habe. Leider kann ich gerade das praktisch nicht erklären. Ich bin mit der DVD in der Handtasche hier rausgegangen. Ich wusste, dass sie alle davon wussten, Willie, Wouter ...«

»Wouter?«

»Der Chefbuchhalter. Wouter Steenkamp. Sein Büro liegt neben dem von Adam. Ich wusste, dass sie mich gehört haben mussten, denn ich bin laut beim Sex. Und Adam hatte ... so seine Talente. Ich hörte es Natashas Stimme an, als ich an ihr vorbeiging. Sie wusste etwas. Vielleicht war sie auf dem Flur, während wir zugange waren. Ich bin also rausgegangen, habe mich in mein Auto gesetzt und wollte die DVD zerbrechen. Ich wusste gar nicht, dass das so schwer ist. Sie ließ sich biegen, aber nicht zerbrechen, genau wie der Geist eines Menschen. Ich holte eine Pinzette aus meiner Handtasche und zerkratzte sie. Etwas anderes fand ich nicht. Ich zerkratzte die Scheibe, bis ich mir sicher war, dass sie nicht mehr funktionierte. Dann rief ich in Dannys Geschäft an, und danach fuhr ich nach Hause. Ich warf die DVD in den Mülleimer und ging ins Wohnzimmer, und da saß mein lieber, guter Jos, der mich so bedingungslos liebt. Er umarmte mich wie immer. Ich konnte an nichts anderes denken, als dass er sicher den Sex an mir riechen würde. Jos muss meine Anspannung gefühlt haben, er ist ein sensibler Mann. Ständig fragt er sich, ob er gut genug ist für mich. Sein Mitgefühl ging mir zu Herzen, dieses absolute, aufrichtige Mitgefühl. In diesem Augenblick erkannte ich die Diskrepanz zwischen seinem Bild von mir und meinem wahren Wesen. Es war niederschmetternd – verzeihen Sie meine theatralische Ausdrucksweise. In diesem Augenblick glaubte ich, er habe ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren, aber noch brachte ich kein Wort heraus. Vielleicht aus alter Gewohnheit; wir schützen uns selbst bis zum Letzten. Trotzdem möchte ich gerne glauben, dass ich eigentlich ihn beschützen wollte. Es ist ohnehin nicht leicht, mit mir zusammenzuleben, aber nachdem er die Wahrheit erfahren hatte, musste es für Jos ganz und gar unmöglich sein, sich je wieder davon zu erholen.«

Als Vusi Ndabeni gegenüber dem Restaurant parkte, schwebte der Polizeihubschrauber genau darüber. Das Wapp-Wapp der Rotoren dröhnte ohrenbetäubend. Er sah Mbali Kaleni neben einem Streifenwagen stehen, das Funkgerät in der Hand, während das verdrehte Kabel aus dem Fenster hing und hin- und herbaumelte. Sie hatte einen Stadtplan von Kapstadt auf der Motorhaube ausgebreitet und musste mit einer Hand die Seiten auseinanderhalten.

Vusi überquerte die Straße und ging zu ihr hinüber. Er hörte sie laut rufen: »Hier, wo ich stehe, ist der zentrale Punkt. Von hier aus müssen Sie suchen. Sehen Sie sich zuerst alle Häuser in diesem Block an. Sie wird die Straße meiden, sie könnte also auch in einem der Gärten sein. Dann suchen Sie die Parks ab, den De Waalpark, nur die Straße runter, und dann Leeuwenhof ... zwei, drei, vier Blocks entfernt, in östlicher Richtung. Nein, warten Sie, im Westen, können Sie den Park sehen?«

Vusi gesellte sich zu ihr. Sie warf ihm nur einen raschen Blick zu und versuchte, dem Piloten des Helikopters zuzuhören.

»Ich verstehe Sie nicht!«, rief sie ins Mikrofon.

»Wo sollen wir hin, nachdem wir die Parks abgesucht haben?«

»Durchkämmen Sie das Gebiet zwischen hier und der Stadt.«

»Roger.« Der Hubschrauber schwenkte nach Norden ab, in Richtung De Waalpark. Kaleni beugte sich durch das Fenster, um das Funkgerät wieder einzuhängen. Aber sie schaffte es nicht, sie war zu klein und zu dick. Vusi öffnete ihr die Tür. Sie reichte ihm das Funkgerät, als gäbe sie ihm die Schuld an ihrem Versagen. Er hängte es ein und schloss die Tür. Der Hubschrauberlärm war jetzt abgeebbt.

»Wir werden sie finden«, sagte Kaleni.

Der Kleinbus der Spurensicherung hielt an. Dick und Doof stiegen aus und kamen mit ihren Taschen bewaffnet auf sie zu.

»Wo habt ihr denn gesteckt?«, fragte Kaleni bissig.

Bennie Griessel war zweihundert Meter von der Riebeeckstraat entfernt, als ihm klar wurde, dass er das Auto irgendwo in der Breestraat abstellen und zu Fuß zur Alfredstraat weitergehen musste. Sich in diesem Verkehrschaos durch die Buitengracht zu kämpfen, würde mindestens vierzig Minuten dauern.

Er fand einen Parkplatz vor einem Fahrradladen und fragte sich, ob er nicht jeden Morgen sein Fahrrad ins Auto laden sollte, denn die Stromausfälle geschahen inzwischen so regelmäßig wie die Schüsse aus der Kanone auf dem Seinheuwel. Eine Politesse kam auf ihn zu, erfüllt von antlicher Zielstrebigkeit, ein Kartenlesegerät in der Hand.

»SAPS«, sagte Bennie Griessel und hielt ihr seinen Ausweis hin, innerlich stark unter Druck, wenn er an die Dringlichkeit in John Afrikas Stimme dachte.

»Egag«, sagte die Politesse. »Wie lange wollen Sie hier stehen bleiben?«

Vielleicht sollte er einfach weggehen. »Wie viel kosten zwei Stunden?«

»Vierzehn Rand.«

»Jissis«, sagte Griessel. Er grub sein Portemonnaie aus, suchte nach Kleingeld, händigte es ihr aus, schloss das Auto ab und eilte im Laufschrift zwischen dem stehenden Verkehr hindurch. Es waren nur vier Häuserblocks zu Fuß, er konnte sogar eine Abkürzung durch die Prestwich nehmen. Währenddessen konnte er schon einmal anfangen, sich über die Geschehnisse Gedanken zu machen. Im Laufen holte er sein Handy heraus und rief Vusi an.

»Hallo, Bennie«, meldete sich dieser, das Dröhnen eines Hubschraubers im Hintergrund.

»Hallo, Vusi, ich bin auf dem Weg zum Kommissaris, ich möchte nur wissen, wie es weitergeht. Wo bist du?«

»Am Carlucci's.«

»Gibt es etwas Neues?«

»Wir haben sie noch nicht gefunden, Bennie, aber der Hubschrauber sucht nach ihr. Wir haben jetzt neun Fahrzeuge im Einsatz. Weitere sind unterwegs. Leider gibt es da den Stau ... Du weißt schon.«

»Ich weiß. Habt ihr schon mit den Kollegen von der Metro gesprochen?«

»Nein, ich hatte noch keine Zeit.«

»Überlass das mir. Wir müssen einen Arbeitsplan aufstellen, damit wir nicht doppelt und dreifach arbeiten. Ich rufe dich an, wenn ich beim Kommissaris fertig bin. Sag mir Bescheid, sobald sich etwas tut.«

»Bennie, die Kollegen vom Organisierten Verbrechen haben Fotos von Demidovs Leuten. Ich möchte gerne, dass der Typ hier im Restaurant sie sich ansieht.«

Griessel zögerte. Vor sechs Monaten hatte er einen Verbrecherring beim Dezernat für Organisiertes Verbrechen ausgehoben. Noch immer funkten die beiden Behörden nicht auf einer Wellenlänge, obwohl ein ganz neues Team eingesetzt worden war, das inzwischen im selben Gebäude wie sie in Bellville-Süd untergebracht war. Trotz allem erschien ihm Vusis Plan sinnvoll.

»Probiere es, Vusi. Schaden wird es in keinem Fall.«

In seinem Büro im vierten Stock der Alfredstraat 24 in Groenpunt hörte John Afrika, wie sich die eiligen Schritte des Provinzkommissaris näherten. Er war gerade dabei, ein Fenster zu öffnen, denn ohne Klimaanlage war es stickig.

Afrika seufzte. Noch mehr Schwierigkeiten. Im Stehen erwartete er seinen Chef.

Diesmal klopfte der kleine Xhosa nicht an, er hatte es zu eilig, war zu besorgt. »Es heißt, sie hätte Angst vor der Polizei«, platzte er heraus, kaum hatte er das Büro betreten. Er ging zum Schreibtisch und stützte sich mit beiden Händen darauf ab, wie jemand, der unerwartet von Erschöpfung übermannt wird.

»Kommissaris?«, fragte John Afrika. Er hatte keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte.

»Der Generalkonsul behauptet, Rachel Anderson habe zu ihrem Vater gesagt, sie könne nicht zur Polizei gehen.«

»Sie kann nicht zur Polizei gehen?«

»Der Vater meint, sie habe geklungen, als vertraue sie der Polizei nicht.«

»Mist!«, schimpfte John Afrika und setzte sich an seinen Schreibtisch.

»Genau«, stimmte der Provinzkommissaris zu.

Die Buitengracht war ein Alptraum. Auf allen fünf Fahrstreifen war der Verkehr zum Erliegen gekommen. Griessel schlenderte zwischen den Autos hindurch, froh, dass er zu Fuß unterwegs war. Sein Handy klingelte. Bestimmt der Kommissaris, der wissen wollte, wo er steckte. Aber das Display zeigte, dass es Dekker war.

»Fransman?«

»Die reinste Seifenoper, Bennie«, seufzte Dekker und gab Griessel die wichtigsten Informationen über seine Vernehmung von Melinda Dekker durch, den ganzen Weg bis an die Ecke Prestwich-/Albertstraat.

»Verdammt!«, sagte Griessel schließlich. »Was hat sie gesagt – wo waren sie gestern Abend?«

»Bis elf Uhr waren sie in der Kirche, The Tabernacle in Parklands, danach waren sie zu Hause. Melinda hat auf dem Sofa geschlafen, Jos im Schlafzimmer, aber sie waren bis heute Morgen zu Hause. Und sie besitzen keine Schusswaffe.«

»Das hat er auch behauptet.« Es konnte sein, dass Geyser bezüglich der Schusswaffe log. Schließlich hatte er die ganze Nacht Zeit gehabt, sie loszuwerden. »Fransman, sag Jos, dass du das Haus durchsuchen willst.«

»Ich habe es im Nationalregister überprüfen lassen. Auf sie ist keine Schusswaffe zugelassen.«

»Ich will ja auch gar nicht, dass ihr Haus durchsucht wird. Beobachte einfach, wie sie reagieren. Verwende den üblichen Trick mit dem Durchsuchungsbeschluss.«

»Was für einen Trick?«

»Du sagst: ›Wir können einen Durchsuchungsbeschluss beantragen, aber wenn Sie uns Ihre Zustimmung erteilen, ist das gar nicht nötig.««

»Okay. Aber dieser Ex von Melinda, Bennie, der könnte es gewesen sein. Dieser ganze Fall ist ein einziger Zirkus! Ich rufe jetzt mal in Bloemfontein an und frage, ob die vielleicht etwas finden können. Jos und Melinda lasse ich jetzt gehen.«

»Ja, tu das. Oder setze sie noch eine Weile in den Konferenzraum, bis du etwas aus Bloemfontein gehört hast. Und rede mit deiner sexy Freundin am Empfang. Wo war Barnard gestern Abend? Finde seinen Terminkalender, durchsuche das Büro, sieh dir seine E-Mails an ...«

Im ersten Moment reagierte Dekker nicht. Dann sagte er: »Okay«, klang aber nicht besonders begeistert.

»Entschuldige, Fransman, ich reiße schon wieder alles an mich.«

»Ich versuche zu chillen, Bennie, ich versuche zu chillen.«

Vusi Ndabeni sagte am Telefon zu Vaughn Cupido: »Ich frage mal eben nach der E-Mail-Adresse.« Dann ging sie zu dem jungen Mann in der Schürze hinüber, der auf der *stoep* beim übrigen Personal saß.

»Haben Sie hier E-Mail? Unsere Sondereinheit Organisiertes Verbrechen schickt Fotos von ein paar Leuten, die ich Ihnen gerne vorlegen möchte.«

»Ja, wir haben E-Mail. Die Adresse lautet: Info at Carlucci's Punkt co.za. Aber sie wird Ihnen nicht viel nützen.«

»Warum?«

»Wir haben keinen Strom. Der PC funktioniert nicht.«

Vusi ließ die Schultern hängen, aber er sagte zu Cupido: »Schick auf jeden Fall schon mal die Bilder, Vaughn, hier ist die Adresse ...«

Die dicke Inspekteurin Mbali Kaleni gesellte sich zu ihm und fragte den jungen Mann: »Sind Sie sich ganz sicher, dass Sie die Nummer des Land Rovers richtig erkannt haben?«

»Ja, ich bin mir ziemlich sicher, dass der Anfang CA und dann vier, eins, sechs lautete.«

»Die Kollegen sagen, es gebe keinen Land Rover Discovery mit dem Kennzeichen CA vier, eins ...«

»Es war kein Discovery.«

»Ach?«

»Ich habe Ihrem Kollegen gesagt, dass es ein Defender war. Mit langem Radstand. Nagelneu.«

»Männer«, bemerkte Kaleni kopfschüttelnd.

»Wie meinen Sie das?«, fragte der junge Mann mit der Schürze.

»Hat nichts mit Ihnen zu tun«, sagte Kaleni und zog ihr Handy hervor. »Sondern mit den Schwachköpfen, mit denen ich zusammenarbeite.« Sie rief die Wache am Caledonplein an und musste es lange klingeln lassen, ehe jemand abnahm. Sie verlangte, mit dem Konstabel verbunden zu werden, der zuerst nach dem Kennzeichen gesucht hatte.

»Es ist kein Land Rover Discovery, sondern ein Defender. Sie müssen das Kennzeichen noch einmal überprüfen.«

»Geht nicht«, erwiderte der Konstabel.

»Warum nicht?«

»Stromausfall.«

Bennie Griessel keuchte und schwitzte, als er John Afrikas Büro betrat – durch die Hitze draußen, die vier steilen Treppen, weil der Aufzug ohne die verflixte Elektrizität nicht funktionierte, und durch den inneren Druck, der auf ihm lastete.

Der Provinzkommissaris saß John Afrika gegenüber. Beide blickten Griessel mit ernsten Gesichtern an.

»Tag, Kommissaris.« Griessel schaute auf seine Uhr, sah, dass es erst fünf nach halb zwölf war, und wunderte sich, weil er das Gefühl hatte, es sei bereits drei Uhr nachmittags. »Morgen, Kommissaris«, verbesserte er sich.

Der kleine Xhosa stand mit tiefmster Miene auf, reichte Griessel die Hand und sagte: »Herzlichen Glückwunsch, Kaptein Griessel.«

Es kam zu unerwartet. Griessel schüttelte die Hand seines Vorgesetzten und sah John Afrika verwirrt an, der ihm zuzwinkerte und ebenfalls sagte: »Herzlichen Glückwunsch, Bennie.«

»Äh ...«, sagte Griessel und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Äh ...« Dann: »Verdammt, Kommissaris!«

Der Xhosa lachte, fasste Bennie an der Schulter und sagte: »Jetzt setzen Sie sich erst Mal hin, Kaptein, denn ich vermute, dass Sie sich ihre Beförderung heute redlich verdienen werden.«

Im Garten des viktorianischen Hauses, bei den drei Turnschuhabdrücken im weichen Boden, hielt Jimmy, der große, magere Kriminaltechniker, die Plastiktüte mit dem Zahnarztzement auf und sah zu, wie der dicke Arnold vorsichtig das abgemessene Wasser hineingoss.

»Sie ist so fett, dass es heißt: ›Bitte nicht in Gruppen auf die Waage steigen«, wenn sie sich wiegt«, lästerte Arnold. »So, fertig, jetzt durchschütteln.«

»Wenn sie nur nicht so verdammt herrisch wäre«, seufzte Jimmy, zog die Tüte zu und schüttelte sie. »Ich meine, du bist ja auch nicht gerade zart gebaut, aber wenigstens bist du kein Widerling.«

»Soll ich das jetzt als Kompliment auffassen?«

»Ich meine ja nur«, sagte Jimmy und schüttelte die Tüte mit großer Konzentration. »Ich möchte nur mal wissen, was zum Teufel sie mit diesen Fußabdrücken will. Wir wissen doch, von wem sie stammen. Sie pisst gegen den Wind, das ist alles.«

»Das Zeug ist jetzt fertig. Jetzt musst du es kneten.«

Jimmy nahm die Tüte in beide Hände und knetete die grüne Paste.

»Ich bin nicht annähernd so fett wie sie.«

»Du bist größer, das ist der Unterschied«, sagte Jimmy. »Bereite die Form vor.«

Arnold nahm eine längliche Form, stellte sie so ein, dass sie über den linken Fußabdruck passte, und drückte sie vorsichtig im Boden an. Dann verteilte er behutsam ein wenig Talkumpuder in der Spur. »Gieß rein«, sagte er.

Jimmy öffnete das Säckchen, hielt es in der Mitte des Abdrucks nach unten und ließ die Paste herauslaufen.

»Ich habe nur einen langsamen Stoffwechsel, das ist mein Problem«, sagte Arnold. »Aber die ist verfressen, ich habe gehört, dass sie von morgens bis abends frittiertes Hühnchen von Kentucky Fried Chicken mampft.«

Nur zehn Meter von den neben den Fußspuren knienden Kriminaltechnikern entfernt, konnte der alte Mann hinter der Spitzengardine des viktorianischen Hauses sie zwar nicht hören, aber er konnte sie sehen. Genauso, wie er das Mädchen gesehen hatte, das über den Zaun gesprungen war, den Land Rover, der kurz darauf vorbeigefahren war, mit zwei jungen Männern darin, die sich suchend umblickten. Und dann die Konstabels, die bald darauf entschlossen die Bo-Oranje hinuntergelaufen waren, und die schwarze Ermittlerin, die erst nachdenklich am weißen Gartenzaun gestanden und später am Blumenbeet die Ermittlungen eingeleitet hatte.

Er wusste, nach wem sie suchten. Und er wusste, wo sie sich verbarg.

Kaptein Bennie Griessel. Verdammt! Kaum zu glauben!

Er saß da, noch ganz überwältigt von seiner Beförderung, und wünschte, er könnte aufspringen, zu seiner Wohnung fahren und Carla schreiben: *Mein liebes Kind, Dein Vater ist heute zum Kaptein befördert worden.* Und am Abend würde er auf Anna zugehen, die an einem Tisch bei Kerzenschein im Primi Piatti saß, und er würde sich zu ihr hinunterbeugen, sie auf die Wange küssen und sagen: »Kaptein Bennie Griessel, sehr erfreut, Sie kennenzulernen.« Überrascht würde sie zu ihm aufblicken, »Bennie!« sagen und ihn auf den Mund küssen.

»Wie hat Dekker die Nachricht aufgenommen, dass er mit Kaleni zusammenarbeiten soll?«, unterbrach ihn John Afrika in seinen Träumereien.

»Ich habe ihm versichert, dass er den Fall behalten würde, da hat er sich damit abgefunden«, antwortete Griessel. »Er hat es akzeptiert.«

Afrika wirkte skeptisch, nickte aber nur. »Hast du ihr schon Bescheid gesagt?«

Er hatte es völlig vergessen. Er würde sich zusammenreißen müssen. »Nein, ich hatte noch keine Gelegenheit dazu.«

»Wisst ihr, was Mbali bedeutet?«, fragte der Provinzkommissaris. »Blume. Es bedeutet ›Blume‹ auf Zulu.«

Afrika grinste. »Sie spricht fünf Sprachen und hat einen IQ von hundertsevenunddreißig. Nicht schlecht für eine Blume.«

»Eines Tages wird sie auf meinem Stuhl sitzen«, prophezeite der kleine Xhosa.

»Sie glaubt, sie säße schon drauf«, erwiderte Afrika, und dann lachten die beiden Offiziere leise und gutmütig. Griessel grinste, nicht sicher, ob ein Kaptein es wagen durfte, in ihr Lachen einzustimmen.

Der Distriktkommissaris wurde plötzlich ernst. »Es gibt neue Verwicklungen, Bennie. Der Vater von Rachel Anderson behauptet, sie könne sich nicht an die Polizei wenden. Er meint, sie habe damit sagen wollen, dass sie uns nicht vertraut.«

»Dass sie uns nicht vertraut?«, fragte Griessel. Die beiden Komissarisse nickten synchron und warteten, dass er das Rätsel für sie löste.

»Das hat sie am Telefon zu ihm gesagt?«

Wieder nickten sie.

»Augenblick mal«, sagte Griessel und rutschte auf dem staatlichen Behördenmetallstuhl mit den grauen Polstern nach vorne. »Möglicherweise verhält es sich ganz anders. Visis Theorie lautet, dass sie eine Drogenschmugglerin ist und dass das auch auf ihre Freundin zutraf. Das würde in vielerlei Hinsicht passen – wie sie eingereist sind, der Klub, die Russen, der abgeschnittene Rucksack, die nächtliche Jagd. Ihre Scheu, sich an die Polizei zu wenden, hat also nichts mit Misstrauen uns gegenüber zu tun, sondern damit, dass sie sich schuldig gemacht hat. Sie kann ja schlecht in eine Wache hineinmarschieren und sagen: ›Helfen Sie mir, ich habe für eine halbe Million Drogen eingeschleust und anschließend Demidov aufs Kreuz gelegt.‹«

Aus den Gesichtern seiner beiden Vorgesetzten sprach große Erleichterung. Doch dann runzelte John Afrika die Stirn. »Das können wir aber weder dem Generalkonsul noch dem Vater sagen. Nicht, ehe wir Beweise haben.«

»Wir haben übrigens ihrem Vater versprochen, dass du ihn anrufst«, sagte der Provinzkommissaris, und als er Bennies wenig begeisterte Reaktion sah, fügte er nachdrücklich »Kaptein« hinzu.

»Umgehend«, sagte John Afrika.

»Um ihn zu beruhigen«, sagte der schmale Xhosa.

»Es würde sehr viel Druck vom Kessel nehmen.«

»Wenn er weiß, dass ein hoher Offizier für den Fall verantwortlich ist.«

»Aber wir dürfen mit dieser Drogengeschichte nichts überstürzen.«

»Ich hole dir die Nummer«, sagte der Provinzkommissaris und stand auf.

»Du kannst dich in Direktor Arendsens Büro setzen«, sagte John Afrika. »Er hat Urlaub.« Afrika erhob sich ebenfalls. »Komm, ich zeige es dir.«

Plötzlich wurde der Strom wieder eingeschaltet, und das ganze Gebäude erwachte bebend wieder zum Leben.

»Sie wollen ihn nicht verhaften?«, fragte Willie Mouton ungläubig, während das Neonlicht über seinem Glatzkopf plötzlich flackerte und sich dann hell darin spiegelte.

»Wir haben wieder Strom«, verkündete Groenewald, der Anwalt, als wäre es ein Wunder.

»Es besteht im Augenblick kein Anlass für eine Verhaftung«, erklärte Dekker, der an der Tür stand. »Kann ich Ihnen jetzt ein paar Fragen stellen?«

»Mir?«

Dekker ging zu einem Stuhl neben dem Anwalt. »Ja, bitte. Über Adam Barnard. Und die Geysers.«

»O ja. Natürlich. Setzen Sie sich bitte«, antwortete Mouton nicht besonders herzlich.

Dekker nahm Platz. »Heute Morgen, im Haus der Barnards, haben Sie ›Adams Manie‹ erwähnt, kurz bevor Mevrouw Barnard ...«

Er sah, wie Mouton seinem Anwalt einen kurzen Blick zuwarf, als brauche er grünes Licht.

»Es hat sogar schon in der Zeitung gestanden, Willie«, beruhigte ihn der Anwalt gemessen.

Mouton räusperte sich und fuhr sich kurz mit einer Hand über den kahlgeschorenen Kopf. »Seine Frauenmanie. Sexuelle Belästigung«, sagte er sichtlich widerstrebend.

Dekker wartete ab.

»Ich glaube aber nicht, dass das etwas mit seinem Tod zu tun hat.«

»Das soll die Polizei entscheiden, Willie«, mahnte der Anwalt.

»Natürlich, Regardt, aber vor fünfzehn Jahren konnte ein Kerl noch ohne Risiko einer Frau Avancen machen. Sie hatte keine Lust? Nichts für ungut. Kein Hahn hat danach gekräht. Heutzutage heißt es dann gleich, es sei sexuelle Belästigung gewesen.« Wieder fuhr er mit einer Hand über den Kopf, eine Geste der Unsicherheit. Er fasste an seinen Silberohrring und rutschte plötzlich auf seinem Stuhl nach vorn, als habe er einen Entschluss gefasst. »Jeder weiß, dass Adam die Frauen liebte. Aber die Frauen waren auch hinter ihm her. Sie haben es herausgefordert, glauben Sie mir. Schon vor fünfzehn Jahren, als ich noch Bands promotet und Tourneen organisiert habe, habe ich die Kerle reden hören: Adam hat Xandra zu Hause sitzen, aber er kann den Hals nicht voll kriegen, er macht immer weiter. Dann hat er mich für AfriSound angeworben, als voller Teilhaber, ich sollte die Produktion und die Promotion übernehmen. Dabei hat er mich von Anfang an gewarnt: ›Damit du es weißt, Willie, ich liebe die Frauen.‹ Er hat sich dafür geschämt. Aber sexuelle Belästigung? Völliger Blödsinn. Natürlich hat er es immer wieder mal versucht, eine runzukriegen. Aber er hat nie eine Frau erpresst und gesagt, er würde sie nur unter Vertrag nehmen, wenn sie mit ihm schlief. Niemals. Er hat sich Demo-CDs angehört oder ist auf ein Konzert gegangen, und dann hat er ja oder nein gesagt – ›Wir nehmen dich unter Vertrag, du hast Potenzial, oder: ›Nein, du bist nicht gut genug für uns.‹ Ich sage Ihnen, es hat einige Sängerinnen gegeben, die versucht haben, sich an ihn ranzumachen, die hier in sein Büro marschiert kamen, ganz Busen und Beine und Make-up, mit klappernden Lidern, denen hat er glatt ins Gesicht gesagt: ›Ich kann's dir ordentlich besorgen, aber unter Vertrag nehme ich dich nicht.‹«

»Ich kann's dir besorgen«, wiederholte Dekker nachdenklich. Die Weißen hatten so ihre eigene Ausdrucksweise.

»Sie wissen schon, was ich meine.«

»Und wie war das mit der sexuellen Belästigung?«

»Vor einem Jahr erhielt Nerina Stahl plötzlich ein Riesenangebot von Center Stage, und plötzlich stand überall in der Zeitung, Adam habe sie belästigt.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen. Können Sie mir das näher erklären?«

»Nerina Stahl ... die Sängerin.«

Dekker schüttelte den Kopf. Er kannte sie nicht.

»Bestimmt hören Sie Kfm – die verschlafen den Afrikaans-Boom.«

»5FM«, erwiderte Dekker.

Mouton nickte, als habe er sich das gedacht. »Adam hat ihre Karriere aufgebaut. Vor vier Jahren hat sie noch ...«

»Es geht jetzt um Nerina Stahl?«

»Ja, sie hat für McCully bei einem Abba-Tribute gesungen, einen Monat im Liberty in Johannesburg, einen Monat hier im Pavilion, in einer dieser Shows, die kommen und gehen. Eines Abends hat Adam sie sich angesehen. Schönes Mädchen, süße Stimme, jung – sie war damals 24, kam ursprünglich aus Danielskuil oder Kuruman ... Aber wenn wir sie nicht aufgebaut hätten, würde sie jetzt für eine große Immobilienfirma Häuser in Platteklouf verkaufen, das sage ich Ihnen. Adam hat sie zum Essen eingeladen und ihr eine Solokarriere in Aussicht gestellt, da hat sie noch am selben Nachmittag unterschrieben. Wir haben ihr eine Brustvergrößerung bezahlt, Adam hat eine Reihe deutscher Schlager für sie ins Afrikaans übersetzt, und wir haben ein bisschen in Musikvideos investiert. Daraufhin hat sich die CD fünfundzwanzigtausend Mal verkauft. Zwei Jahre später ist sie in den ganz großen Musiksendungen im Fernsehen aufgetreten. Sie war noch ein Jahr bei uns unter Vertrag, dann hat Center Stage ihr mehr geboten, und sie ist mit der dieser bescheuerten Sexgeschichte an die Öffentlichkeit gegangen, weil das die einzige Möglichkeit war, aus ihrem Vertrag herauszukommen. Und dann gab es plötzlich zwei Trittbreitfahrerinnen, zwei ehemalige Stars ...«

»Meneer Mouton«, sagte Dekker und bremste ihn mit einer Handbewegung. »Center Stage?«

»Unsere Konkurrenz. Sie hatten erst nur englische Künstler, da kam die Afrikaans-Welle, und sie versuchten, Künstler anderer Labels abzuwerben. Nikki Kruger ist übergelaufen, und die Bloedrivier Blues Band. Und Ministerie van Musiek. Aber nur Nerina hat ihn wegen sexueller Belästigung angezeigt.«

»Und dann haben sich auch noch andere Frauen gemeldet?«

»Ja, nur wegen der Publicity. Tanya Botha und Largo, sie waren beide gefloppt ...« Er sah, wie Dekker die Stirn runzelte. »Gefloppt, Sie wissen schon, die Verkaufszahlen waren in den Keller gerauscht. Bei Tanya war es sehr schnell gegangen. Auf ihren ersten beiden CDs hat sie Stücke gecouvert, und wir hatten einen schönen Klang für sie entwickelt, aber auf einmal wollte sie nur noch ihre eigenen Stücke singen, schwermütige Herzscherzschulzen, das wollte doch keiner hören. Und die Largo ... ich weiß nicht, ich glaube, ihr Verfallsdatum war einfach gekommen.«

»Und da haben die beiden Adam Barnard ebenfalls sexuelle Belästigung vorgeworfen?«

»Ja, es stand auf der Titelseite von *Rapport*. ›Sexuelle Belästigung – Sängerinnen klagen an‹ oder so ähnlich.«

»Was genau hat Nerina Stahl ihrem Arbeitgeber vorgeworfen?«

»Einen Haufen Scheiße, das habe ich Ihnen doch schon gesagt! Plötzlich hieß es, Adam habe sie nie in Ruhe gelassen, habe sie in seinem Büro ständig betatscht und sie bedrängt, mit zu ihm nach Hause zu kommen. Dabei weiß jeder, dass Xandra krank zu Hause sitzt und Adam so was niemals getan hätte.«

»Und dann?«

»Da sagten wir Nerina, wir würden sie aus dem Vertrag entlassen, und die Aufregung legte sich wieder. Tanya Botha tauchte mit ihrem Anwalt hier auf. Wir boten ihr dreißigtausend, und da war auch sie wieder glücklich. Sie bringt demnächst bei irgendeinem neuen Label eine Gospel-CD heraus. Momentan singen ja alle Gospels, der Markt boomt wie verrückt.«

»Wann war zuletzt von diesen Dingen die Rede?«

»Ich weiß nicht ... Die Zeitungen haben immer dann darüber geschrieben, wenn gerade Flaute herrschte. Regardt?«

»In den letzten fünf, sechs Monaten war es ruhig. Aber jetzt, wo Adam tot ist ...«

»Sie können sich ja vorstellen, was jetzt los sein wird. Und niemand wird sich daran erinnern, dass er die afrikaanssprachige Musik gerettet hat.«

»Inwiefern?«, fragte Dekker.

»Niemand hat mehr für die Liedermacher getan als Adam Barnard. Außer vielleicht Anton Goosen.«

»Was sind Liedermacher?«

»Das war vor Ihrer Zeit, in den frühen Achtzigern. Man muss die ganze Szene von damals kennen. In den Siebzigern haben die Afrikaner nur Schnulzen gehört – Jim Reeves, Gé Korsten, Min Shaw, Groep Twee, Herbie en Spence ... süßlicher Pop, eskapistische Texte in der goldenen Ära der Apartheid. Das Volk wollte nicht denken, sondern nur mitsummen. Doch dann kamen Männer wie Anton Goosen und Koos du Plessis und schrieben originelle Stücke, großartige Texte. Damals sprach man von der Liedermacherbewegung. Fragen Sie mich nicht, warum. Den Stücken der Liedermacher musste man zuhören, die konnte man nicht einfach mitsummen. Adam war damals Mitte zwanzig und hat bei De Vries & Kotzé gearbeitet, einer dieser großen Rechtsanwaltskanzleien, aber er war nicht glücklich, denn sein Herz gehörte der Musik. Er hat sich alle Künstler angehört, ist zu Live-Auftritten in Pubs und kleinen Clubs gegangen. Er sah die vielen Talente, für die sich jedoch keines der wichtigen Labels interessierte. Die suchten nur die großen Stars. Da entdeckte er Xandra. Wussten Sie, dass Alexa Barnard ein Star war?«

»Ich habe davon gehört.«

»Er hat seinen Job geschmissen und AfriSound aufgezogen. Er nahm Xandra und noch ein paar andere unter Vertrag. Er suchte die besten Songs zusammen und vermarktete sie klug, denn er wusste, dass das die Zukunft war. Anfangs lief alles noch in kleinerem Maßstab, es gab außer Xandra noch keine großen Stars, aber trotzdem haben alle ganz ordentlich verdient. Doch dann kam Voëlvry, und Adam legte richtig los.«

Mouton seufzte. »Schon mal was von Johannes Kerkorrel und Koos Kombuis gehört?«

»Klar.«

»Sie gehörten dazu. So habe ich angefangen, ich bin mit einigen von den Jungs getourt. Wir haben in Kleinbussen geschlafen, wir hatten keine Studios oder Labels, wir verkauften Bootlegs aus dem Kofferraum unserer Tourbusse, so war das, in den späten Achtzigern. Ich war Mädchen für alles, habe den Bus gefahren, versucht, die Musiker vom Saufen abzuhalten, Essen gekauft, die Bühne mit aufgebaut, mich um die Technik gekümmert, die Plakate aufgehängt, die Karten verkauft ... Es waren wilde Zeiten, damals, einfach toll. Voëlvry war Protestmusik auf Afrikaans, Sie wissen schon, gegen die Apartheid, und die Studenten strömten nur so herbei. Das können Sie sich gar nicht vorstellen! Tausende Fans, während ihre Väter und Mütter in den Vorstädten schnulzige Schlager hörten. Auf einmal gab es diese neue Bewegung, und sie spielte sich direkt vor ihrer Nase ab. Damals hat mich Adam entdeckt und mich angeworben, damals begann unsere Zusammenarbeit. Wir waren diejenigen, die Voëlvry richtig groß rausgebracht haben. Wir haben den Musikern ein Label gegeben, wir haben sie als Bewegung gruppiert, wir haben für Management, Marketing und Promotion gesorgt. Der Erfolg war unglaublich, und sehen Sie sich an, wo afrikaanssprachige Musik heute steht! In den letzten fünf, sechs Jahren ist der Markt regelrecht explodiert, weil die Sprache angeblich vom Untergang bedroht ist. Doch die Zeitungen berichten über sexuelle Belästigung. Was soll das, frage ich Sie? Oder sie schreiben ausschließlich über De la Rey, De la Rey, dabei hat sich nicht einer von diesen Leuten die ganze CD angehört. Wussten Sie, dass sich bei De la Reys anderen Stücken außer seinem großen Hit alles nur ums Saufen und Bumsen dreht?«

»Welche Stücke?«

»Na, die auf der De-la-Rey-CD!«

Dekker schüttelte gedankenverloren den Kopf und fragte: »Hat Adam Barnard in den letzten Wochen irgendetwas von einer DVD erzählt?«

»Welche DVD?«, fragte Mouton aufrichtig erstaunt.

»Irgendeine DVD.«

»Na ja, wir produzieren gerade mehrere DVDs. Die von Jos und Melinda soll demnächst im Fernsehen laufen, eine Live-Aufnahme.«

Wieder schüttelte Dekker den Kopf. »Hat Barnard irgendetwas von einer DVD erzählt, die er mit der Post erhalten hat?«

»Wieso sollte ihm jemand eine DVD schicken? Produktion und Promotion gehören zu meinen Aufgaben. Wenn er irgendetwas erhalten hätte, hätte er es mir gegeben.«

»Möglicherweise hat er eine Sendung mit einer DVD erhalten. Letzte Woche. Hat er etwas darüber gesagt?«

»Nein, nicht mir gegenüber. Was für eine DVD war das? Wer hat gesagt, dass er sie erhalten hat?«

»Hat er seine Post selbst geöffnet?«

»Adam? Ja, wer sonst hätte es getan haben sollen?«

»Hatte er keine Sekretärin?«

»Natasha ist unsere persönliche Assistentin, aber sie würde nie unsere Post öffnen. Im Übrigen läuft bei uns praktisch alles elektronisch. Wenn es eine DVD gegeben hätte, hätte er sie mir gebracht. Was war denn drauf?«

»Ich kann Ihnen im Moment keine Einzelheiten verraten, Meneer Mouton. Wer kann mir etwas über Zahlungen sagen, die Meneer Barnard vor etwa einer Woche getätigt hat?«

»Zahlungen? Warum wollen Sie das denn wissen?«

»Willie ...«, mahnte Groenewald.

»Das ist meine Firma, Regardt, und ich habe ein Recht darauf, es zu erfahren. Was behaupten die Geysers über Adam?«

»Willie, während der laufenden Ermittlungen braucht der Inspekteur dir gar nichts zu sagen.«

»Das weiß ich auch, Regardt, aber trotzdem ist es nach Adams Ableben meine Firma, und ich bestehe darauf, dass ...«

»Meneer Mouton, leider sind Sie dazu verpflichtet, meine Fragen zu beantworten.«

Der Adamsapfel hüpfte, die rechte Hand zupfte am silbernen Ohring. »Wie war noch mal Ihre Frage?«

»Wer kann mir etwas über die letzten finanziellen Transaktionen erzählen, die Meneer Barnard in der vergangenen Woche getätigt hat?«

»Ab wann denn genau?«

»Kann ich nicht sagen.«

»Adam hat die Finanzen persönlich verwaltet und die Schecks eigenhändig unterschrieben. Aber Wouter müsste es wissen, der Buchhalter.«

»Wo kann ich Wouter finden?«

»Er sitzt hier nebenan.«

»Danke«, sagte Dekker und stand auf. »Ich werde auch Meneer Barnards Büro durchsuchen müssen. Hat es seit gestern Abend jemand betreten?«

»Fragen Sie Natasha, ich weiß es nicht.«

Dekker ging zur Tür.

»Sie lügen«, sagte Mouton. »Die Geysers lügen, um ihre eigene Haut zu retten. Zahlungen? Welche Zahlungen?«

»Willie!«, sagte Groenewald.

Griessel saß im Büro des abwesenden Direktors. Der große Bürosessel war gemütlich, der mächtige Schreibtisch sauber und aufgeräumt. Er betrachtete das weiße Blatt Papier, das ihm der Provinzkommissaris gegeben hatte. Darauf stand *Bill Anderson*. Und die Nummer, mit der Vorwahl von Amerika.

Er hatte keine Lust zu diesem Anruf. Er konnte so etwas nicht gut. Er würde sich zu sehr anstrengen, beruhigend zu wirken, er würde falsche Hoffnungen wecken, denn er wusste nur zu gut, wie der Mann sich fühlen musste. Angenommen, Carla würde ihn aus London anrufen und ihm erzählen, sie würde von Männern verfolgt, die schon ein anderes Mädchen umgebracht hatten? Er wäre wie von Sinnen, er würde in das nächste Flugzeug steigen.

Aber das war es nicht, was ihn belastete.

Kaum war John Afrika hinausgegangen und hatte die Tür hinter sich geschlossen, fragte sich Griessel, was wäre, wenn Rachel Anderson keine Drogenschmugglerin war.

Gennady Demidov hatte einen Ruf wie Donnerhall. Das Netz seiner Aktivitäten war weitverzweigt. Gerüchte behaupteten, er habe Stadtratsmitglieder auf seiner Lohnliste. Und SAPS-Mitglieder. Zumindest ein paar Angehörige des mittleren Dienstes. Es gab eine Anzeige wegen Körperverletzung, einen schwerwiegenden Fall, bei dem Leute mit Baseballschlägern verletzt worden waren, weil sie ihren Grund und Boden nicht an Demidov verkaufen wollten – Immobilien, die wiederum der Stadtrat für das neue WM-Fußballstadion aufkaufen sollte. Doch dann war die Akte in der Dienststelle von Seepunt auf einmal verschwunden, und die Zeugen weigerten sich auszusagen.

Die Sondereinheit zur Bekämpfung des Organisierten Verbrechens war sechs Monate zuvor unter großem Tamtam gesäubert worden. Es gab einen neuen Leiter und neue Ermittler, zahlreiche von ihnen aus Gauteng und KwaZulu, aber sechs Monate waren eine lange Zeit. Und die Taschen des Russen waren tief.

Doch diese Theorie würde seinen Vorgesetzten wohl kaum gefallen.

Griessel seufzte, nahm den Hörer ab, wählte und hörte das Freizeichen.

»Hier spricht Captain Bennie Griessek«, würde er sagen.

Und wenigstens das würde ihm verdammt viel Vergnügen bereiten.

Vusi Ndabeni und Mbali Kaleni standen zusammen mit dem jungen Mann in der Schürze in einem kleinen Büro-Kabuff des Carlucci's vor dem Computer. Sie sahen zu, wie die Mails langsam geladen wurden.

»Haben Sie kein ADSL?«, fragte Kaleni, als sei das eine Sünde.

»Brauchen wir nicht«, antwortete der junge Mann.

Vusi fragte sich, ob er wissen müsste, was ADSL war, aber er wurde von Kalenis Handy gerettet.

»Ja?«, fragte sie schnippisch und entnervt. Dann hörte sie dem Anrufer lange zu. »Augenblick«, sagte sie, nahm ihre große schwarze Handtasche von der Schulter, griff mit einer Hand tief hinein und fischte ein Notizbuch mit daran hängendem Stift heraus. Gewichtig klappte sie das Buch auf, legte es auf den Tisch, drückte die Mine des Kulis heraus und sagte: »Okay, legen Sie los. – Sie sollen mir das Kennzeichen durchgeben!«

Sie schrieb mit, sagte: »Okay, ich habe alles«, und unterbrach die Verbindung. »Vusi, ich fahre nach Parklands. Die haben einen Wagen mit passendem Kennzeichen ausfindig gemacht.«

»Einen Land Rover Defender?«

»Ja. Angemeldet wurde er im September 2007 auf einen Mr J. M. de Klerk. Atlantic Breeze 24 in Parkland, ein Land Rover Defender 110 Hard Top. Kennzeichen CA 416 7889. Der Besitzer ist Jahrgang 1985. Noch jung.«

»Kein Russe«, bemerkte Vusi enttäuscht.

»Muss einen reichen Papi haben«, sagte der junge Mann mit der Schürze, während er eine E-Mail öffnete. »Diese dicken Schlitten kosten um die dreihunderttausend.«

»Wo arbeitet er?«, fragte Vusi hoffnungsvoll.

»Unter derselben Adresse. Er arbeitet von zu Hause aus.«

Griessel hörte das Freizeichen, glasklar – auf einem anderen Kontinent klingelte ein Telefon. Er fragte sich, wie spät es jetzt in West Lafayette, Indiana war.

»Anderson«, sagte eine Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Mr Anderson, mein Name ist Bennie Griessel ...« Griessel war sich seines Afrikaans-Akzents bewusst, und für den Bruchteil einer Sekunde lag ihm der logische Folgesatz auf der Zunge: »... und ich bin Alkoholiker.« Er schluckte ihn hinunter und sagte stattdessen: »Ich bin Captain der South African Police Services und verantwortlich für die Suche nach Ihrer Tochter. Es tut mir leid, was passiert ist, aber ich versichere Ihnen, dass wir unser Möglichstes tun, sie zu finden und zu beschützen.«

»Zunächst einmal möchte ich Ihnen danken, Captain, dass Sie sich die Zeit nehmen, uns anzurufen. Gibt es etwas Neues?« Das klang so höflich und amerikanisch, dass Griessel die Situation als unwirklich empfand, fast wie in einem Fernseh-drama.

»Zurzeit durchsucht ein Polizeihubschrauber das Gebiet, wo Ihre Tochter zuletzt gesehen wurde, und mehr als zehn Streifen suchen sie in den Straßen. Weitere Einheiten sind bereits angefordert. Aber leider haben wir sie bisher nicht gefunden.«

Stille in der Leitung, nicht mal das übliche Rauschen wie bei einem Ortsgespräch.

»Es fällt mir schwer, Sie das zu fragen, Captain, aber als Rachel mich anrufen hat, sagte sie, sie könne nicht zur Polizei gehen ... Ich hoffe, Sie verstehen, dass ich als Vater mir große Sorgen mache. Wissen Sie, warum sie das gesagt hat?«

Griessel atmete tief durch. Genau vor dieser Frage hatte er sich gefürchtet. »Wir haben bereits über dieses ... Thema ... diskutiert, Mr Anderson.« Das war nicht das richtige Wort. »... diese Frage, meine ich. Es könnte Verschiedenes bedeuten, und ich ermittle in alle Richtungen.« Nein, auch das war nicht deutlich genug. »Wissen Sie, ich habe eine Tochter im selben Alter wie Rachel. Meine Tochter hält sich zurzeit in London auf. Ich weiß, wie Sie sich fühlen, Mr Anderson. Ich weiß, dass es sehr ... schwer für Sie sein muss. Unsere Kinder sind alles, was wir haben.« Er wusste, das klang schief und nicht sehr treffend.

»Richtig, Captain, genau das habe ich in den letzten paar Stunden gedacht. Deswegen mache ich mir ja solche Sorgen. Sagen Sie mir, Captain – kann ich Ihnen vertrauen?«

»Ja, Mr Anderson. Sie können mir vertrauen.«

»Dann werde ich es tun. Ich vertraue Ihnen das Leben meiner Tochter an.«

Nein, bitte sag so etwas nicht, dachte Griessel. Erst musste er sie finden. »Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht«, versprach er.

»Gibt es irgendetwas, was wir von hier aus tun können? Ich ... irgendetwas?«

»Ich gebe Ihnen meine Handynummer, Mr Anderson. Sie können mich jederzeit anrufen. Wenn Rachel sich noch einmal bei Ihnen meldet, geben Sie ihr bitte meine Nummer und sagen Sie ihr, dass ich zu ihr kommen werde, nur ich allein, falls sie Angst hat. Und ich verspreche Ihnen, dass ich Sie anrufen werde, sobald es etwas Neues gibt.«

»Wir dachten ... Wir würden gerne hinüberfliegen ...«

Griessel wusste nicht, was er darauf antworten sollte. »Ich ... Natürlich können Sie das tun ... Warten Sie, bis ich sie gefunden habe, Mr Anderson. Warten Sie solange.«

»Werden Sie meine Tochter finden, Captain?« Ein verzweifelter Unterton lag in seiner Stimme. Er klammerte sich an einen Strohhalm.

»Ich werde nicht ruhen, bis ich sie habe.«

Bill Anderson legte langsam das Telefon hin und sank in seinen Stuhl. Er schlug die Hände vor das Gesicht.

Seine Frau stand neben ihm, eine Hand um seine Schulter gelegt.

»Weine ruhig«, flüsterte sie kaum hörbar.

Er antwortete nicht.

»Ich werde jetzt stark sein, also kannst du weinen.«

Allmählich nahm er die Hände herunter. Er betrachtete die Bücher in den breiten Regalen vor ihm. So viel Wissen, dachte er. Doch es half ihm alles nichts.

Er senkte den Kopf. Seine Schultern zuckten.

»Ich habe ihn gehört«, sagte Jess Anderson. »Er wird sie finden. Ich habe es an seiner Stimme gehört.«

Kaptein Bennie Griessel hatte die Ellbogen auf den Schreibtisch des Direktors gestützt, das Kinn in den Händen.

Er wollte das nicht sagen. Er wollte keine Versprechungen machen. Er hätte nichts weiter sagen sollen als: »Ich werde mein Möglichstes tun.« Oder: »Unter den gegebenen Umständen möchte ich keine Versprechungen machen.« Aber Rachels Vater hatte ihn quasi angefleht: »Werden Sie meine Tochter finden, Captain?«

Und da hatte er gesagt, er werde nicht ruhen, bis er sie gefunden hatte.

Aber wo zum Teufel sollte er anfangen?

Er ließ die Arme sinken, konnte sich nicht konzentrieren. Es passierte einfach zu viel auf einmal.

Der Hubschrauber und die Patrouillen würden sie nicht aufspüren, denn sie versteckte sich, weil sie Angst vor der Polizei hatte. Und er wusste nicht, warum.

Um das herauszufinden, musste er wissen, wer hinter ihr her war. Vusis Plan gefiel ihm immer besser. Er war gespannt, welche Fortschritte er machte.

Griessel stand auf und griff nach seinem Handy. Doch plötzlich klingelte es laut in dem stillen Büro. Er erschrak.

»Griessel.«

»Hier spricht Inspekteur Mbali Kaleni vom Südafrikanischen Polizeidienst, Bennie«, meldete sie sich in absolut korrektem Afrikaans, wenn auch mit hörbarem Zulu-Akzent. »Wir haben einen Land Rover Defender findig gemacht, der zu dem Kennzeichen passt. Er gehört einem Mann in Parklands, einem Meneer J. M. de Klerk. Ich bin unterwegs zu ihm.«

»Gute Arbeit, aber der Kommissaris bittet dich, bei einem anderen Fall einzuspringen. Fransman Dekker ist mit Ermittlungen beschäftigt ...«

»Fransman Dekker?«

Griessel ignorierte die Abneigung in ihrer Stimme. »Kann ich dir seine Nummer geben? Er ist in der Stadt.«

»Ich habe seine Nummer.«

»Bitte ruf ihn an.«

»Ich habe nicht die geringste Lust dazu«, sagte die Blume. »Aber natürlich rufe ich ihn an.«

»Wir haben am 11. Januar per Online-Banking einen Betrag von fünfzigtausend Rand auf ein Konto bei der ABSA-Bank überwiesen. Adam hatte es angeordnet«, erklärte der Buchhalter von AfriSound, Wouter Steenkamp, mit gewählter Präzision.

Er saß bequem vor einem großen Flachbildschirm, die Ellbogen auf dem Schreibtisch, die Finger zu einem Kirchgiebel vor der Brust zusammengelegt. Er war klein, Anfang dreißig, mit kantigem Gesicht und dicken Augenbrauen. Er legte sichtlich Wert auf sein Äußeres – das dicke Brillengestell und die kurzen Haare wirkten sehr modisch, der schwarze Zwei-Tage-Bart war sorgsam getrimmt. Dazu trug er ein hellblaues Sporthemd mit dünnen weißen Querstreifen, bei dem im offenen Kragen die Brusthaare ansatzweise zu sehen waren. Klobige Sportuhr, die Arme braungebrannt. Kein Mangel an Selbstvertrauen.

»An wen?«, fragte Dekker, der in einem Stuhl ihm gegenüber saß.

Steenkamp blickte auf den Bildschirm, ohne seine Fingerkonstruktion einzureißen. »Nach Adams Notizen lautete der Name des Kontoinhabers ›Bluegrass‹. Der Bankleitzahl nach ging die Überweisung an eine Filiale in der Innenstadt von Bloemfontein. Die Transaktion wurde erfolgreich durchgeführt.«

»Hat Meneer Barnard Ihnen gesagt, wofür diese Überweisung war?«

»Nein. In einer E-Mail hat er mich gebeten, sie unter ›diverse Ausgaben‹ zu verbuchen.«

»Das war alles?«

»Das war alles.«

»Hat es auch eine Überweisung über zehntausend gegeben?«

»Genau zehntausend?« Steenkamp ließ den Blick über die Tabellen auf seinem Worksheet wandern.

»So habe ich es verstanden.«

»In der letzten Woche?«

»Ja.«

»In meinen Unterlagen findet sich nichts darüber.«

Dekker lehnte sich nach vorn. »Meneer Steenkamp ...«

»Wouter, bitte.«

»Meinen Informationen zufolge soll Adam Barnard mit Hilfe einer Agentur herausgefunden haben, wer sich hinter ›Bluegrass‹ verbarg. Gegen eine Bezahlung von zehntausend Rand.«

»Ah ...«, sagte Steenkamp, richtete sich auf und griff nach einer ordentlich sortierten Ablage, hob Dokumente an und zog eines heraus. »Zehntausend, ganz genau«, sagte er und hielt Dekker das Blatt hin. »Jack Fischer und Partner.«

Dekker kannte die Firma – ehemalige Polizisten, hohe Offiziere, die vor fünf, sechs Jahren aus dem Dienst ausgeschieden waren und mit ihren fetten Abfindungen eine

eigene Privatdetektei eröffnet hatten. Er nahm das Dokument in die Hand und betrachtete es. Eine Rechnung. *Kunde: AfriSound. Kontakt: Meneer A. Barnard.*

Unter *Betreff* und *Kosten* stand: *Administrative Nachforschungen, R 4500.*

Spesen: R 5500.

»Spesen?«, fragte Dekker.

Steenkamp zuckte mit den Schultern.

»Ist das Adam Barnards Unterschrift?«

»Ja. Ich bezahle nur, wenn er oder Willie unterschrieben haben.«

»Also wissen Sie nicht, wofür die Rechnung war?«

»Nein. Adam hat mich nicht darüber informiert. Er hat die Rechnung in seine Postausgangs-Ablage gelegt, und Natasha hat sie mir gebracht. Wenn er sie unterzeichnet hat

...«

»Arbeiten Sie oft mit Jack Fischer zusammen?«

»Ja. Na und?«

»Sie wissen, dass das eine Detektei ist?«

»Inspekteur, im Musikbusiness herrscht nicht immer eitel Sonnenschein ... Aber normalerweise hat sich Adam um solche Angelegenheiten gekümmert.«

»Ob Willie Mouton davon weiß?«

»Das müssen Sie ihn fragen.«

»Ich muss die Rechnung leider behalten.«

»Kann ich erst eine Kopie machen?«

»Bitte.«

Inspekteur Vusi Ndabeni war noch nie in einem Hubschrauber geflogen.

Der Pilot reichte ihm über die Schulter hinweg ein Paar Kopfhörer, jemand schloss die Tür, der Motor machte einen Heidenlärm, die Rotoren beschleunigten. Dann hoben sie ab, und sein Magen drehte sich um. Mit zitternden Händen setzte er die Kopfhörer auf und beobachtete, wie der De Waalpark unter ihm immer kleiner wurde.

Manchmal fallen die Dinger vom Himmel, dachte er. Man darf nicht hinuntergucken, hatte einmal jemand zu ihm gesagt, aber plötzlich lag die Stadt unter ihm, das Parlament, das Kastell, die Gleise zum Bahnhof in Reih und Glied, der Hafen, das Meer, gleißend blau, als es die Sonne reflektierte. Vusi zog die Sonnenbrille aus der Jackentasche, setzte sie auf und fragte: »Weiß Table View, dass wir kommen?« Er blickte mit tiefer Verwunderung auf Robbeneiland hinunter.

»Sie müssen das Mikrofon verstellen – es ist zu weit von ihrem Mund weg«, erklärte der Copilot und zeigte ihm, was er machen musste.

Vusi bog das Mikrofon so, dass es vor seinem Mund hing. »Weiß Table View, dass wir kommen?«

»Wollen Sie mit ihnen reden?«, fragte der Pilot.

»Ja, bitte. Wir brauchen Patrouillenfahrzeuge.«

»Ich funke sie für Sie an.«

Und dann, die glitzernde Tafelbaai links von ihm und das ausgedehnte Industriegebiet von Paardeneiland zu seiner Rechten, redete Inspekteur Vusumuzi Ndabeni mit dem Dienststellenleiter von Table View über Hubschrauberfunk, und als er fertig war, dachte er: Was würde meine Mutter sagen, wenn sie mich jetzt sehen könnte?

Wieder trabte Bennie Griessel die Buitengracht entlang. Der Stau hatte sich inzwischen in Nichts aufgelöst. In Gedanken war Griessel bei der flüchtenden Rachel Anderson. Wohin war sie unterwegs? Die einzige Möglichkeit war das Cat & Moose Youth Hostel, denn dort warteten ihr Gepäck und ihr Freund, Oliver Sands. Wo sonst sollte sie hingehen?

Er rief am Caledonplein an und bat den Kollegen am Funk, eine Einheit in die Langstraat zu schicken. »Aber sie sollen nicht direkt vor dem Cat & Moose parken. Und sie sollen drinnen warten. Wenn sie kommt, soll man sie nicht gleich sehen.«

Mehr konnte er nicht tun. Der Augenzeuge im Carlucci's hatte sich – laut Vusi – die heimlich geschossenen Fotos der Mitglieder von Demidovs Handlangern angesehen, die die Einheit Organisiertes Verbrechen geschickt hatte, aber bei jedem den Kopf geschüttelt. Nein, die seien es alle nicht gewesen.

Was jedoch nicht viel bedeuten musste. Vielleicht hatten die Kollegen nicht alle Fotos geschickt, oder die Aufnahmen waren alt. Oder sie hatten keine Fotos von allen Mitarbeitern Demidovs.

Entweder er oder Vusi mussten zum Van Hunks zurückkehren. Doch erst sollten die Kollegen überprüfen, ob die Hilfe von Table View etwas brachte. Und er musste die Suche effektiver strukturieren. Er musste die Dienststelle Caledonplein als Basis benutzen, sie lag zentral, und von dort aus lief der Funkkontakt mit den Streifen.

Die letzten zweihundert Meter zu seinem Auto legte er im Laufschrift zurück, wobei ihm die Hitze zu schaffen machte, die sich inzwischen wie eine Decke über die Stadt gelegt hatte.

»Ich weiß nicht, wofür das war«, behauptete Willie Mouton und reichte Dekker die Rechnung über den Schreibtisch hinweg zurück. »Und ich glaube nicht, dass die es Ihnen verraten werden.«

»Ach nein?«

»Zu heikel. Wegen der Schweigepflicht über Kundendaten.«

»Wie bitte?«

»Du irrst dich, Willie«, sagte Groenewald, der Anwalt.

»Nein, so ist es. Die Firma garantiert Vertraulichkeit. Deswegen arbeiten wir mit ihnen.«

»Die Schweigepflicht gilt nur für Ärzte, Psychiater und Juristen, Willie. Wenn die Polizei einen Durchsuchungsbeschluss hat, kann sie die Informationen einfordern.«

»Aber was nützt dann die Garantie?«, fragte Willie mit hüpfendem Adamsapfel.

»Arbeiten Sie bei Jack Fischer mit einer bestimmten Person zusammen?«, fragte Dekker.

»Wir arbeiten ausschließlich mit Jack persönlich. Aber Sie sind auf dem Holzweg, das versichere ich Ihnen.«

Rachel Anderson hörte den Hubschrauber nicht mehr.

Zuerst empfand sie die Stille als unheilverkündend, dann wurde sie allmählich normal, beruhigend. Trotz ihrer Spuren im Blumenbeet und obwohl nur zwei Schritte von ihrem Versteck entfernt eine Polizistin gestanden hatte, war sie ihnen entschlüpft.

Sie hatte beschlossen, einfach an Ort und Stelle liegenzubleiben.

Rachel sah auf ihre Armbanduhr. Es war elf Minuten nach zwölf. Noch acht Stunden, bevor die Sonne unterging. Eine lange Zeit. Aber genug, dass man sie bis dahin an anderen Orten suchen und diesen Garten vergessen würde.

Die Kratzer brannten, die blauen Flecken drückten. Alles tat ihr weh. Sie würde eine bequeme Lage suchen müssen, wenn sie vorhatte, so lange hier zu liegen.

Vorsichtig richtete sie sich auf und drückte die Dornen Zweige behutsam und in Zeitlupe zu einer Seite weg. Sie versuchte, jedes Geräusch und jede auffällige Bewegung zu vermeiden, schließlich wusste sie nicht, ob noch Augen auf die Büsche gerichtet waren.

Der Rucksack musste runter. Sie konnte ihn als Kissen benutzen.

Rachel löste die Schnallen, zog die Trageriemen über die Schultern und ließ den Rucksack sinken. Er verhakte sich an den Dornen und Zweigen hinter ihrem Rücken, und es war ein bisschen schwierig, ihn dort herauszubekommen. Behutsam ließ sie ihn zu Boden rutschen, drehte sich langsam auf den Rücken und bettete den Kopf darauf.

Der Untergrund war nicht allzu unbequem. Die dichten Sträucher und die Kühle würden sie vor Austrocknung schützen. Sie wusste, dass ihr Blutzucker niedrig war, aber sie würde überleben, bis die Nacht kam. Und dann würde sie ein Telefon finden, irgendwo würde ihr jemand einen Anruf erlauben, sie mussten, sie würde sie anflehen. Und sie würde ihrem Vater sagen, wo sie war.

Sie holte tief Luft und blickte durch das dichte Blätterdach hinauf in den Himmel, wo sie hier und da die Sonne sehen konnte. Sie schloss die Augen.

Dann hörte sie, wie die Haustür aufging.

Barry kam von der Stadt aus in seinem Toyota-Bakkie angefahren. Die Bo-Oranjestraat war verlassen. Die Streifenwagen und Polizisten waren weg, nur ein weißer Kleinbus stand noch oben an der Ecke.

Ob es sich lohnte, das viktorianische Haus zu beobachten?

Er suchte nach der Garageneinfahrt, die er von oben gesehen hatte, bog ein und fuhr durch bis an das geschlossene Tor. Er griff nach dem Fernglas, das neben ihm auf dem verschlissenen Beifahrersitz lag, und stieg aus. Da bemerkte er, dass er das Haus von dieser Stelle aus gar nicht sehen konnte, weil die Mauer links von ihm zu hoch war.

Er kletterte auf die Ladefläche des Toyotas, lehnte sich rücklings gegen die Fahrerkabine und hob das Fernglas an die Augen. Das viktorianische Haus lag kaum hundert Meter entfernt. Er ließ den Blick darüber wandern.

Nichts regte sich.

Er schwenkte zum Garten. Dann wieder zum Haus.

Zeitverschwendung.

Dann wurde die Haustür geöffnet. Ein Mann erschien. Er blickte starr in eine Richtung.

Ein alter Mann. Reglos blieb er in der Haustür stehen.

Jos und Melinda saßen eng beieinander an dem großen ovalen Tisch des Konferenzraumes, als Dekker die Tür öffnete. Sie sahen ihn erwartungsvoll an, sagten aber nichts, ehe er sich nicht gesetzt hatte – einen Stuhl zwischen sich und Jos.

»Inspekteur Griessel und ich sind der Meinung, dass Sie in diesem Stadium der Ermittlungen nicht als Verdächtige gelten.«

»In diesem Stadium?«, fragte Melinda.

»Mevrou, wir haben gerade erst mit der Untersuchung begonnen. Wir ...«

»Ich habe es nicht getan!«, sagte Jos entschieden.

»Dann helfen Sie uns, Sie endgültig von unserer Liste zu streichen.«

»Wer steht noch auf der Liste?«, wollte Melinda wissen.

In dem Versuch, sie zum Schweigen zu bringen, sagte Dekker: »Ich bin gerade dabei, die Spur einer Postsendung zu verfolgen.« Er las den Schrecken in ihrem Gesicht.

»Was für eine Sendung?«, fragte Jos.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Meneer Geyser, aber ich möchte Sie noch einmal eindringlich bitten, uns zu helfen.«

»Wie denn?«

»Indem Sie uns die Erlaubnis erteilen, Ihr Haus zu durchsuchen, damit wir sichergehen können, dass es nichts gibt, was Sie mit dem Tod von Meneer Barnard in Verbindung bringt.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Eine Schusswaffe. Sie können die Zustimmung verweigern, dann müssen wir erst einen Durchsuchungsbeschluss beantragen. Wenn Sie uns aber die Erlaubnis erteilen ...«

Jos sah Melinda an. Sie nickte. »Suchen Sie! Sie werden nichts finden.«

Dekker blickte sie unverwandt an, doch er erkannte nur ihre Entschlossenheit. »Bitte warten Sie hier, ich komme sobald wie möglich zurück.«

Mbali Kaleni betrat AfriSound durch die große Flügeltür im Erdgeschoss. Vier Weiße standen vor dem Schalter im Foyer und führten ein angeregtes Gespräch mit der schwarzen Empfangsdame.

»Entschuldigen Sie«, sagte Kaleni und zeigte ihr ihren Polizeiausweis. »Polizei.«

Alle vier Wartenden drehten sich um. Einer trug eine Kamera um den Hals.

»Kommen Sie wegen des Barnard-Falls?«, fragte eine junge Frau mit sehr kurzen blonden Haaren.

»Sind Sie von der Zeitung?«, fragte Kaleni zurück.

»Die *Burger*«, antwortete die Frau. »Stimmt es, dass Jos und Melinda dort drin verhört werden?«

»Ich rede nicht mit den Medien«, grummelte Mbali Kaleni und wandte sich an die schwarze Empfangsdame. »Inspector Dekker. *Ngaphakati?*«

»Ja, er ist oben.«

»Bitte!«, rief ein anderer Journalist. »Sind die Geysers auch dort drin?«

Kaleni schüttelte nur den Kopf, als sie die Treppe hinaufstieg. »*Izidingidwane.*«

Rachel Anderson lag mucksmäuschenstill, aber sie hörte nichts.

Hatte er nur die Haustür auf- und zugemacht?

Sie wagte kaum zu atmen.

Dann nahm sie Schritte wahr, fast unhörbar, eins, zwei, drei, vier.

Stille.

»Die Polizistin hat mir erzählt, dass du Amerikanerin bist«, sagte die Stimme, die sie bereits vorher gehört hatte, auf Englisch. Rachel schrak zusammen und erstarrte dann wieder, als ihr klar wurde, dass er mit ihr sprach.

»Ich habe gesehen, wie du über den Zaun gesprungen bist. Du musst große Angst haben. Und dann diese Männer im Land Rover ...« Seine Stimme verriet großes Mitgefühl, aber ihr Entsetzen darüber, dass er wusste, wer sie war, lähnte sie.

»Die Polizistin hat mir erzählt, dass diese Männer hinter dir her sind. Dass sie dir wehtun wollen.«

Lautlos atmete sie durch den Mund.

»Du musst sehr verängstigt sein und sehr müde. Ich kann mir vorstellen, dass du nicht weißt, wem du vertrauen kannst. Ich lasse die Tür unverschlossen. Wenn du hereinkommen möchtest, bist du herzlich willkommen. Ich bin allein. Meine Frau ist letztes Jahr gestorben. Drinnen gibt es zu essen und zu trinken, und ich gebe dir mein Wort,

dass kein Mensch erfährt, wo du dich aufhältst.«

Beinahe wäre sie von ihren Gefühlen überwältigt worden – Selbstmitleid und Dankbarkeit wallten in ihr auf und beinahe wäre sie aufgesprungen.

Nein!

»Ich kann dir helfen.«

Rachel hörte seine Füße über den Boden schlurfen.

»Ich gehe jetzt rein und lasse die Tür unverschlossen.«

Es blieb eine Weile still, bis seine Schritte sich wieder von ihr entfernten.

Dann donnerte ein Kanonenschuss über die Stadt, und sie zuckte vor Schreck zusammen.

12:00 – 12:56

Fransman Dekker blieb einen Augenblick lang auf dem Flur von AfriSound stehen. Tief in Gedanken, einen Arm vor der Brust, die andere Hand auf der Wange, starrte er die einfachen Muster des handgewebten Dhurrieläufers auf dem Boden an. Alle Türen des Gangs waren geschlossen: Die Geysers saßen hinter ihm im Konferenzsaal, Mouton und sein Anwalt hielten sich im linken Büro, der Buchhalter Wouter Steenkamp im rechten Büro auf.

Er musste Bloemfontein anrufen und fragen, was sie an Neuigkeiten hatten, er musste Jack Fischer und Partner kontaktieren, er musste Barnards Büro durchsuchen und mit Natasha Abader über Barnards gestrige Termine sprechen. Er wusste nicht, was er als Erstes tun sollte, aber auf Jack Fischer und Natasha Abader hatte er keine Lust. Die Detektei war weiß, alles ehemalige Ermittler, die sofort zur Zeitung rannten, wenn sie den SAPS eins reinwürgen konnten. Natasha Abader wiederum stellte eine Versuchung dar, die er nicht gebrauchen konnte. Die Geschichte über Adam Barnard, den Schürzenjäger, hatte ihm einen Spiegel vorgehalten. So wollte er nicht sein. Er hatte eine gute, schöne, kluge Frau, die für ihn ihre Hand ins Feuer legen würde.

Dann donnerte die Kanone auf dem Seinheuvel und riss ihn aus seinem Gedankengang. Er blickte auf und sah, wie die fette Inspekteurin Mbali Kaleni mit Unwettermiene durch den Empfangsbereich, das Foyer oder wie auch immer die Musikfuzzis das nennen mochten auf ihn zumarschiert kam.

»Fok!«, fluchte er, leise und unterdrückt.

Bennie Griessel hörte den Kanonenschuss, als er über die Schwelle der Wache am Caledonplein trat. Jedes Mal erschreckte er sich – er würde sich wohl nie daran gewöhnen. War es wirklich erst zwei Uhr? Dann sah er den langhaarigen Fotografen mit suchendem Blick ins Foyer kommen, einen Packen Fotos in der Hand.

»Suchst du Vusi?«

»Ja«, sagte der Fotograf. »Eben war er noch da.«

»Er ist nach Table View. Du bist verdammt spät dran!«

»Wir hatten einen Stromausfall, wie soll ich denn bitte Abzüge machen, wenn ich keine Elektrizität habe?«, fragte der Fotograf und hielt Bennie verärgert die Bilder hin.

Er nahm sie an. »Danke.«

Der Fotograf drehte sich beleidigt um und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Griessel sah sich das oberste Foto an. Rachel Anderson und Erin Russel, lachend und lebendig. Fenchel und Koriander, hell und dunkel. Erin Russel besaß das Gesicht einer Nymphe. Ihre Haare trug sie kurz. Sie hatte ein hübsches kleines Näschen und große grüne Augen. Rachel Anderson besaß eine besondere Ausstrahlung; ihre Schönheit erkannte man erst auf den zweiten Blick. Sie trug ihre dunklen Haare in einem geflochtenen Zopf über der Schulter, hatte eine lange, gerade Nase und einen breiten Mund. Ihre markante Kinnpartie strahlte Entschlossenheit aus. Doch sie waren noch Kinder: Sie schienen so sorglos und ausgelassen, und ihre Augen strahlten vor Aufregung.

Hinter ihnen hockte brütend der einzige andere markante Berg Afrikas außer dem Tafelberg: der Kilimandscharo.

Drogenkuriere?

Sein Verstand sagte ihm, dass grundsätzlich alles möglich war, schließlich hatte er es schon so oft erlebt. Habsucht, Skrupellosigkeit, Unvernunft. Das Verbrechen unterschied nicht bei der Herkunft. Er war eine Frage der Neigung, der persönlichen Entwicklung und der Gelegenheit. Aber sein Herz sagte: nein, nicht diese beiden.

Sie fühlte sich innerlich zerrissen – einerseits wagte sie es kaum, irgendjemandem zu vertrauen, andererseits hatte die Stimme des Mannes aufrichtig geklungen. Hier konnte sie nicht bleiben, denn jemand wusste, wo sie war, aber sie konnte auch nicht wieder zurück auf die Straße, dann würde alles wieder von vorn anfangen. Das Wissen, dass die Tür offen war, nur wenige Schritte von ihr entfernt, die Chance auf einen sicheren Hafen, wo es zu trinken und zu essen gab, überwältigte sie und schlug jedes andere Argument.

Langsam erhob Rachel sich. Ihr Herz klopfte; das Risiko war groß. Sie nahm den Rucksack und kroch auf allen vieren – denn weiter oben waren die Pflanzen zu dicht und stachlig – bis an den Rand der Blättergardine.

Ein kleines Stück Plattenweg, eine Stufe, die niedrige *stoep*, eine braune Türmatte mit der Aufschrift *Welcome* und die Holztür, der Lack mit den Jahren ausgebleicht.

An dieser Stelle zögerte sie und erwog noch einmal alle Konsequenzen. Dann überwand sie kriechend die letzten Zentimeter bis nach draußen, wo sie im grellen Sonnenlicht blinzelte. Sie richtete sich auf. Ihre Beine waren steif vom langen Liegen. Mit langen schnellen Schritten lief sie den Weg entlang, die Treppe hinauf und durch das kurze schattige Stück auf der *stoep*. Sie legte die Hand auf den Griff, blankgeriebenes Kupfer, kühl auf ihrer Haut, holte tief Luft und öffnete die Tür.

Barry startete gerade nicht durch das Fernglas. Es war zu schwer, um es ohne Stativ permanent vor die Augen zu halten.

Er hatte das Gesicht um ein paar Grad weggedreht, so dass er die Straße hinauf zum Carlucci's blickte. Doch aus den Augenwinkeln heraus nahm er plötzlich eine Bewegung wahr, über hundert Meter entfernt, dort bei dem Haus. Er wandte den Kopf wieder zurück und kniff die Lider zusammen. Nur für einen Augenblick sah er die Gestalt, klein durch die weite Entfernung. Das Blau eines Kleidungsstücks hatte genau den Farbton, den er suchte. Er riss das Fernglas hoch, blickte hindurch, stellte es ein.

Nichts. »Scheiße!«, sagte er laut.

Er hielt die Gläser starr auf die Eingangstür gerichtet. Durch das Schnitzwerk der Veranda war sie teilweise vor ihm verborgen, aber es rührte sich nichts.

Hatte er sich geirrt? Nein, er hatte es genau gesehen. Er zwinkerte, konzentrierte sich. Kleine Gestalt, blau ...

»Scheiße!«, sagte er noch einmal, denn es konnte auch Einbildung gewesen sein. Dort oben am Berg hatte er auch ein paar Mal geglaubt, sie gesehen zu haben. Das Adrenalin war durch seine Adern pulsiert, aber wenn er das Fernglas eingestellt hatte, war es meistens falscher Alarm gewesen, Selbsttäuschung, vor lauter Hoffnung und Erwartung.

Er ließ das Fernglas sinken und hielt mit bloßen Augen Ausschau, um sich das Bild von eben wieder in der richtigen Perspektive vorzustellen.

Sie hatte sich dort bewegt. Genau da. Hatte sie die rechte Hand auf den Türgriff gelegt? Die linke Hand war zurückgestreckt, sie hatte etwas festgehalten. Den Rucksack? Wieder blickte er durch den Feldstecher. Von wo war sie gekommen? Zum ersten Mal dachte er an die Bougainvilleen und sah sich die alte, zugewucherte Pergola näher an, studierte die Dichte des Gebüschs. »Ich Idiot!«, sagte er laut und malte sich aus, was geschehen sein könnte, welchen Weg sie genommen haben könnte, dachte an die dicke Polizistin am linken Blumenbeet ...

Er zog sein Handy aus der Jeanstasche, ohne das Haus aus den Augen zu lassen.

Sie musste es sein. Das erklärte, warum sie so spurlos verschwunden war. Er war sich so gut wie sicher.

Beinahe. Neunzig Prozent. Achtzig.

Wenn er einen Fehler machte ...

»Scheiße!«

Im Haus war es kühl und still.

Sie befand sich in der Diele und lauschte ihrem eigenen Atem. An der Wand stand eine antike Kommode mit großem ovalen Spiegel darüber. Rechts und links davon hingen alte Schwarzweißfotos von bärtigen Männern in dunklen Holzrahmen.

Sie ging einen Schritt vorwärts. Der Holzboden knarrte, und sie blieb stehen. Links erstreckte sich ein großer Raum, in den man durch zwei einfache Eingangspfeiler gelangte. Sie beugte sich nach vorn, um hineinschauen zu können. Ein großer, schön gearbeiteter Holztisch und ein Laptop, der zwischen den Stapeln von Büchern und Dokumenten fast verschwand. Überfüllte Bücherregale an der Wand und drei große Fenster, von denen eines einen Ausblick auf die Straße und den Zaun bot, über den sie gesprungen war. Auf dem Fußboden lag ein alter, abgetretener Perser in Rot, Blau und Beige.

»Ich bin in der Küche.« Die Stimme des Mannes kam von rechts vorn, beruhigend zwar, aber dennoch erschreckend für sie.

Bücher. Genau wie bei ihren Eltern zu Hause. Ein Büchermensch musste vertrauenswürdig sein.

Sie ging weiter auf die Stimme zu. Ein Rucksackträger schleifte flüsternd über den Holzboden.

Durch einen weiß gestrichenen Türrahmen gelangte man in die Küche. Er stand mit dem Rücken zu ihr an einem Tisch und war mit irgendetwas beschäftigt. Weißes Hemd, braune lange Hose, weiße Sportschuhe: Mit seinen schütterten weißen Haaren rund um die Glatze, die im Neonlicht glänzte, ähnelte er einem betagten Mönch. Er drehte sich um.

»Ich bereite gerade ein Omelette zu. Möchten Sie auch etwas?«

Er war älter, als sie vermutet hatte, ein wenig gebeugt und mit einem gütigen, tief zerfurchten Gesicht. Seine faltige Haut lag ihm wie eine Krawatte um den Hals, und Altersflecken bedeckten seine Kopfhaut und seine Hände. Die Augen hinter der Goldrandbrille waren wässrig, fahlblau und schalkhaft. Er legte den Löffel neben eine Rührschüssel, wischte sich die Hände an einem weißen Geschirrtuch ab und streckte ihr die Rechte hin. »Mein Name ist Piet van der Lingen«, sagte er und lächelte sie mit seinem weißen Gebiss an.

»Freut mich«, sagte sie reflexhaft und schüttelte ihm die Hand.

»Ein Omelette? Und vielleicht ein bisschen Toast dazu?« Er nahm den Holzlöffel wieder in die Hand.

»Das wäre wunderbar.«

»Du kannst deinen Rucksack gerne am Haken an der Tür aufhängen«, sagte er und zeigte zur Diele. Dann drehte er sich wieder zu seiner Rührschüssel um.

Sie blieb stehen und konnte sich noch nicht überwinden, die Erleichterung zuzulassen, die Antiklimax, die Entspannung.

»Und die Toilette ist hinten im Flur, die zweite Tür rechts.«

»Ich habe sie gesehen!«, sagte Barry ins Handy, mit größerer Gewissheit, als er empfand.

»Wo?«

»Sie ist ein Haus gegangen, nur einen Block vom Restaurant entfernt.«

»Wirklich? Wann denn?«

»Vor ein paar Minuten.«

»Du hast sie gesehen?«

»Es war reine Glückssache, ich habe sie nur aus den Augenwinkeln heraus gesehen, aber sie war es. Zweifellos.«

»Aus den Augenwinkeln heraus? Was soll das denn heißen, verdammt?«

Sie saßen im Aufnahmestudio. Fransman Dekker wollte ihr von dem Barnard-Fall erzählen. Inspekteur Mbali Kaleni sagte »Einen Augenblick« und schloss die Augen, denn sie wollte die Sache mit dem amerikanischen Mädchen aus dem Kopf bekommen. Sie war sich so sicher, dass sie das Mädchen aufspüren würde! Doch jetzt verdrängte sie sie aus ihren Gedanken. Sie öffnete die Augen. »Schieß los!«, sagte sie.

Dekker fing an zu erzählen, nannte ihr Einzelheiten, blieb dabei aber sachlich, oberflächlich, mit gerunzelter Stirn.

Seine Haltung erstaunte Mbali nicht weiter.

Ihre männlichen Kollegen mochten sie nicht. Und derjenige, der sie am allerwenigsten mochte, war Fransman Dekker. Aber es kümmerte sie nicht, denn sie wusste, woran es lag: Die Männer fühlten sich im Allgemeinen von ihrer Tüchtigkeit bedroht und von ihren moralischen Grundsätzen und ihrer Ehrlichkeit eingeschüchtert. Sie trank nicht, rauchte nicht, fluchte nicht. Sie nahm kein Blatt vor den Mund. Die SAPS waren kein Ort zum Stülholzraspeln, dafür waren die Aufgaben zu immens und die Umstände zu

schwierig. Sie sprach aus, was sie dachte. Sie kritisierte ihre Überheblichkeit, die zu oft hinderlich war. Ihren ständigen Sexismus und Rassismus. Ihren Mangel an Arbeitseifer. Ständig hieß es: »Kommt, lasst uns schnell den Grill anwerfen«, oder: »Lust auf ein Bierchen?«, wie Jungs, die noch nicht erwachsen geworden waren. Zu viel Geschwätz im Büro, über Sport, Politik und Sex. Dann sagte sie geradeheraus, dass sich das nicht gehörte. Und sie hassten das.

Aber Dekker hasste sie noch aus anderen Gründen. Vor ein paar Wochen hatte sie ihn erwischt. Im Flur mit seinem Handy. Als er glaubte, niemand würde ihn hören, flüsterte er einer gewissen Tamaryn wollüstige Worte zu, obwohl seine Frau Crystal hieß. Als er wieder ins Büro geschlichen kam, war sie aufgestanden, hatte sich vor seinem Schreibtisch aufgebaut und gesagt: »Ein Ehemann sollte seiner Frau treu sein.« Er hatte sie nur angesehen. Sie hatte hinzugefügt: »Betrug hat vielerlei Gestalt.« Dann war sie gegangen. Seitdem sah sie den Hass in seinen Augen. Weil sie es wusste und verurteilte.

Aber sie war hier um zu arbeiten. Deswegen hörte sie aufmerksam zu. Und sie antwortete ihm auf Englisch, obwohl er Afrikaans sprach. Denn sie wusste, das hasste er auch.

Rachel Anderson schloss die Badezimmertür hinter sich. Sie musste wirklich dringend. Sie öffnete die Jeansshorts, zog sie mit Unterhose bis unter die Knie und setzte sich. Die Erleichterung war groß und das Plätschern so laut, dass sie sich fragte, ob er es hören konnte. Sie sah sich im Badezimmer um. Die Wände waren hellblau, das Porzellan der Einrichtung schneeweiß. Die alte, restaurierte Badewanne auf Füßen stellte eine unglaubliche Versuchung dar – warmes, schäumendes Wasser, das die schreckliche Taubheit und die dumpfen Schmerzen aus ihrem Körper vertreiben würde –, aber sie war noch nicht bereit dafür. Außerdem bereitete der alte Mann eine Mahlzeit zu.

Als sie fertig war, bückte sie sich zum Waschbecken, drehte die Hähne auf, nahm die Seife und wusch sich die Hände, spülte das geronnene Blut, den Schlamm und den Schmutz darunter, den Felsen, Pflanzen, Wände und Böden hinterlassen hatten. Sie sah zu, wie das dreckige Wasser abließ. Sie mischte Warm und Kalt in den zusammengelegten Händen und wusch sich das Gesicht. Mit dem Seifenstück schäumte sie ihre Wangen, ihre Stirn, den Mund und das Kinn ein und wusch sie ebenfalls sauber.

Das dunkelblaue Handtuch war frisch gewaschen und rau. Sie fuhr sich langsam damit durch das Gesicht und hängte es ordentlich wieder zurück. Erst dann sah sie in den Spiegel, aus alter Gewohnheit, fasste automatisch nach ihren Haaren und strich sie zurück.

Sie sah mitgenommen aus. Furchtbar. Ihre Haare waren schmutzig. Einige Strähnen hatten sich aus dem Zopf gelöst und hingen ihr um das Gesicht. Ihre Augen waren blutunterlaufen, und um den Mund zeichneten sich Müdigkeitsfalten ab. Ihr Kinn wies einen Schnitt auf, umgeben von einem hellvioletten Bluterguss. Auch über ihre Stirn zog sich eine dünne, blutige Schramme, wo auch immer sie sich die zugezogen hatte. Ihr Hals und ihr zartblaues T-Shirt waren verdreckt.

Ich lebe.

Der Gedanke erfüllte sie mit tiefer Dankbarkeit. Dann stiegen plötzlich Schuldgefühle in ihr auf, denn Erin war tot, die liebe Erin, und die Trauer schwappte über sie hinweg wie eine Flutwelle, abrupt, überwältigend. Diese furchtbare Schande, dass sie sich über ihr Überleben freuen konnte, während Erin tot war! Sie lockerte ihren Schutzpanzer und ließ zum ersten Mal zu, dass sie die Geschehnisse noch einmal durchlebte: sie und Erin, die verzweifelt wegrannten. Erin lief vor ihr her. An der Kirche stützte sie sich mit einer Hand auf der Mauer ab und sprang über die spitzen Gusseisenstäbe. Ein fataler Fehler!

»Nein!«, hatte sie geschrien, war ihr aber blindlings gefolgt und mühelos über die Mauer gesprungen. Erin war stehen geblieben, auf einem schmalen Weg, der über das Kirchengelände führte, zwischen den tiefen, dunklen Schatten großer Bäume. Rachel hatte erkannt, dass sie in der Falle saßen. Sie war an ihrer Freundin vorbeigerannt, hatte verzweifelt nach einem Ausweg gesucht, sie wollte die Führung übernehmen, sie hatte gedacht, Erin würde ihr folgen. Sie befand sich bereits hinter dem Gebäude, außer Sicht, unerreichbar für den Schein der Straßenlaternen, als ihr klar wurde, dass sie Erins Schritte nicht mehr hörte. Sie hatte sich umgedreht. Todesangst lastete auf ihr wie ein schweres Gewicht. Wo war Erin? Widerstrebend und voller Furcht war sie bis an die Ecke des Kirchengebäudes zurückgerannt.

Erin lag auf dem Boden, umringt von allen fünf Männern, gebückt, kniend, tierische Laute ausstoßend. Das Messer blitzte auf. Erins verzweifelter Schrei – und dann war sie plötzlich still. Schwarzes Blut in der Dunkelheit.

Dieser Augenblick hatte sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben. Unwirklich, überwältigend. Schwer wie Blei.

Rachel hatte sich umgedreht und war weggerannt, aus reinem Überlebenswillen. Hinten um die Kirche herum. Wieder über die Mauer. Sie hatte einen größeren Vorsprung gewonnen.

Erfüllt von Erleichterung. Dankbarkeit. Sie lebte.

Vor dem Badezimmerspiegel wurde sie von ihren Gefühlen überwältigt, so dass sie sich nicht ins Gesicht sehen konnte. Voller Scham ließ sie den Kopf hängen, hielt sich verzweifelt am Rand des Waschbeckens fest. Übelkeit stieg aus ihrem Magen hoch, ihre Eingeweide krampften sich zusammen, ein Brechreiz schüttelte sie. Ein trockenes Ersticken, das hinaufrollte bis nach oben. Sie rülpste einmal und erschauerte.

Dann fing sie an zu weinen.

Vusi Ndabeni saß vorne im Streifenwagen, zwischen einem Konstabel und einem Inspekteur, beide in Uniform. Ein weiterer Einsatzwagen folgte ihnen über die Westküstenstraße.

Die Kollegen wollten die Sirenen und das Blaulicht einschalten, aber er hatte sie gebeten, es nicht zu tun. Er wollte möglichst ohne Aufsehen das Haus von J. M. de Klerk erreichen, es unauffällig umstellen lassen und dann erst anklopfen. Der Inspekteur hatte gesagt, er wisse, wo das sei, an einem der *singel*, »Gräben« genannten Straßen in Parklands, ein neues Wohnviertel, wo die weiße und die aufsteigende schwarze Mittelklasse Seite an Seite und in offensichtlicher Harmonie zusammenlebten. Die Ideologie des Neuen Südafrika – erfolgreich praktiziert.

An einer Ampel bogen sie rechts in den Parkweg ein. Einkaufszentren, gesicherte Wohnanlagen mit kleinen Stadthäusern, dann wieder links in die Ravenscourt, rechts in die Humewood. Im Gegensatz zum Mandelapark oder Harare in Kayelitsha fand man hier keine rechtwinkligen Straßenblocks, sondern einen Irrgarten von *singels* und Sackgassen. Vusi sah den Inspekteur an.

»Wir sind gleich da, erste links, zweite rechts.«

Und immer wieder einzelne Häuser, gesicherte Wohnanlagen, noch ordentlich und neu, die Gärten im Entstehen, die Bäume klein oder noch nicht eingepflanzt.

»Wir dürfen nicht direkt vor dem Haus parken«, sagte Vusi. »Ich will ihn nicht erschrecken.«

»Okay«, sagte der Inspekteur und zeigte dem Konstabel erneut, wie er fahren musste.

Endlich stand auf einem Wegweiser *Atlantic Breeze*.

Es entpuppte sich als weitere Wohnanlage mit kleinen Stadthäusern, typisch für diese Gegend, große Komplexe hinter Mauern. »Gibt es hier nur solche Anlagen?«, fragte Vusi.

»Nein, ich glaube nicht.«

Doch Nummer 24 war auch wieder eine dieser Einheitssiedlungen. Sie parkten ein Stück weit entfernt. »Ich möchte aussteigen«, sagte Vusi, und der Inspekteur öffnete die Tür und rutschte heraus.

Eine hohe weiße Mauer, scharfer Metallstacheldraht obendrauf, große aufgemalte Zahlen, eine Zwei und eine Vier. Die Zufahrt durch ein elektrisches Tor gesichert, und dahinter die kleinen Häuser im afrikanischen Stil, blaugüne Fensterläden, monochrome Fensterrahmen, ausgebaute Spitzdächer mit schwarzen Rahmen. Wieder so ein schnell hochgezogenes Spekulationsobjekt, das innerhalb von fünf Jahren langweilig und phantasielos wirken würde.

»Ai«, sagte Vusi. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Er winkte den beiden uniformierten Kollegen in dem anderen Fahrzeug. Sie stiegen aus und gesellten sich zu ihm.

»Die Westen«, sagte Vusi. Der Inspekteur öffnete die Heckklappe des Einsatzfahrzeuges. Die kugelsicheren Westen lagen nicht mehr so ordentlich aufgestapelt wie vorhin.

Vusi nahm eine, zog sie über den Kopf, schnallte sie fest. »Zieht euch auch eine an. Wartet hier, ich versuche erst einmal, ob mir jemand das Tor aufmacht.« Sie nickten eifrig.

Er ging über die Straße und dann an der Mauer entlang. Neben dem geschlossenen Tor befand sich eine Metallplatte mit einem Gitter vor dem Lautsprecher der

Gegensprechanlage, Klingelknöpfe, einige mit Namen daneben. Vusi suchte nach dem Namen de Klerk, fand ihn aber nicht. Ganz oben links stand *Verwaltung*. Er drückte auf den Knopf. Ein elektronisches Summen im Lautsprecher. Keine Reaktion.

Er klingelte noch einmal.

Nichts.

Er blickte durch das Torgitter. Die Einfahrt verlief geradeaus, knickte dann um neunzig Grad ab und verschwand hinter einem Häuserblock. Keine Menschenseele zu sehen, alle bei der Arbeit. Noch einmal betätigte er den Klingelknopf, ohne große Hoffnung.

Der Lautsprecher knackte und piffte kurz. Eine tonlose Frauenstimme sagte: »Was wollen Sie?«

Sechzehn Stockwerke über der belebten Adderleystraat stand ein Mann am Fenster. Er drehte der luxuriösen Wohnung hinter sich den Rücken zu und blickte über die Stadt.

Vor ihm der Goue Akker, links das Cape Sun-Hotel, dahinter die Hochhäuser des Strandgebiets, die sich mit ihren unterschiedlichen architektonischen Formen vor dem Horizont abzeichneten. Das Meeresblau war hier und da zu sehen, jedoch verdorben von den Kränen im Hafen, zwei Ölbohrtürmen und Schiffsmasten.

Der Vollbart und die Haare des Mannes waren kurzgeschnitten, ordentlich, gleichmäßig, aber vorzeitig ergraut, denn er sah aus, als sei er noch keine Fünfzig. In seinem Jeanshemd, der khakifarbenen Chinohose und den blauen Segelschuhen wirkte er fit und schlank. Sein braungebranntes Gesicht im Spiegel des hohen, breiten Fensters drückte keinerlei Emotionen aus.

Eine Hand hatte er in die Hosentasche gesteckt, in der anderen hielt er ein flaches Handy. Er wandte den Blick vom Panorama der Stadt ab und sah auf die Tastatur, tippte auswendig eine Nummer ein und hielt den Apparat ein paar Millimeter von seinem Ohr weg. Er hörte einmal das Freizeichen, schon nahm Barry den Anruf an. »Mr B.«

Der Mann quittierte Barrys schnelle Reaktion und seine ruhige Stimme mit der Andeutung eines zufriedenen Lächelns.

»Ich übernehme die Kontrolle«, sagte er betont.

»In Ordnung.« Es klang erleichtert.

»Beschreib mir das Haus.«

Barry gab sich Mühe und beschrieb das einstöckige Haus, das Eckgrundstück, die Lage der Eingangstür.

»Hat das Haus eine Hintertür?«

»Ich weiß nicht.«

»Aber wenn es eine hätte, müsste sie zur Belmont Street hin liegen?«

»Richtig.«

»Gut, ich schicke Eben und Robert, um diese Ecke zu decken. Aber ich gehe davon aus, dass sie das Haus nicht durch den Hinterausgang verlassen wird, da sie nicht weiß, dass wir sie gesehen haben. Gehe ich recht in der Annahme, Barry?«

»Ja, Sir.«

»Und sie weiß auch nicht, dass wir das Haus beobachten.«

»Richtig.«

»Gut. So soll es auch bleiben. Wie ich höre, hast du nur einen Bewohner gesehen, einen alten Mann.«

»Richtig.«

»Keine Spur von anderen?«

»Nein, Sir.«

»Gut. Hör mir zu, Barry: Du, Eben und Robert, ihr müsst euch für den Notfall bereithalten. Wenn du den Anruf erhältst, geh rein und hol sie raus, um jeden Preis. Hast du

mich verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Aber das gilt nur für den Notfall und nur, wenn sie die Polizei gerufen hat. Wir wissen nicht, warum sie sie noch nicht benachrichtigt hat, aber sie könnte es jederzeit tun, und dann dauert es fünf Minuten, ehe wir Bescheid wissen.«

»Richtig.« Seine Stimme klang besorgt.

»Und was immer du tust, schnapp dir die Tasche.«

»Okay.«

»Und wir können keine Zeugen gebrauchen.«

»Ich habe keine Waffe.«

»Barry, Barry, was habe ich dir beigebracht?«

»Anpassen, Improvisieren und Siegen.«

»Exakt. Aber vielleicht ist es auch gar nicht nötig, denn wir gehen davon aus, dass alles reibungslos verläuft. Es kann zwanzig, dreißig Minuten dauern, den Ablauf zu organisieren, damit die Aktion schnell, leise und sauber über die Bühne geht. Bis dahin bist du mein wichtigster Mann, Barry. Wenn wir anrufen, geh rein! Wenn sie das Haus verlässt, schnapp sie dir! Keine Fehler! Wir können uns keine weiteren Fehler erlauben. Hast du das verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Bist du sicher? Bist du dir über alle Konsequenzen im Klaren?«

»Ja, das bin ich.«

»Gut.«

Als der Grauhaarige das Handy wieder in die Hosentasche steckte, sah er den Polizeihubschrauber, der über die Tafelbaai angeflogen kam, genau auf ihn zu. Er verfolgte ihn mit den Augen, bis er tief über die Stadt hinwegschwenkte.

Die uniformierten Kollegen blieben mit ihren Maschinenpistolen und kugelsicheren Westen draußen stehen, während Vusi drinnen bei der Verwalterin des Komplexes saß. Sie erinnerte ihn an Brotteig, bleich und formlos, sogar ihre Stimme war ohne Charakter.

»De Klerk wohnt in A6. Er hat das Haus nicht gemietet, es gehört ihm. Ich sehe ihn nur selten. Seine Umlagen werden abgebucht.«

Sie hatte ein Schlafzimmer ihres Stadthauses als Büro eingerichtet und saß vor einem kleinen, billigen Resopalschreibtisch. Hinter einem Computerbildschirm und einer Tastatur hing ein weißes Melaminbücherbord mit Aktenordnern, von denen nun einer aufgeschlagen neben der Tastatur lag. Vusi stand an der Tür.

»Ist er noch hier?«

»Ich weiß nicht.« Die bloße Feststellung einer uninteressanten Tatsache.

»Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Ich glaube, das war im November.«

»Also ist er im November zum letzten Mal zu Hause gewesen?«

»Ich weiß es nicht. Ich komme nicht oft raus.«

»Wissen Sie, wie er telefonisch zu erreichen ist?«

Sie sah nach. »Nein.«

»Können Sie ihn beschreiben?«

»Er ist noch jung.« Sie tippte mit einem dicken Zeigefinger auf die Unterlagen. »Sechszwanzig.« Sie hob wieder den Blick und sah in Vusis fragendes Gesicht. »Ziemlich groß. Braune Haare.«

»Wo arbeitet er?«

Der Zeigefinger wanderte über das Dokument in der Akte. »Hier steht unter ›Beruf‹ nur: ›Berater‹.«

»Kann ich bitte mal nachsehen?«

Sie schob ihm die Akte zu. Er zog sein Notizbuch und seinen Stift hervor, legte beides auf die Gegenseite des Formblattes und sah sich die Eintragungen an.

Anfangsbuchstaben der Vornamen und Nachname: *J. M. de Klerk*. Dazu die Nummer eines Personalausweises.

Haustyp: Drei-Zimmer-Doppelhaus

Status: Besitzer und Bewohner

Untervermietung: nein

Umlagen: 800 Rand p. M.

Kaufdatum: 1. April 2007

Beruf: Berater

Postadresse: Einheit A6, Atlantic Breeze 24, Parklands 7441

Firmenanschrift: k. A.

Telefon (zu Hause): k. A.

Telefon (tagsüber): k. A.

Handy: k. A.

Adressen und Kontaktdaten Angehöriger: k. A.

Eine hastige Unterschrift unter einer Erklärung, dass er die Regeln und Vorschriften innerhalb des Komplexes akzeptierte.

»Fährt er einen Land Rover Defender?«

»Weiß ich nicht.«

Vusi schob ihr den Ordner zurück. »Vielen Dank«, sagte er und fügte hoffnungsvoll hinzu: »Haben Sie einen Schlüssel zu seinem Haus?«

»Ja.«

»Könnten Sie uns bitte aufschließen?«

»Laut Vorschrift brauche ich dafür einen Durchsuchungsbeschluss.«

Bennie Griessel saß in der Leitstelle der Caledonplein-Wache, eine Karte der Stadt auf dem Tisch ausgebreitet, sein Notizbuch und sein Stift darauf. Er hörte zu, wie der junge Sersant mit jedem Streifenwagen die Route durchsprach, die die Kollegen abgefahren hatten. Er machte sich hastig Aufzeichnungen und versuchte, sich vorzustellen, wo sie sein könnte, wohin sie unterwegs war, was sie unternehmen mussten. Er hatte Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren – es gab einfach zu viele Möglichkeiten und Unwägbarkeiten.

Sein Handy klingelte. Er gab dem Sersanten ein Zeichen, den Funkkontakt für einen Augenblick zu unterbrechen, warf einen raschen Blick auf das Display und nahm den Anruf an.

»Vusi?«

»Bennie, wir brauchen einen Durchsuchungsbeschluss, um in das Haus reinzukommen.«

»Ist er nicht da?«

»Nein, ich glaube nicht. Wir klopfen gleich mal an, aber die Aufseherin hat einen Schlüssel.« Eine Stimme ertönte im Hintergrund. »Die Verwalterin«, verbesserte sich Vusi.

»Sie hat einen Schlüssel.«

»Die Verdachtsmomente reichen nicht aus für einen Durchsuchungsbeschluss, Vusi. Drei Zahlen eines Kennzeichens ...«

»Hab ich mir schon gedacht. Okay. Ich melde mich wieder.«

Griessel legte das Handy hin, nahm den Stift in die Hand und bedeutete dem Sersanten, er könne fortfahren. Er blickte auf die Karte und fuhr mit der Stiftspitze zu den Kompanjiestuine. Dort hielt sie sich auf.

Sein Instinkt sagte ihm, dass sie dort war, denn er kannte den De Waalpark, er kannte die Bo-Oranje, schließlich wohnte er dort ganz in der Nähe. Das war sein Gebiet, seine Fahrradstrecke: Bo-Oranjestraat, Goewermentslaan, die Tuine. Wenn er sie gewesen wäre, wenn er von Oranjezicht aus ungefähr in Richtung Langstraat hätte flüchten müssen, von Angst getrieben und ohne sich auszukennen, hätte er den Weg zum großen Park in der Innenstadt eingeschlagen.

»Ich brauche zwei Teams in den Kompanjiestuine«, sagte er zu dem Sersanten. »Aber sie sollen vorher reinkommen und sich Fotos abholen.«

Piet van der Lingen hörte die junge Frau im Badezimmer schluchzen. Er stand, ein wenig gebeugt, vor der Tür, die Hand zu einem sanften Anklopfen erhoben. Er wollte sie nicht erschrecken.

»Rachel!«, sagte er leise.

Das Schluchzen verstummte.

»Rachel?«

»Woher wissen Sie, wie ich heiße?«

»Die Polizistin hat es mir gesagt. Du heißt Rachel Anderson und kommst aus Lafayette in Indiana.«

Es blieb lange still, ehe die Tür langsam aufging und sie zum Vorschein kam, immer noch mit verweintem Gesicht.

»West Lafayette, um genau zu sein«, antwortete sie.

Der alte Mann lächelte mitfühlend. »Komm, meine Liebe. Das Essen ist fast fertig.«

Fransman Dekker erzählte der dicken Inspekteurin Mbali Kaleni von dem Geld, das an Jack Fischer und Partner geflossen war, zehntausend Rand. Im selben Augenblick wurde ihm klar, wie er auf einen Schlag gleich mehrere Probleme gleichzeitig lösen konnte. Er überlegte sich eine Strategie, während er weitererzählte – er musste ihr sehr geschickt den Köder hinwerfen, denn sie war bekannt dafür, dass sie schnell Lunte roch.

»Die Bloemfontein-Sache ist der Schlüssel«, sagte er, sorgfältig darauf bedacht, sich seine diebische Freude nicht anmerken zu lassen und die richtigen Worte zu finden.

»Aber die Leute bei Fischer sind gerissen. Meinst du, du schaffst das?«

Sie stieß einen verächtlichen Kehllaut aus. »Gerissen?« Sie stand auf. »Das sind auch bloß Männer«, sagte sie auf dem Weg zur Tür.

Dekker fühlte sich erleichtert, ließ sich aber nichts anmerken. »Sie sind alte Füchse«, warnte er.

Sie öffnete die Tür. »Überlass Bloemfontein ruhig mir.«

Nachdem Vusi Ndabeni mehrmals angeklopft hatte, erst an der Vorder-, dann an der Hintertür, schickte er die Kollegen zu den angrenzenden Häusern, um herauszufinden, ob jemand de Klerk kannte. Er blieb zurück, und von der kleinen Terrasse aus spähte er neben dem großen Kugelgrill auf Rädern durch den einzigen Schlitz zwischen den Gardinen.

Er blickte in ein offenes Wohn-Esszimmer und eine ebenfalls offene Küche im Hintergrund. Auf einem Küchenschrank stand eine offene Bierflasche. Im Wohnzimmer erkannte er ein mit dunklem Stoff bezogenes Sofa, und genau vor seiner Nase ragte die Ecke eines riesigen Plasmafernsehers in sein Blickfeld.

Kein Teppich auf dem Fliesenboden. Die Bierflasche konnte schon seit Wochen dort stehen. Die Asche im Grill ließ ebenfalls keine Rückschlüsse zu.

Vusi stand im Schatten des kleinen Balkons, den Blick auf die handtuchgroße Rasenfläche, und wartete auf die Rückkehr seiner Kollegen.

Die Verwalterin hatte ihm erzählt, dass diese kleinen Stadthäuser letztes Jahr für knapp eine Million weggegangen waren: zwei Schlafzimmer und ein Badezimmer oben, großes Wohnzimmer, offene Küche und Gäste-WC unten. Ein neuer Land Rover von über dreihunderttausend. Großer, moderner Fernseher. Wie konnte ein Sechszwanzigjähriger sich das leisten?

Drogen, dachte Vusi unwillkürlich.

Dann kehrten die Kollegen wieder zurück. Man sah ihnen schon von weitem an, dass sie nichts zu berichten hatten. Plötzlich hatte Vusi das Gefühl, dass ihm die Zeit davonlief. Er eilte ihnen entgegen. Er wollte schnellstmöglich zurück in die Stadt, ins Van Hunks, denn dort lag der Schlüssel zu diesem ganzen Fall.

Die Situation kam ihr surrealistisch, unwirklich vor. Der alte Mann in seinem tadellosen weißen Hemd rückte ihr den Stuhl zurecht. Der herrliche Duft von gebratenem Speck weckte plötzlich ihren Hunger. Rachel hätte ein ganzes Pferd vertilgen können! Der Tisch war hübsch für zwei gedeckt. Von einer großen Glasflasche mit Orangensaft perlten Kondensströpfchen, so dass sie plötzlich schrecklichen Durst auf dieses süße, kalte Getränk verspürte.

Der alte Mann ging hinüber an den Herd und fragte, ob sie Käse und Speck auf ihr Omelett wolle. Rachel sagte: »Ja, bitte!« Er ermunterte sie, von dem Orangensaft zu trinken. Sie schenkte sich mit leicht zitternder Hand ein, führte das Glas zum Mund und musste sich beherrschen, um nicht zu gierig zu trinken.

Ob er ihr zwei Scheiben Brot toasten solle?

Ja, bitte.

Er war nun eifrig beschäftigt, zerließ Butter, fügte Eigelbe zum aufgeschlagenen Eiweiß, zog sie unter und gab etwas von der Mischung in die Pfanne. Gebratene Speckstückchen warteten neben einem Teller mit geriebenem Käse. Er stellte die Pfanne auf eine Gasflamme.

Obwohl er allein sei, decke er immer für zwei, erzählte er, seit dem Tod seiner Frau. Nein, eigentlich schon früher, als sie krank war, da habe er die alte Gewohnheit beibehalten, auch wenn sie bettlägerig war. Auf diese Weise habe er sich weniger allein gefühlt. Jetzt betrachte er es als großes Glück, dass jemand bei ihm am Tisch sitze. Sie möge bitte entschuldigen, wenn er so viel rede, er habe nicht oft Gesellschaft. Er habe nur seine Bücher, sie seien ihm zu Gesprächspartnern geworden. Wann sie zum letzten Mal etwas gegessen habe?

Sie musste nachdenken. Gestern Nachmittag, antwortete sie und dachte an die Riesenburger, die sie gegen vier Uhr in einem Imbiss gegessen hatten, der fast aussah wie die amerikanischen Diner der sechziger Jahre. »Was für eine Bruchbude«, hatte Erin gemeckert, und an dieser Stelle schottete Rachel ihr Gedächtnis ab, denn sie wollte sich nicht daran erinnern.

Ihr Gastgeber verteilte Speck und Käse auf dem Omelett, öffnete die Ofenklappe, nahm die Pfanne von der Gasflamme, stellte sie vorsichtig hinein und schloss die Klappe. Er drehte sich wieder zu ihr um. »Ein Omelett fällt schnell in sich zusammen, wenn man nicht aufpasst«, erklärte er. Er sah, dass ihr Glas leer war, und schenkte ihr von dem Saft nach. Sie sagte »Danke«, begleitet von einem kurzen, aufrichtigen Lächeln.

Dann trat ein Schweigen ein, das sich aber nicht unbehaglich anfühlte.

»Ihre Bücher?«, fragte sie, um das Schweigen zu durchbrechen, aus Höflichkeit, aus Dankbarkeit.

Er erzählte, er sei Historiker gewesen. »Aber jetzt bin ich nur noch ein alter Mann mit zu viel Zeit. Mein Sohn ist Arzt und lebt in Kanada. Er mailt mir regelmäßig und rät mir, weiter zu arbeiten, ich hätte noch viel zu geben.«

Er bückte sich, sah in den Ofen und sagte: »Fast fertig. Ich schreibe an einem Buch. Ich habe mir vorgenommen, dass es mein letztes wird. Es handelt vom Wiederaufbau Südafrikas nach dem Zweiten Freiheitskrieg, dem Burenkrieg. Ich schreibe es für meine Leute, die Afrikaner, damit sie erkennen, dass sie dasselbe durchgemacht haben wie die Schwarzen heute. Auch sie waren unterdrückt, auch sie waren bettelarm, heimatlos, am Boden. Aber auch sie sind durch positive Diskriminierung wieder erstarkt. Und durch wirtschaftliche Inbesitznahme. Die Parallelen sind vielfältig. Die Engländer beschwerten sich über Behörden, die auf einmal nicht mehr richtig funktionierten, weil sie von unfähigen Afrikanern übernommen worden waren ...«

Mit Topflappen in den Händen öffnete er die Ofentür. Das Omelett war in der Pfanne hoch aufgegangen und der Käse geschmolzen. Der Duft stieg ihr in die Nase, und ihr lief das Wasser im Mund zusammen. Mit einem Spatel schob er das Omelett auf einen schneeweißen Teller, klappte es geschickt zusammen und brachte es ihr.

»Catsup?«, fragte er mit schalkhaft funkelnden Augen hinter den großen runden, goldgefassten Brillengläsern. »So nennt ihr das doch, oder? Wir haben hier so etwas Ähnliches.«

»Nein, danke, das sieht köstlich aus!«

Er schob ihr Salz und Pfeffer zu und erklärte, er habe verlernt, Salz zu benutzen, weil er auf Anraten seines Sohnes keins mehr verwende, und sein Geschmackssinn habe ohnehin nachgelassen. Deshalb könne es sein, dass das Omelett zu wenig gewürzt sei.

»Das Problem bei Omelett ist, dass ich immer nur eins auf einmal zubereiten kann. Fang ruhig schon mal an, während ich meines mache.«

Wieder wirtschaftete er am Herd herum. Sie griff nach Messer und Gabel, schnitt das luftige Ei an und führte einen Bissen zum Mund. Ihr Hunger war überwältigend, und das schmelzzarte Gericht schmeckte wirklich köstlich.

»Aber es wird auch ein Buch für die Schwarzen«, fuhr der ehemalige Historiker fort. »Die Afrikaner haben sich wieder regeneriert, eine bemerkenswerte Leistung. Doch dann haben sie ihre Macht missbraucht. Und jetzt gibt es Anzeichen dafür, dass die schwarze Regierung ebenfalls dazu neigt. Ich befürchte allerdings, sie begeht dieselben Fehler wie ihre Vorgänger. Das wäre zu schade! Unser Land hat ein so großes Potential, erstklassige, gut ausgebildete Leute, die nur ein Ziel haben: ihren Kindern eine Zukunft ermöglichen. Und zwar hier, nicht in Kanada.«

Wieder stellte er die Pfanne in den Ofen. Er sagte, er liebe Käse über alles. Zwar behaupte sein Sohn, Milchprodukte seien nicht gesund, aber er halte dagegen, das mache mit neunundsiebzig auch nichts mehr aus. Er lächelte mit seinen weißen, regelmäßigen falschen Zähnen. Der Toast! Den hatte er glatt vergessen ... Er schnalzte mit der Zunge, nahm zwei Brotscheiben aus einer Plastiktüte und schob sie in den Toaster.

»Wunderbar!«, seufzte sie, und tatsächlich hatte sie ihr Omelett bereits zur Hälfte verspeist.

»Soll ich uns eine gute Tasse Kaffee aufbrühen? Im Bo-Kaap gibt es eine hervorragende Rösterei. Die frischen Bohnen mahle ich selbst.«

»Das wäre herrlich.« Am liebsten wäre Rachel aufgestanden und hätte ihn umarmt. Ihr Kummer lastete groß und schwarz auf ihr und wurde nur von seinem Feuereifer und seiner Gastfreundschaft in Schach gehalten.

Er öffnete die Tür eines Küchenschrank und nahm eine große silberne Büchse heraus. Er dürfe nur nicht sein Omelett im Ofen vergessen! Das sei das Dilemma des Älterwerdens, das Vergessen. In seiner Jugend habe er so viele Dinge gleichzeitig geschafft, und jetzt sei das Einzige, woran er sich erinnern könne, seine Jugend. Er schöpfte Bohnen in eine Kaffeemühle, drückte einen Knopf. Das durchdringende Kreischen von Messern, die Bohnen zerkleinerten, hallte in der Küche wider. Er murmelte etwas vor sich hin, sie sah nur, wie er die Lippen bewegte. Er mahlte den Kaffee fertig, schob den Filter der Kaffeemaschine auf und gab das Pulver hinein. Er griff zu den Topflappen und öffnete die Herdklappe.

»Eine Mischung aus Cheddar und Gruyère, riecht immer besser, als sie schmeckt. So geht das im Alter: Der Geruchssinn bleibt länger intakt als der Geschmackssinn.«

Der Toaster spuckte zwei Scheiben aus. Er brachte sie ihr auf einem kleinen Teller. »Ein wenig Grünfeigenchutney? Ich habe einen sehr guten Camembert dazu, dick und sahnig, aus einer kleinen Käserei in der Nähe von Stellenbosch«, sagte er, öffnete schon mal den Kühlschrank und holte ihn heraus, ehe sie etwas erwidern konnte.

Er kehrte an den Ofen zurück, schob sein Omelett auf einen Teller, brachte es an den Tisch und setzte sich. Er aß einen Bissen. »Oft gebe ich auch Feta zu meiner Spezialmischung, aber das könnte für eine junge Frau zu salzig sein. Der Kaffee!« Er sprang mit erstaunlicher Energie wieder auf und füllte Wasser in die Kaffeemaschine. Er

verschüttete ein wenig und wischte es mit einem weißen Lappen weg. Dann schaltete er die Maschine ein und setzte sich wieder.

»West Lafayette. Da bist du aber weit weg von zu Hause.«

Im sechzehnten Stock des Apartmenthauses stand der Mann mit dem kurzgeschnittenen grauen Bart vor dem Fenster, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Scharf hob sich seine Silhouette vor dem sonnenbeschienenen Panorama der Stadt ab.

Vor ihm standen die sechs jungen Männer. Unbeeindruckt sahen sie ihn an, abwartend, drei schwarz, drei weiß. Ihnen allen gemeinsam waren ihre Jugend, ihre durchtrainierten Körper und ihre Unerschrockenheit.

»Es sind Fehler gemacht worden«, sagte der Mann auf Englisch mit einem auffälligen Akzent. »Lernt daraus. Ich übernehme ab jetzt das Kommando. Betrachtet das nicht etwa als Zeichen des Misstrauens, sondern nutzt die Gelegenheit, um etwas dazuzulernen.«

Ein, zwei von ihnen nickten kurz. Sie wussten, dass er es nicht mochte, wenn sie Gefühle zeigten.

»Die Zeit arbeitet gegen uns. Deswegen will ich mich kurz fassen. Unser Freund bei der Metro stellt uns ein passendes Fahrzeug zur Verfügung, einen Transporter, der schon seit vier Monaten in der Garage von Groenpunt steht, ohne dass ihn jemand eingefordert hätte. Geht ihn holen, Oerson wartet am Tor. Lasst den Kleinbus im Parkhaus des Victoria Junction-Hotels zurück.«

Er hob einen glänzenden Metallkoffer vom Boden auf und legte ihn vor sich auf den Tisch. Dann sah er einen der jungen Männer an. »Die Taurus?«

»Liegt im Hafenbecken.«

»Gut so.« Der Graubärtige öffnete die Verschlüsse des Koffers auf dem Tisch und drehte diesen um, so dass die jungen Männer den Inhalt sehen konnten. »Vier Stechkin APS, das ABP-Modell. Das B steht für *Bes-shumnyj*, der russische Begriff für »stilk, denn der Lauf ist ausgebohrt, um eine geringere Drehgeschwindigkeit der Munition zu erzielen, und zusätzlich wird ein Schalldämpfer mitgeliefert. Die Waffe ist fünfunddreißig Jahre alt, aber die verlässlichste Automatikpistole der Welt. Neun Millimeter, zwanzig Patronen im Magazin. Die Munition ist weniger als sechs Monate alt. Die Schalldämpfer bedeuten allerdings nicht, dass man den Schuss nicht hört. Der Knall erinnert an eine ungedämpfte 2.2-Pistole, laut genug, um Aufmerksamkeit zu erregen, was wir nicht wollen. Die Waffen sind nur für den Notfall. Verstanden?«

Alle nickten, begehrlche Blicke auf die Waffen gerichtet.

»Sie hat eine erheblich höhere Durchschlagskraft als die Taurus. Denkt daran! Die Nummern sind abgefeilt, so dass man die Waffen nicht mit uns in Verbindung bringen kann. Achtet darauf, Handschuhe zu tragen, und werft sie weg, sobald es nötig ist.«

Er hielt einen Augenblick inne, falls es noch Fragen gab.

»Na schön. Wir gehen folgendemaßen vor.«

Inspekteur Fransman Dekker war auf dem Weg zum Arbeitsplatz von Natasha Abader, als ein hochgewachsener Weißer ihn aufhielt.

»Sind Sie von der Polizei?«

»Ja«, antwortete Dekker. Das Gesicht des Mannes kam ihm irgendwie bekannt vor.

»Mein Name ist Iván Nell«, sagte der Mann, mit einer Betonung, als müsse man seinen Namen kennen.

»Habe ich Sie nicht schon mal im Fernsehen gesehen?«

»Doch, ich war einer der Mentoren in *Superstars*.«

»Sie sind Sänger.«

»Stimmt.«

»Meine Frau hat sich *Superstars* gerne angesehen. Freut mich, Sie kennenzulernen. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte, wir haben heute Morgen ziemlich viel zu tun«, sagte Dekker und ging weiter in Richtung Natasha.

»Deswegen bin ich hier«, erklärte Nell. »Wegen Adam.«

Dekker blieb unwillig stehen. »Inwiefern?«

»Ich glaube, ich bin der Letzte, der ihn lebend gesehen hat.«

»Gestern Abend?« Dekker war jetzt ganz Ohr.

Nell nickte. »Wir haben bis um zehn Uhr im Bizerca Bistro beim Abendessen gegessen. Hier in der Nähe, am Pier Place.«

»Und danach?«

»Danach bin ich nach Hause gegangen.«

»Aha.« Dekker dachte einen Augenblick lang nach. »Und er?«

»Ich weiß nicht, wohin Adam gegangen ist. Aber als ich es heute Morgen im Radio gehört habe ...« Nell blickte sich zu den anderen um, die offenbar für seinen Geschmack zu dicht in ihrer Nähe waren, darunter auch Natasha, die aufgestanden und auf sie zugekommen war. »Können wir uns irgendwo unter vier Augen unterhalten?«

»Worüber?«

Nell rückte näher an Dekker heran und sagte gedämpft: »Ich glaube, sein Tod könnte etwas mit unserem Gespräch gestern Abend zu tun haben, ich weiß nicht ...«

»Worüber haben Sie denn geredet, Meneer Nell?«

Nell schien sich unbehaglich zu fühlen. »Können wir uns nicht irgendwo anders unterhalten?« Ein drängendes Flüstern.

Dekker unterdrückte einen Seufzer. »Sie müssen sich schon noch einen Augenblick gedulden.«

»Natürlich. Ich möchte nur nicht, dass Sie denken, Sie wissen schon ...«

»Nein, Meneer Nell, ich weiß es nicht«, erwiderte Fransman Dekker. Er sah Natasha an, die geduldig einige Schritte von ihnen entfernt wartete, dann wandte er den Blick

wieder Nell zu. »Wie gesagt, es kann einen Moment dauern.«

»Ich warte.«

Herumzusitzen und zu warten fiel Bennie Griessel schwer. Deshalb verließ er die Leitstelle und ging durch die belebte Wache und die Sicherheitsschleuse hinaus auf die Buitenkantstraat, den Kopf voll, die Stimmung gedrückt. Sie würden sie nicht finden. Er hatte inzwischen vierzehn Streifenwagen im Einsatz, die nach einem ausgefeilten Raster nach ihr suchten. Ein weiterer Einsatzwagen stand in der Langstraat. Ein Team bewachte das Cat & Moose. Er hatte zehn Zwei-Mann-Fußstreifen, von denen zwei den Kompanjiestuin durchsuchten. Der Helikopter war von Table View zurückgekehrt und hatte die ganze verdammte Stadt abgegrast. Inzwischen suchten sie schon bis hinaus nach Kampsbaai, Bantrybaai und Seepunt, aber noch immer gab es kein Lebenszeichen von dem Mädchen.

Wo konnte sie sein?

Er ging zu seinem Auto, holte die Chesterfields aus dem Handschuhfach, schloss die Tür und blieb auf dem Bürgersteig stehen, das Päckchen Zigaretten in der Hand.

Was übersah er?

Gab es irgendetwas, was ihm im Chaos dieses Vormittags entgangen war? Er kannte dieses Gefühl: An dem Tag, an dem ein Verbrechen geschah, stürmten so viele Informationen auf ihn ein, dass es in seinem Kopf von unzusammenhängenden Puzzleteilchen wimmelte. Er brauchte Zeit, manchmal eine Nacht Schlaf, so dass er die losen Fäden in seinem Unterbewusstsein sortieren und ordnen konnte. Sein Gehirn ähnelte einer trägen Sekretärin, die stur in ihrem eigenen, gemächlichen Tempo arbeitete.

Er zog eine Zigarette heraus und steckte sie zwischen die Lippen.

Er übersah etwas ...

Er schob die Streichholzschachtel auf.

Der Feldmarschall. Jeremy Oerson und seine Suche nach dem Rucksack.

Eilig lief er den Bürgersteig entlang zurück, steckte die Streichhölzer wieder in die Hosentasche, die Zigarette wieder in das Päckchen und betrat die Polizeiwache. War das alles? War das das Einzige, was an die Tür seines Bewusstseins klopfte?

In der Leitstelle fragte er den Kollegen, wo er ein Telefonbuch finden könne.

»In der Bußgeldstelle.«

Griessel machte sich auf den Weg und blätterte bei seiner Rückkehr schon im Gehen darin herum. Ganz hinten standen die Nummern der örtlichen Behörden. Er fand die der Metro, legte das Buch auf den alten Bürotisch aus dunklem Holz, auf dem auch seine Karten, sein Notizbuch, sein Stift und sein Handy lagen, hielt den Finger auf die Nummer und wählte. Zwei Mal ertönte das Freizeichen, dann sagte eine Frauenstimme: »Metropolitan-Polizei Kapstadt, guten Tag, was kann ich für Sie tun?«

»Bitte verbinden Sie mich mit Jeremy Oerson.«

»Bitte bleiben Sie am Apparat«, sagte die Frau, verband ihn weiter, und dann musste Griessel es lange klingeln lassen, bis sich ein Mann meldete: »Metro.«

»Jeremy Oerson?«

»Jeremy ist nicht da.«

»Hier spricht Insp. ... Kaptein Bennie Griessel, SAPS. Wo kann ich ihn erreichen? Es ist ziemlich dringend.«

»Einen Augenblick ...« Der Mann legte eine Hand über das Mikrofon und rief einige unverständliche Worte. »Er kommt sicher gleich wieder. Soll ich Ihnen seine Handynummer geben?«

»Ja, bitte.« Griessel zog Stift und Notizbuch heran.

Der Mann gab ihm die Nummer, Griessel schrieb mit, legte auf und rief unverzüglich an. Oerson meldete sich sofort.

»Jeremy.«

»Bennie Griessel, SAPS, wir haben heute Morgen in der Langstraat miteinander zu tun gehabt.«

»Richtig.« Er klang keineswegs begeistert.

»Haben Sie etwas gefunden?«

»Wo?«

»In der Stadt. Der Rucksack des Mädchens. Sie wollten doch noch weitersuchen.«

»Oh. Ja. Nein, wir haben nichts gefunden.«

Seine ganze Haltung passte Griessel nicht. »Können Sie mir genau sagen, wo sie überall gesucht haben?«

»Da muss ich erst nachfragen. Ich habe mich nicht selbst an der Suche beteiligt. Wir haben auch so genug zu tun, wissen Sie.«

»Ich dachte, die Verbrechensbekämpfung gehöre zu Ihrer Arbeit.«

»Ja, aber Ihr Fall ist nicht der einzige, an dem wir arbeiten.«

Nein, ihr müsst natürlich auch Strafzettel für Falschparker schreiben, dachte Griessel, sagte aber nur: »Und Sie sind sich ganz sicher, dass Sie nichts anderes gefunden haben?«

»Nichts, was dem Mädchen gehört haben könnte.«

»Also haben Sie etwas gefunden?«

»Hören Sie, die Straßen sind mit allem möglichen Kram übersät. Ein ganzer Sack voller Zeug steht in meinem Büro, aber es ist kein Pass oder Portemonnaie oder etwas anderes dabei, was einer Amerikanerin gehört hat.«

»Woher wissen Sie das?«

»Halten Sie mich für blöd?«

Jissis. Griessel holte langsam und tief Luft. »Nein, ich halte Sie nicht für blöd. Wo ist der Sack?«

Oerson zögerte, bevor er antwortete. »Wo sind Sie jetzt?«

»Nein, sagen Sie mir, wo Ihr Büro ist, dann lasse ich ihn holen.«

Natasha Abader schloss Adam Barnards Büro auf und sagte: »Sie brauchen das Passwort, wenn Sie seinen Laptop durchsuchen wollen.«

Sie folgte Dekker in das Büro. An der Wand hingen große eingerahmte Fotos, Barnard an der Seite von Musiker-Stars, ein Bild neben dem anderen: Männer, die Barnard den Arm um die Schulter legten, Frauen, die ihn umhalsten. Jedes Foto trug ein Autogramm und eine Widmung in dickem schwarzen Edding. »Danke, Adam!«, »Adam for President!«, »In Liebe und Dankbarkeit«, »Der Star an meinem Himmel«, »Du bist mein Liebling«. Herzen, Kreuzchen, die Küsse bedeuteten, Musiknoten.

Dekker musterte den Schreibtisch, auf dem sich Melinda Geyser nach eigener Aussage Barnard hingegeben hatte. Außer dem Laptop war nichts zu sehen. Seine Phantasie ging mit ihm durch. Melinda lag mit dem Rücken auf dem großen Holztisch, splitterfasernackt, die Beine über die Schultern des stehenden Adam, den Mund ekstatisch geöffnet, während Barnard sie bumste, unter Geräuschen, die durch die Wände nach draußen drangen.

Dekker sah Natasha schuldbewusst an, aber ihre Aufmerksamkeit galt dem Laptop. Ihre Augenbrauen waren fragend hochgezogen.

»Was ist?«

»Adam hat seinen Rechner angelassen.«

Dekker umrundete den Schreibtisch und stellte sich neben sie. Er roch ihr Parfüm. Subtil. Sexy. »Und?«

»Das hat er sonst nie getan. Normalerweise schalte ich ihn ein, wenn ich reinkomme, so dass er ...«

Der Bildschirmschoner war zu sehen, das Logo von AfriSound, das wie eine kleine Flagge flatterte und wehte. Natasha verschob die Maus, der Bildschirmschoner verschwand, und ein Passwort wurde verlangt. Natasha bückte sich, um es einzugeben. Ihre langen Fingernägel tickten auf den Tasten und ihr Ausschnitt öffnete sich weit.

Dekker hatte einen hervorragenden Einblick und konnte seine Augen nicht abwenden. Ihre Brüste waren klein, fest, perfekt.

Plötzlich richtete sie sich auf. Hastig blickte er auf den Bildschirm. Kein Programm war geöffnet.

»Ich muss mir seine E-Mails ansehen.«

Sie nickte, bückte sich wieder, arbeitete mit der Maus. Warum setzte sie sich nicht? Oder wusste sie, wo er hinschaute?

»Wo ist sein Terminkalender?«

»Er hat seine Termine mit Outlook verwaltet. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.« Wieder arbeitete sie mit der Maus, klickte hier und da. »Sie können mit der Alt- und der Tabulatortaste zwischen den E-Mails und dem Terminkalender hin- und herspringen«, sagte sie. Sie machte ihm Platz, und er setzte sich in den großen bequemen Bürostuhl.

»Danke«, sagte er. »Kann ich Ihnen auch ein paar Fragen stellen?«

Sie ging zur Tür. Im ersten Augenblick dachte er, sie habe ihn geflissentlich überhört, doch sie schloss die Tür, kehrte zurück und setzte sich ihm gegenüber. Sah ihm genau in die Augen.

»Ich weiß, was Sie mich fragen wollen.«

»Was denn?«

»Sie wollen wissen, ob ich und Adam ... Sie wissen schon.«

»Warum sollte ich danach fragen?«

Gleichgültig zuckte sie mit den Achseln. Eine sinnliche Bewegung, aber er vermutete, dass sie sich dessen nicht bewusst war. Sie wirkte bedrückt, fast als trauere sie. »Sie werden uns doch alle befragen«, stellte sie fest.

Plötzlich wollte er es wirklich wissen, aber aus einem anderen Grund. »Und, war es so?« Sein Verstand sagte: Fransman, was tust du da? Dabei wusste er genau, was er tat – er brachte sich in Schwierigkeiten, konnte sich aber einfach nicht beherrschen.

»Ja.« Natasha senkte den Blick.

»Hier?« Er zeigte auf den Schreibtisch.

»Ja.«

Warum hatte sie mit diesem weißen Mann geschlafen, einem Weißen in den mittleren Jahren, obwohl sie schön genug war, um als Titelmodell für Modezeitschriften zu posieren? Er wollte herausfinden, ob das bedeutete, dass sie leicht zu haben war. Verfügbar. Für ihn.

»Und heute Morgen bin ich froh, dass ich es getan habe«, fügte sie hinzu.

»Weil er tot ist?«

»Ja.«

»Es gibt eine Menge Gerüchte über ihn und ... die Frauen.«

Sie antwortete nicht.

»Hat er Frauen belästigt?«

»Nein!«, antwortete sie empört.

»Haben Sie gestern etwas mitbekommen? Als Melinda hier war?«

»Ja«, antwortete sie, ohne zu erröten oder den Blick abzuwenden.

»Wissen Sie, warum er Melinda herkommen ließ?«

»Nein. Ich habe nur auf seinem Terminkalender gesehen, dass ein Treffen mit ihr eingetragen war.«

»Aber normalerweise war Jos immer dabei.«

Wieder dieses Achselzucken.

»Ich kann das nicht verstehen: Drei Leute haben mitgekriegt, wie Barnard eine Gospelsängerin in seinem Büro ... verhascht hat.« Er deutete mit den Fingern

Anführungszeichen um das Wort an. »Und niemand wundert sich darüber. Was für eine Firma ist das hier?«

Sie ärgerte sich. Er erkannte es an ihrer Körpersprache, an der Art, wie sie den Mund verzog, die Lippen fest und säuerlich aufeinandergepresst.

»Komm schon, *suster*, was macht das für einen Eindruck?«

»Nennen Sie mich bloß nicht ›Schwester!‹«

Er wartete auf eine Erklärung, aber sie saß einfach nur wortlos da.

»Hat Adam Barnard letzte Woche Ihnen gegenüber eine DVD erwähnt? Eine Sendung, die er per Post erhalten hatte?«

»Nein.«

»Wissen Sie, wer ihn erschossen hat?«

Es dauerte eine Weile, bis Natasha antwortete, unwillig, fragend: »Jos Geyser?«

»Nein, wahrscheinlich nicht.«

Sie wirkte erstaunt und strich die langen Haare mit einer geübten Bewegung über die Schulter zurück.

»Wieso glauben Sie, dass es Jos war?«

»Ich habe ihn gestern gesehen. Wütend genug war er. Und er ist ... komisch.«

»Komisch?«

Wieder zog sie die Schultern hoch, wodurch sich ihr Busen unter dem dünnen, festen Stoff auf erregende Weise bewegte. »Ein Gladiator, der zum Gospelsänger geworden ist. Finden Sie das nicht komisch? Und wie der aussieht ...«

»Ich kann ihn schlecht wegen seines Aussehens einsperren. Wer hatte sonst noch etwas gegen Adam Barnard?«

Natasha stieß einen verbitterten Laut aus. »Wir sind hier im Musik-Business!«

»Und das heißt?«

»Alle haben ab und zu Krach miteinander.«

»Und alle bumsen miteinander.«

Das ärgerte sie wieder.

»Wer sonst wäre wütend genug auf ihn gewesen, um ihn zu erschießen?«

»Ich weiß es nicht genau.«

Dann stellte er die Frage, die ihn am meisten beschäftigte: »Warum waren ... die Frauen so verrückt nach ihm? Er war doch schon über fünfzig ...«

Sie stand auf und verschränkte die Arme unter der Brust, kalt und erbost. »Er wäre demnächst zweiundfünfzig geworden. Im Februar.«

Er wartete auf eine Antwort, die aber nicht kam. Er hakte nach: »Warum?«

»Es hat nichts mit dem Alter zu tun, sondern mit der Ausstrahlung.«

»Der Ausstrahlung?«

»Ja.«

»Was heißt Ausstrahlung?«

»Das kann man nicht so genau beschreiben, das ist unterschiedlich.«

»Was für eine Ausstrahlung hatte er?«

»Das würden Sie nicht verstehen.«

»Erklären Sie's mir.«

»Er strahlte Macht aus. Und zwar sehr stark.« Wieder blickte sie ihm herausfordernd in die Augen und fügte hinzu: »Frauen lieben die Macht des Geldes, und er besaß diese Macht. Außerdem bedeutete er für viele Frauen eine entscheidende Stufe auf der Karriereleiter. Er war in der Position, sie reichen Prominenten vorzustellen. Aber es gibt noch eine andere Art der Macht, die ganz und gar unwiderstehlich ist – die Macht, jemand anderem zur Macht zu verhelfen.«

»Jetzt habe ich den Faden verloren.«

»Der zweite Preis für eine Frau ist ein mächtiger Mann an ihrer Seite. Den ersten Preis gewinnt sie, wenn es ihr gelingt, selbst so viel Macht zu erlangen, dass sie keinen Mann in ihrem Leben braucht. Und diese Macht konnte Adam Barnard einer Frau verleihen.«

»Den Sängerinnen? Er konnte ihnen zu Ruhm und Reichtum verhelfen?«

»Genau.«

Dekker nickte langsam. Sie zögerte noch einen Augenblick; dann drehte sie sich um und ging zur Tür.

»Aber Sie sind keine Sängerin«, bemerkte er.

Mit der Hand auf dem Türgriff antwortete sie, ohne sich umzudrehen: »Der zweite Preis ist auch nicht schlecht.«

Sie öffnete die Tür und ging hinaus.

»Schicken Sie mir diesen Nell rein, bitte!«, rief er ihr nach, war sich aber nicht sicher, dass sie ihn gehört hatte.

Alexa Barnard bemerkte, dass jemand neben ihrem Bett stand.

Sie schlug die Augen auf, fühlte den dumpfen Schmerz in ihrem Unterarm und das Gewicht ihres Körpers. Sie nahm den fremden Geruch des Krankenzimmers wahr und sah – rechts neben ihrem Bett – große Augen hinter dicken Brillengläsern. Sie versuchte, genauer hinzusehen, und schloss dann erneut die schweren Lider.

»Mein Name ist Victor Barkhuizen, und ich bin Alkoholiker«, sagte eine Männerstimme, sehr leise, sehr sympathisch.

Sie öffnete die Augen wieder. Es war ein alter Mann.

»Bennie Griessel hat mich gebeten, bei Ihnen vorbeizuschauen. Der Ermittler. Wir kennen uns von den Anonymen Alkoholikern. Ich möchte nur, dass Sie wissen: Sie sind nicht allein.«

Ihr Mund war staubtrocken. Sie fragte sich, ob das an den Medikamenten lag, den Schlafmitteln, die man ihr gegeben hatte.

»Sind Sie der Arzt?«, fragte sie, aber ihre Zunge klebte am Gaumen, die Lippen waren wie betäubt, sie bekam die Worte nicht deutlich heraus.

»Sie brauchen nicht zu reden. Ich bleibe einfach für eine Weile hier neben Ihnen sitzen und hinterlasse nachher bei der Stationsschwester meine Telefonnummer. Heute Abend komme ich wieder.«

Sie drehte ihm mühsam den Kopf zu und schaffte es, die Augen zu öffnen. Er war klein und gebeugt, glatzköpfig und bebrillt, und seine wenigen verbliebenen Haare hingen ihm in einem langen grauen Flechtzopf über den Rücken. Sie streckte ihm mühsam die rechte Hand hin. Er nahm sie und hielt sie fest.

»Sie sind der Arzt«, versuchte Alexa es noch einmal.

»Und ich habe mich selbst kuriert.«

»Ich rauche auch noch«, sagte sie.

»Nur Mut, Sie schaffen das ganz sicher.«

Sie wusste nicht, ob man das Lächeln auf ihrem Gesicht erkennen konnte. »Danke«, sagte sie nur und schloss die Augen wieder.

»Schon in Ordnung.«

Plötzlich blitzte durch die Nebelschleier, die in ihrem Gehirn waberten, ein Gedanke auf. Eine Nachricht. Sie musste ihm etwas mitteilen. Ohne die Augen noch einmal aufzuschlagen, sagte sie: »Der Ermittler ...«

»Bennie Griessel.«

»Ja. Ich habe ihm etwas zu erzählen.«

»Ich kann es ihm ausrichten.«

»Sagen Sie ihm bitte, er soll herkommen. Es geht um Adam ...«

»Ich werde ihm Bescheid geben.«

Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch es schlüpfte ihr wie ein silbrig-glatter Fisch aus den Händen in das dunkle Wasser des Vergessens. Sie seufzte, spürte Victor Barkhuizens Hand und drückte sie, langsam, nur um sicherzugehen, dass sie noch da war.

»Ich würde gerne meinen Vater anrufen. Natürlich würde ich für das Gespräch bezahlen«, sagte Rachel Anderson, während sie half, die Teller zum Spülbecken zu tragen, seinen Protesten zum Trotz.

»Das ist doch nicht nötig!«, sagte er. »Das Telefon steht auf meinem Tisch im Arbeitszimmer.« Dann lachte er. »Hoffentlich findest du es! Geh ruhig, ich wasche in der Zwischenzeit ab.«

»Nein«, erwiderte sie. »Ich will wenigstens abwaschen.«

»Auf gar keinen Fall.«

»Bitte, ich bestehe darauf. Ich wasche unheimlich gerne ab.«

»Wie charmant du flunkern kannst!«

»Das ist wahr! Zu Hause erledige ich immer den Abwasch.«

»Dann machen wir es eben zusammen«, sagte er, während er Spülmittel über die Teller spritzte und die Hähne aufdrehte. »Du wäschst ab, und ich trockne ab und räume das Geschirr weg. Wohnst du noch bei deinen Eltern?«

»Ja, ich bin erst letztes Jahr mit der Schule fertig geworden. Zurzeit pausiere ich ein Jahr, bevor ich aufs College gehe.«

»Hier, du kannst diese Handschuhe anziehen. Und, an welche Uni willst du gehen?«

»Nach Purdue. Meine Eltern arbeiten dort.«

»Sind sie Akademiker?«

»Mein Vater ist Dozent für englische Literatur, meine Mutter arbeitet an der School of Aeronautics & Astronautics. Sie gehört zu einem Forscherteam für Astrodynamik und Weltraumforschung.«

»Du meine Güte.«

»Meine Mutter ist mit Leib und Seele Wissenschaftlerin, der zerstreuteste Mensch, den ich kenne. Ich liebe sie über alles, sie ist brillant. Sie arbeitet an den Antrieben von Raumfahrzeugen, wie deren Umlaufbahnen sinken und wie sie wieder in die Erdatmosphäre eintreten. Ich kann das alles aufsagen wie auswendig gelernt, aber ich verstehe rein

gar nichts von dem, was sie tut. Ich glaube, ich schlage nach meinem Vater. Und ich glaube, ich rede gerade zu viel.«

Er legte ihr eine Hand auf den Oberarm. »Ich bin froh über jede Minute, die du mir Gesellschaft leistest, also rede, so viel du willst.«

»Ich vermisse meine Eltern so sehr!«

»Das glaube ich dir.«

»Vielleicht ist es auch eher ... Ich bin vor über zwei Monaten von zu Hause aufgebrochen, und jetzt, wo ich so lange von ihnen weg bin, habe ich das Gefühl ... Ich glaube, ich war ziemlich schrecklich zu ihnen, ein richtiger Teenager!«

»So waren wir doch alle. So ist das Leben.«

»Ich weiß. Aber es hat eine ganz schlimme Wendung genommen ...« Ihre Hände hingen reglos im Spülwasser, ihr Kopf sank ihr auf die Brust, und sie stand ganz still da.

Zuerst sagte er nichts und blickte sie nur voller Mitgefühl an. Er sah, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen. »Möchtest du darüber reden?«

Sie schüttelte den Kopf, rang um Selbstbeherrschung. Allmählich ging es wieder. »Ich kann nicht. Ich hätte einfach nicht ...«

»Du bist fast fertig mit Abwaschen. Geh und ruf deinen Vater an.«

»Vielen Dank.« Sie druckste ein wenig herum. »Sie sind so nett zu mir ... Ich ...«

»Aber was habe ich denn schon getan?«

»Wäre es sehr unverschämte, wenn ich ...?«

»Ich glaube nicht, dass du einen Funken Unverschämtheit in dir hast. Los, sag schon, was du auf dem Herzen hast.«

»Ich sehne mich so nach einem Bad, ich glaube, ich war noch nie im Leben so schmutzig. Ich beeile mich auch, das verspreche ich.«

»Du lieber Himmel, natürlich kannst du baden, und nimm dir alle Zeit der Welt! Möchtest du ein Schaumbad? Meine Enkel haben mir Badezusatz zum Geburtstag geschenkt, aber ich benutze ihn gar nicht.«

In der Kasteelstraat waren keine Parkplätze frei. Griessel musste sein Auto einen Block vom Van Hunks entfernt in der Langstraat abstellen. Die Politesse stürzte sich sofort wie ein Geier auf ihn. Er zahlte für zwei Stunden und eilte dann zum Nachtclub. Überrascht stellte er fest, dass Vusi vor der Tür wartete.

»Ich dachte, du wärest noch unterwegs?«

»Die Jungs von Table View sind ziemliche Draufgänger. Sie sind die ganze Strecke mit Sirene gefahren. Hier ist geschlossen, wir müssen hintenrum.«

»Ich habe den Augenzeugen vom Carlucci's holen lassen, Vusi. Und Oliver Sands aus der Jugendherberge«, berichtete Griessel, während sie Seite an Seite das Gebäude umrundeten.

»Danke, Bennie.«

Sie bogen in die Versorgungsgasse ein. Griessels Handy klingelte. Das Display sagte: *MAT JOUBERT*.

»Hi«, meldete sich Bennie.

»Spreche ich mit Kaptein Bennie Griessel?«, fragte Joubert.

»Ja, verdammt, was sagst du dazu?«

»Herzlichen Glückwunsch, Bennie. Wurde auch höchste Zeit. Wo bist du?«

»Bei einem Nachtclub in der Kasteelstraat. Dem Van Hunks.«

»Ich bin um die Ecke. Willst du was von Steers haben?«

»Ja, bitte!«, antwortete Griessel begeistert, denn er hatte seit dem gestrigen Abend nichts mehr gegessen. »Einen Dagwood-Burger, Fritten und eine Cola, ich revanchiere mich bei dir.« Sein Magen knurrte in hungriger Erwartung. »Warte, ich frage mal eben Vusi, ob er auch Hunger hat.«

Im dritten Stock eines kürzlich restaurierten Bürogebäudes in den St. George-Einkaufsarkaden öffnete sich der Lift und entließ eine belebte Frauengestalt.

Sie schob den Trageriemen ihrer Handtasche über die Schulter, rückte die Pistole an ihrer Hüfte zurecht und lief zielstrebig über den hellbraunen Teppich zum Empfang. Hinter einem Schalter aus dunklem Holz saß eine farbige Empfangsdame. Die dicke Frau nahm den Polizeiausweis, der ihr um den Hals hing, zwischen Daumen und Zeigefinger, stieß ihn in Richtung der Empfangsdame und blickte zu dem Namenszug *Fischer en Genote* auf, der auf einem dunklen Holzschild prangte. Jeder einzelne Buchstabe war aus glänzendem Kupfer geschnitten und einzeln montiert.

»Inspekteur Mbali Kaleni, SAPS. Ich muss mit Jack Fischer sprechen.«

Die farbige Frau zeigte sich unbeeindruckt. »Ich glaube nicht, dass er Zeit hat«, antwortete sie und streckte widerwillig die Hand nach dem Telefon aus.

»Ist er im Haus?«

Die Empfangsdame reagierte nicht. Sie wählte eine vierstellige Nummer und sagte dann gedämpft: »Marli, hier ist eine Frau von der Polizei, die mit Jack sprechen will ...«

»Ist Meneer Fischer da?«, fragte Kaleni nochmals.

»Ich verstehe«, sagte die farbige Frau mit gewisser Genugtuung in den Telefonhörer. »Danke, Marli.« Sie legte den Hörer auf und schnupperte stimrunzelnd. »Was riecht hier denn so?«

»Ich habe gefragt, ob Jack Fischer da ist.«

»Meneer Fischer hat jetzt leider keine Termine mehr frei. Er kann Sie erst nach sechs empfangen.«

»Aber er ist da?«

Die Frau nickte gelangweilt.

»Sagen Sie ihm, ich komme im Zusammenhang mit dem Mord an seinem Klienten, Adam Barnard. Ich muss innerhalb der nächsten Viertelstunde mit ihm reden.«

Die Empfangsdame setzte zu einer Erwiderung an, aber Kaleni drehte sich einfach um und watschelte zu einem der großen Sessel an der Wand. Sie machte es sich gemütlich, stellte die Handtasche auf den Schoß und holte eine weiße Plastiktüte mit den Buchstaben KFC und dem Logo eines bebrillten, bärtigen weißen Mannes darauf hervor.

Die Zornesfalten auf der Stirn der Empfangsdame vertieften sich, als Kaleni ihre dicke Hand in die Plastiktüte steckte und eine rotweiße Pappschachtel hervorholte, dann eine Dose Fanta Grape. Sie sah zu, wie die Polizistin die Handtasche auf den Boden setzte, die Fanta auf dem Tisch neben sich abstellte und mit großer Konzentration die Schachtel öffnete.

»Sie können sich doch nicht hier hinsetzen und essen!«, sagte sie, eher erstaunt als empört.

Mbali Kaleni nahm einen Hähnchenschenkel aus der Schachtel und sagte: »Doch, das kann ich.« Dann biss sie hinein.

Die Empfangsdame stieß einen halb ungläubigen, halb verzweifelten Laut aus und griff erneut zum Telefonhörer, ohne den Blick von der essenden Polizistin abzuwenden.

Galina Federova ging Vusi und Bennie durch den Flur voraus. Noch bevor sie den großen Saal des Nachtclubs betraten, roch Griessel schon den Alkohol – den bekannten, muffigen, schalen Gestank von Kneipen und Gaststätten, in denen jahrelang Alkohol ausgeschenkt, getrunken und verschüttet worden war. Jenes Milieu, das ihm über ein Jahrzehnt eine Heimat gewesen war. Sein Magen krampfte sich zusammen, voller Furcht und böser Vorahnung. Als er durch die Tür ging und in den weitläufigen Saal gelangte, huschten seine Augen automatisch zu den Wandregalen mit den Flaschen, die in langen Reihen nebeneinander standen, funkelnd wie Juwelen im hellen Licht der eingeschalteten Lampen.

Er hörte die Russin sagen: »Das ist die Nachtschicht«, doch er starrte unverwandt die Getränke an. Sein Kopf schwirrte plötzlich von Erinnerungen, und er wurde von einer überwältigenden Sehnsucht nach den unzähligen Tagen und Nächten überfallen, die er zusammen mit vergessenen Brüdern der Flasche durchzechte hatte. Und dann die Atmosphäre dieser schummrigen Kaschemmen, diese vollkommene Zufriedenheit, ein Glas in der Hand zu halten und zu wissen, dass ein Nicken genügte, um es wieder füllen zu lassen.

In seinem Mund lag jedoch nicht der Geschmack des Jack Daniels, den er zu trinken pflegte, sondern der des Gins, den er heute Morgen Alexa Barnard eingeschenkt hatte. Mit drastischer Klarheit erinnerte er sich an die Erleichterung, die sie erfasst hatte. Er erlebte erneut die Auswirkungen des Alkohols auf sie, erkannte, wie der Gin all ihre Dämonen vertrieb. Und genau danach sehnte er sich jetzt auch, nicht nach dem Geruch oder dem Geschmack eines bestimmten Getränks, sondern nach der Ruhe, der Ausgeglichenheit, die ihm den ganzen Tag schon fehlte. Er schmachtete nach der Wirkung des Alkohols, er hörte, wie Vusi ihn bei seinem Namen rief, einmal, zwei Mal, dann riss er sich von dem Anblick der Flaschen los und sah seinen schwarzen Kollegen eindringlich an.

»Das sind die Leute von der Nachtschicht«, erklärte Vusi.

»Okay.« Griessel ließ den Blick durch den Raum wandern, während er spürte, wie sein Herz raste, seine Handflächen schwitzten, und er wusste, dass er das gewaltige Verlangen niederkämpfen musste. Er musterte die Anwesenden. Ein Teil des Personals saß an den Tischen, andere waren dabei, Stühle zurechtzurücken oder Tische abzuwischen. Jetzt nahm er auch die Musik im Hintergrund wahr, eigenwillige Rockmusik.

»Könnten Sie ihnen bitte sagen, sie sollen sich hinsetzen?«, fuhr er die Federova gereizt an, ermahnte sich aber schnell, sich jetzt schleunigst zusammenzureißen, wenn er das junge, verirrte, verängstigte Mädchen aufspüren wollte.

Die Frau nickte und klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit ihrer Mitarbeiter zu wecken. »Kommt, setzt euch!«

Es handelte sich überwiegend um Männer, neun oder zehn, dazu vier Frauen. Allesamt jung und attraktiv. Keiner wirkte besonders begeistert darüber, verhört zu werden.

»Könnte jemand die Musik ausmachen?«, fragte Griessel, dessen Nerven durch den allgemeinen Mangel an Aufmerksamkeit, den Alkohol und seine innere Anspannung ziemlich strapaziert waren.

Ein junger Mann stand auf und ging zur Anlage, drückte oder drehte an einem Knopf. Plötzlich herrschte Stille.

»Diese Männer sind von der Polizei«, verkündete Galina Federova in sachlichem Tonfall, dem man ihren Ärger jedoch trotzdem anhörte. »Sie möchten euch einige Fragen über gestern Nacht stellen.« Sie sah Griessel an.

»Guten Tag«, sagte er. »Letzte Nacht haben zwei amerikanische Touristinnen den Club besucht, junge Mädchen. Heute Morgen wurde eine von ihnen oben an der Langstraat tot aufgefunden. Ihr wurde die Kehle durchgeschnitten.«

Er ignorierte die gedämpften Äußerungen des Entsetzens – zumindest hörten sie ihm jetzt zu. »Ich werde gleich ein Foto der Ermordeten und ihrer Freundin herumgehen lassen. Wir brauchen dringend Ihre Hilfe. Wenn Sie sich an irgendetwas erinnern, heben Sie bitte die Hand. Wir hoffen, dass das andere Mädchen noch am Leben ist, und wir müssen sie finden.«

»Ehe es zu spät ist«, fügte Vusi Ndabeni leise hinzu.

»Genau«, sagte Griessel und gab Vusi die eine Hälfte der Fotos, ging an den hintersten Tisch, begann mit dem Verteilen und beobachtete, wie die Nachtclubmitarbeiter das Bild mit makaberer Neugier betrachteten.

Dann stellte er sich wieder vorne hin und wartete, bis Vusi das letzte Foto ausgeteilt hatte. Galina Federova setzte sich an die Theke und zündete sich eine Zigarette an. Die Köpfe der jungen Mitarbeiter waren eifrig über die Fotos gebeugt.

Dann blickten zwei, drei von ihnen langsam auf, abwartend, und ihr zaghafter Blick verriet, dass sie die Mädchen erkannt hatten, aber nicht die Ersten sein wollten, die die Hand hoben.

Mbali Kaleni war sich der ablehnenden Haltung der Empfangsdame bewusst, aber sie verstand sie nicht. Ein Mensch musste essen. Es war Essenszeit, und hier gab es Stühle und einen Tisch.

Das ist das Problem in diesem Land, dachte sie, diese vielen kleinen kulturellen Unterschiede. Eine Zulu aß, wenn sie Hunger hatte, das war normal und keine große Sache. Und sie störte doch niemanden – was hatte sie damit zu tun, wie und was und wann die Farbigen und die Weißen aßen? Wenn sie hinter geschlossenen Bürotüren oder irgendwo in einer engen, stickigen Küche ihre geschmacklosen weißen Sandwichs verzehren wollten, war das ihre Sache. Sie war da tolerant.

Sie schüttelte den Kopf, holte die Schale mit dem Kartoffelbrei und der Soße hervor, hob den durchsichtigen Deckel ab und achtete darauf, in kleinen, manierlichen Häppchen zu essen. Dies war ihr Ritual: Sie aß stets zuerst das Hühnchen, dann die Kartoffeln. Die Hälfte der Limo sparte sie sich bis zum Schluss auf. Und wie gewöhnlich dachte sie beim Essen nach. Nicht über den Tod des Musikmanagers, nein, das amerikanische Mädchen ging ihr nicht aus dem Kopf. Sie war sich so sicher gewesen, dass sie das Mädchen finden würde! Ihre Kollegen waren verwirrt umhergelaufen wie kopflose Hühner, aber so waren Männer nun mal. Wenn die Not groß war, wollten sie handeln, diesen Impuls konnten sie nicht unterdrücken. Dabei hatte die Situation nach Ruhe verlangt, nach Logik und kausalem Denken. Auf diese Weise hatte sie die Spur im Blumenbeet entdeckt.

Und dann: nichts. Das ging über ihren Verstand.

Das Mädchen war nicht über die Umzäunung gesprungen, um über die nächste Mauer zu klettern und draußen auf offener Straße weiterzurennen.

Aber der alte Mann hatte gesagt, sie sei bis zur Mauer gelaufen.

Warum hatte Rachel Anderson nicht an seine Tür geklopft und ihn um Hilfe gebeten? Sie hatte zu wenig Zeit gehabt. Aber wenn sie so wenig Zeit gehabt hatte, hätte sie einen anderen Weg gewählt, um von der Straße wegzukommen. Warum hatte der Hubschrauber sie nicht entdeckt? Um die Straße zu vermeiden, gab es für das Mädchen nur zwei Möglichkeiten. Entweder, sie versuchte, sich in einem Haus zu verbergen, oder sie musste auf einem Grundstück ein nicht einsehbares Versteck gefunden haben. Wenn sie nicht bei dem alten Mann untergeschlüpft war, musste sie über die nördliche Mauer gesprungen und zum nächsten Haus gerannt sein. Aber Kaleni hatte einen Kollegen, einen langen, bohnenstangendünnen Xhosa, über die Mauer schauen lassen, weil sie selbst zu klein war, und er hatte gesagt, da sei nichts, nur ein kleiner Kräutergarten, ein Plastiktisch und Stühle.

War das Mädchen auch noch über die nächste Mauer gesprungen, weiter in den nächsten Garten? Dann hätte der Hubschrauber sie irgendwann entdecken müssen.

Und wenn sie so weit gekommen war – warum hatte Mbali Kaleni dann deutlich gespürt, dass sie ganz in der Nähe war?

Sie kratzte den letzten Rest Kartoffelpüree heraus, legte den Deckel wieder auf das Schälchen und packte das Schälchen wieder in die Schachtel.

Sobald sie hier fertig war, würde sie in die Bo-Oranjestraat zurückkehren und noch einmal suchen. Das schuldete sie dem Mädchen – die Ruhe, die Logik und das kausale Denken einer Frau.

Iván Nell saß Fransman Dekker gegenüber in Adam Barnards Büro und sagte mit tiefer Stimme: »Ich wollte mich mit Adam treffen, weil ich der Meinung war, dass AfriSound mich betrogen hatte. Um Geld.«

»Wieso?«

»Das ist eine lange Geschichte ...«

Dekker griff nach Stift und Notizbuch. »Können Sie sie mir in groben Zügen schildern?«

Nell lehnte sich in seinem Sessel nach vorn, stützte die Ellbogen auf die Knie und machte ein ernstes Gesicht. »Ich glaube, sie haben ihre Bücher getürkt. Gestern Abend habe ich Adam gesagt, ich wolle einen Steuerprüfer hinzuziehen, weil mir vieles nicht kosher vorkam. Und als ich heute Morgen aus dem Radio von seinem Tod erfuhr ...«

»Wie kamen Sie auf die Idee, dass etwas nicht stimmte?«

»Nun, wenn man Verkaufszahlen erfahren wollte, taten sie so, als wollte man ihnen ein Zahn ziehen, sie wollten nichts preisgeben. Letztes Jahr bin ich dann misstrauisch geworden, als ich durch Verkäufe von Sammelalben, die bei Independent Labels erschienen waren, wesentlich mehr Geld verdiente, als ich erwartet hatte. Da habe ich angefangen zu rechnen ...«

»Also sind Sie gar nicht mehr bei AfriSound?«

»Nein, ich habe den Vertrag letzten Februar gekündigt.«

»Aber vorher hat die Firma Ihre CDs produziert?«

»Ja. Ich hatte einen Vertrag für drei Soloalben und die Option auf ein Greatest-Hits-Album, das letztes Jahr erschienen ist. Alles bei Adam.«

»Aber dann haben Sie gewechselt?«

»Nein, ich habe mein eigenes Label gegründet.«

»Weil AfriSound Sie betrogen hat?«

»Nein, nein, da wusste ich noch nicht, dass sie mich hintergingen.«

Dekker lehnte sich in seinem bequemen Bürosessel zurück. »Meneer Nell, könnten Sie mir das vielleicht etwas näher erklären?«

»Ich ... Bitte nennen Sie mich einfach Iván.«

Dekker nickte, beeindruckt, obwohl er sich das nicht anmerken ließ. Er hatte eine gewisse Arroganz erwartet, denn Nell war ein bekannter Sänger, weiß, erfolgreich. Aber er verhielt sich ganz natürlich und begegnete ihm als farbigen Polizisten ohne Überheblichkeit. Er wollte einfach nur behilflich sein.

»Als Student habe ich angefangen, in Kneipen aufzutreten, einfach so, um etwas Taschengeld zu verdienen. Das war 1996. Ich habe englische Stücke gecover, Kristofferson, Cohen, Diamond, Dylan, so was in der Art, nur ich allein mit meiner Gitarre. Ab 1998, nachdem ich mit dem Studium fertig war, bin ich für Auftritte bis nach Pretoria gefahren. Ich habe angefangen, in Läden wie dem Café Amics, dem McGinty's und dem Maloney's zu spielen, anfangs oft ohne Gage, weil ich noch völlig unbekannt war. Ich sang zwei Sets mit englischen Coverversionen und dann noch eins mit meinen eigenen, afrikaanssprachigen Liedern, nur mal so, um die Reaktion des Publikums zu testen. Und dann ist Folgendes passiert: Immer wenn ich zum letzten Set kam, war der Laden plötzlich gerammelt voll, und die Leute haben mitgesungen. Und das Publikum wurde immer größer, es seien all die jungen Leute und Studenten ausgehungert nach afrikaanssprachiger Musik. Jedenfalls kam ein Gig zum anderen, und irgendwann spielte ich an sechs Abenden die Woche und verdiente mehr Geld als mit meiner regulären Arbeit. Zwei Jahre später bin ich Profimusiker geworden, und 2001 habe ich meine erste CD aufgenommen und bei meinen Auftritten verkauft.«

»Bei welchem Label ist sie erschienen?«

»Ich hatte damals noch kein Label.«

»Aber wie produziert man eine CD, wenn man kein Label hat?«

»Man braucht einfach nur Geld. Ich kannte einen Mann bei Hartbeespoort, der in einem Anbau ein Studio hatte. Bei ihm habe ich die Stücke aufgenommen. Damals hat er um die sechzigtausend dafür verlangt, ich musste Schulden machen.«

»Und wofür braucht man dann überhaupt ein Label?«

»Für praktisch alles, hauptsächlich aber wegen des Kapitals. Wenn man ein ordentliches Album einspielen und vermarkten will, solide Aufnahmen mit guten Musikern und genügend Zeit im Studio, braucht man zweihunderttausend. So viel konnte ich allein nicht aufbringen. Meine erste CD war recht primitiv gemacht, das hört man einfach. Wenn man abends in der Kneipe spielt und sagt, hier, Leute, ihr könnt auch meine CD kaufen, und die Gäste haben schon ein paar Drinks intus und kaufen dir ein paar ab, vielleicht zehn Stück pro Abend, dann bekommt man sein Geld zwar wieder herein, aber man kann nicht erwarten, dass die Stücke im Radio gespielt werden. Dafür sind die Aufnahmen einfach nicht gut genug. Bei einem Label werden die Band, der Aufnahmeleiter und der Tontechniker bezahlt und das Booklet gedruckt. Und dann kommen noch Vertrieb und Marketing dazu. Da spielt man gleich in einer ganz anderen Liga.«

»Und wie sind Sie nun an AfriSound geraten?«

»Adam hatte erfahren, was oben in Pretoria los war und dass ich allmählich ein großes Publikum anzog. Er hat sich ein Konzert von mir angehört und wollte mich gleich unter Vertrag nehmen. Wissen Sie – Adam Barnard, davon konnte man als Künstler nur träumen, er war eine Legende, er war der Meister der afrikaanssprachigen Musik. Das war meine große Chance, und dafür werde ich ihm ewig dankbar sein. Jedenfalls schlossen wir also einen Vertrag über drei Alben und eine Greatest-Hits-CD ab. Adam sagte, ich müsse erst mal ein Album mit eigenen Liedern aufnehmen, zusammen mit den besten Musikern. Adam hat es dann selbst produziert, wir waren ein Dreamteam. Das Label hat die Radiosender dafür bezahlt, dass sie meine CD spielten, und schließlich gab es sogar Doppel-Platin. Das hat zwar drei Jahre gedauert, aber wir haben gut daran verdient. Die nächsten beiden Alben waren auch erfolgreich, und für die Greatest Hits hat es jetzt schon Platin gegeben.«

»Warum wollen Sie nicht mehr für AfriSound singen?«

»Das hat viele Gründe. Wissen Sie, die großen Labels quetschen jeden nur möglichen Cent aus Ihnen heraus. Sie machen einem große Versprechungen, aber sie halten sie nicht immer. Letztendlich geht es um Gewinnmargen. Bei einer Plattengesellschaft bekommt man zwölf Prozent, manchmal weniger. Wenn man seine Alben selbst produziert, erhält man nach Abzug der Produktionskosten den ganzen Gewinn, achtzig, fünfundachtzig Prozent, sobald sich die Ausgaben für das Studio amortisiert haben. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Inzwischen verfüge ich über das nötige Kapital, um ein ordentliches Studio lange genug zu mieten, so dass ich das bestmögliche Produkt liefern kann.«

»Was bedeutet es, wenn Sie sagen, Sie hätten ›gut verdient‹? Von welchen Beträgen reden wir?«

»*Jonkmanskas* war mein erstes Album für Adam. Es hat sich im ersten Jahr nur fünfzehntausend Mal verkauft, aber man muss sich eben erst einen Namen machen. Wenn die Leute sich das zweite Album kaufen, wollen sie auch das erste haben. Für ein Debütalbum hatte sich *Jonkmanskas* also ganz ordentlich gemacht. Inzwischen hat es sich hundertfünfzigtausend Mal verkauft.«

»Und was ist für Sie dabei herausgesprungen?«

»Das hängt unter anderem davon ab, ob ich selbst die CDs während eines Konzerts verkaufe oder ob die Leute sie in einem Geschäft erwerben.«

Dekker seufzte. »Iván, ich versuche gerade, mir eine Vorstellung von der Musikbranche zu machen. Jetzt sagen Sie mir schon ungefähr, was Sie an einer CD verdienen. Heutzutage.«

Nell richtete sich langsam auf. Das Thema bereitete ihm offensichtlich Unbehagen. »Na ja, sagen wir siebenhundertfünfzigtausend in einem Zeitraum von drei, vier Jahren.«

»Siebenhundertfünfzigtausend?«

»Ja.«

»Wow!«, sagte Dekker leise und machte sich eine Notiz. »So, und wie hat AfriSound Sie betrogen?«

»Das klingt nach sehr viel Geld, Inspekteur, aber das ist vor Abzug der Steuern. Ich habe außerdem hohe Unkosten ...«

»Wie hat man Sie übers Ohr gehauen?«

»Ich bin mir nicht sicher. Deswegen will ich einen Steuerprüfer hinzuziehen.«

»Sie müssen doch eine Vermutung haben.«

»Also, letztes Jahr, habe ich drei Songs für Sammelalben aufgenommen – einen für die Rugby-CD von Sean Else und zwei für Jeremy Taylor, ein Country- und ein Weihnachtsalbum. Sean und Jeremy sind Unabhängige, und als mir das Geld von der Rugby-CD ausgezahlt wurde, fing ich an, mich zu wundern, denn es war eine sehr große Summe, viel mehr als das, was ich bei Adam verdient hatte. Und als ich das Geld von dem Country-Projekt erhielt, war es genau dasselbe. Da habe ich mir die Gewinn- und Verlustrechnung mal genauer angesehen, die Abzüge, Verkäufe und Tantiemen, und je länger ich daraufstarrte, desto rätselhafter wurde mir das alles. Sie müssen bedenken,

dass man auf einem Sammelalbum nur einer von zehn oder mehr Künstlern ist, deshalb erhält man natürlich auch nur ein Zehntel der Tantiemen. Daher hatte ich nicht viel erwartet. Und dann war es so viel Geld! Da wurde mir klar, dass mit der Abrechnung von AfriSound irgendetwas nicht stimmen konnte.«

»Und daraufhin haben Sie mit Adam Barnard geredet.«

»Ja, ich habe ihn vor etwa einer Woche angerufen, um einen Termin mit ihm zu vereinbaren. Ich habe nicht gesagt, worüber ich genau reden wollte, ich sagte nur, es ginge um meinen Vertrag. Da hat er vorgeschlagen, dass wir in Ruhe zusammen essen gehen sollten.«

»Und das haben Sie gestern Abend getan?«

»Ja.«

»Wie hat er reagiert?«

»Er hat gesagt, so viel er wüsste, hätten sie nichts zu verbergen. Sogar als ich meinen eigenen Steuerprüfer schicken wollte, sah er darin kein Problem.«

»Und dann?«

»Dann bot er mir einen neuen Vertrag an. Aber ich habe dankend abgelehnt. Und das war's. Danach haben wir uns über andere Themen unterhalten. Adam ... Es hat wie immer Spaß gemacht, mit ihm zusammenzusein. Er war ein so guter Unterhalter! Normalerweise ist Adam allerdings immer lange sitzen geblieben, bis zwölf, ein Uhr, er fand kein Ende. Aber gestern sagte er gegen halb zehn, er müsse einen dringenden Anruf erledigen. Er ging raus und telefonierte mit dem Handy, und als er zurückkehrte, sagte er, er müsse aufbrechen. Wir haben die Rechnung bestellt, und so gegen zehn Uhr sind wir dann gegangen.«

Dekker warf einen Blick auf Barnards Terminkalender vor ihm auf dem Bildschirm. Unter 19:00 stand *Iván Nell – Bizerva*, aber für später am Abend waren keine Verabredungen eingetragen. Er schrieb in sein Notizbuch: *Handy 21:30?*, und fragte sich, was eigentlich aus Adam Barnards Handy geworden war, denn heute Morgen am Tatort war es nicht gefunden worden.

»Sie wissen nicht zufällig, wen er angerufen hat?«

»Nein. Aber normalerweise pflegte er nicht wegen eines Anrufs aufzustehen und rauszugehen. Er ist einfach sitzen geblieben und hat sich ungeniert unterhalten, egal mit wem. Als ich dann heute Morgen erfahren habe, er sei erschossen worden, und ich den ersten Schock überwunden hatte, kam mir das alles im Nachhinein ziemlich merkwürdig vor.«

Rachel stand mit einem Fuß im warmen Schaumbad und stellte sich erneut vor, wie sie sich diesem Luxus hingeben würde. Sie hatte solche Lust, sich die Haare zu shampooen, sich am ganzen Körper zu schrubben und sich dann zurückzulehnen, bis das warme Wasser die Schmerzen und die Müdigkeit linderte.

Aber sie konnte nicht. Sie musste dringend ihren Vater anrufen. Ihre Eltern waren sicher schon ganz außer sich vor Sorge.

Sie wollte nur ganz schnell ein Bad nehmen. Denn eben in der Küche hatte sie zum ersten Mal seit der letzten Nacht einen Ausweg gesehen, ein Licht am Ende des Tunnels: Wenn sie ihren Vater anrief, würde er jemanden beauftragen, der sie hier abholte. Vielleicht jemanden von der Botschaft. Man würde sie vernehmen, und sie würde alles erzählen. Möglicherweise wurde es ein ausführliches Verhör. Das alles würde bedeuten, dass es noch Stunden dauern konnte, bis sie den Schweiß, den Staub und das Blut abwaschen konnte. Deswegen musste sie jetzt ganz schnell die Gelegenheit nutzen.

Sie stieg in die Wanne und setzte sich hin. Das heiße Wasser brannte in den Schürf- und Schnittwunden, aber die Erleichterung war überwältigend, so dass sie sich zurücklehnte, bis auch ihre Brüste unter die Schaumblasen gesunken waren.

Los, Beeilung!

Sie riss sich mit aller Gewalt zusammen, setzte sich auf, stellte sich hin, nahm die Seife und den Waschlappen und begann, sich von Kopf bis Fuß zu schrubben.

12:57 – 14:01

Eine Kellnerin, zwei Kellner und ein Barkeeper erinnerten sich an Erin Russel und Rachel Anderson. Griessel brachte sie an einem Tisch zusammen und setzte sich mit Vusi zu ihnen. Dabei wählte er seinen Platz so, dass er dem Schankraum den Rücken zukehrte, damit er die Scheißflaschen nicht andauernd anstarren musste. An dem Geruch konnte er ja leider nichts ändern.

»Die anderen können nach Hause gehen«, kommandierte Galina Federova.

»Nein«, wandte Griessel ein, »ich brauche sie noch.« Sie mussten noch abwarten, ob der Typ aus dem Carlucci's jemanden wiedererkannte.

»Wieso denn?«

Griessel musste sich beherrschen, sie nicht anzublaffen, sie solle sich gefälligst raushalten. Ihre arrogante Haltung ging ihm auf die Nerven. Aber seine Gier nach neuen Informationen, die ihm helfen konnten, Rachel zu finden, dämpfte seine Wut. »Sie müssen sich noch zehn Minuten gedulden«, sagte er barsch, um ihr zu verstehen zu geben, dass sie ihre Mätzchen lassen sollte.

Sie sagte etwas auf Russisch, schüttelte den Kopf und ging hinaus. Griessel blickte ihr nach. Dann drehte er sich langsam um, bemühte sich, einen klaren Gedanken zu fassen, und fragte die jungen Leute am Tisch: »Wer möchte anfangen?«

»Sie haben genau da gesessen«, sagte einer der Kellner schüchtern und zeigte auf einen der Nachbartische, wobei er nervös mit einer Holzperlenkette um seinen Hals spielte. Plötzlich blickten alle Kellner auf und starrten auf die Tür hinter Griessel. Er drehte sich um. Da stand Mat Joubert, in jeder Hand eine Tüte Fastfood.

»Fahren Sie fort«, sagte Joubert, »ich gehöre zu Kaptein Griessel.« Er kam an ihren Tisch, stellte die Tüten darauf, holte die einzelnen Schachteln heraus und schob sie Vusi und Bennie zu. Von dem Frittenduft wurde Griessel ganz flau im Magen.

»Danke, Mat.«

»Danke, Sup«, sagte Vusi.

Joubert nickte, zog einen Stuhl heran und setzte sich zu ihnen.

»Das ist Senior Superintendent Mat Joubert von der Provinzialen Sondereinheit«, erklärte Griessel den Kellnern, denn er sah, dass sein hünenhafter Kollege die jungen Leute einschüchterte. »Geduld ist übrigens nicht seine Stärke«, log er. Er sah den Kellner an, der als Erster geredet hatte. »Wo waren wir stehen geblieben?«

Respektvoll richtete der Kellner seinen Blick auf Joubert, und seine Stimme klang auf einmal sehr aufrichtig. »Die beiden, die von dem Foto, haben zuerst allein dort gesessen. Ich habe sie bedient. Sie haben *Brutal Fruit* getrunken. Die da, die Blonde hat ordentlich zugelangt. Die andere hat über den ganzen Abend hinweg vielleicht so vier, fünf getrunken. Ziemlich ungewöhnlich.«

»Wieso?«, fragte Griessel, riss das Tütchen Steers-Salz auf und bestreute damit vorsichtig die Pommes.

»Die Rucksacktouristen saufen normalerweise alle.«

Griessel unterdrückte den Impuls, die Flaschenreihen anzusehen. »Woher wussten Sie, dass es Rucksacktouristen waren?«, fragte er, pickte mit der Plastikgabel ein paar Fritten auf und führte sie hastig zum Mund.

Der Kellner runzelte die Stirn und schien ernsthaft über diese Frage nachzudenken. »Ich arbeite schon seit zwei Jahren hier ...«

Griessel nickte mit dem Mund voller Pommes und bedeutete dem Mann mit der Gabel, er solle fortfahren.

»Mit der Zeit erkennt man sie. Braungebrannt, leger gekleidet, ausländischer Akzent – und sie geben praktisch kein Trinkgeld.«

»Wann sind die Mädchen gekommen?«

»Hm. Das muss so ... Es war vor meiner ersten Zigarettenpause, also so gegen neun.«

Griessel spießte weitere Fritten auf. »Und sie saßen erst alleine am Tisch?«

»Ja, eine Weile lang. Dann wurde die Bude voll. Ich bediene acht Tische, deswegen kann ich es nicht genau sagen. Sie haben getanzt, und viele Männer haben sie aufgefordert. Irgendwann saßen noch etwa fünf andere Leute bei ihnen mit am Tisch. Bekannte, wie es schien.«

»Männer oder Frauen?«

»Hm ... Männer und Frauen. Sie müssen sich vorstellen«, und dabei sah er Mat Joubert unverwandt an, »dass hier das blanke Chaos herrscht, wenn es voll ist. Ich kann mich an die Mädchen erinnern, weil sie besonders hübsch waren, das ist so ungefähr alles.«

»Und Sie können sich nicht an die Männer erinnern, die bei ihnen am Tisch gesessen haben?«

»Nein.«

»Würden Sie sie wiedererkennen, wenn Sie sie sehen würden?«

»Eventuell.«

Griessel öffnete eine Dose Limo. »Und Sie?«, fragte er die anderen.

»Ich habe sie nur tanzen sehen«, sagte die Kellnerin. »Ich bediene an den Tischen dahinten. Sie haben ein paar Mal miteinander getanzt, was an sich nicht ungewöhnlich ist, aber ich hatte den Eindruck, als würden sie sich streiten. Wissen Sie, sie haben so dagestanden und sich gestritten und dabei getanzt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Mit dem Mund voller Dagwood-Burger nickte Griessel dem Barkeeper zu.

»Die hier ...«, sagte er und tippte auf Erin Russel, »... die hat an einem bestimmten Zeitpunkt ...«

»Zu einem bestimmten Zeitpunkt«, verbesserte der Kellner mit der Holzperlenkette.

»Was?«

»Es heißt *zu* einem bestimmten Zeitpunkt und *in* einem bestimmten Augenblick.«

»Jetzt fang bloß nicht schon wieder an!«

»Sie wollten gerade sagen ...«, brachte Griessel ihn wieder zum Thema zurück.

»Ich arbeite oben auf der Galerie des Clubs. Zwei Kerle standen bei mir an der Bar und tranken, als die da zu einem bestimmten Zeitpunkt vorbeikam und mit ihnen redete.

Ich kann mich an sie erinnern, weil ich dachte: Das ist der Zehnerarsch des Abends.«

»Der Zehner... – was?«

»Das ist so ein Spiel unter uns Barkeepern, wir vergeben Punkte für die besten Beine und Hintern und ... so. Zehn ist das Höchste. Und ...«

»Ihr seid ja ekelhaft«, sagte die Kellnerin.

»Und ihr? Als dieser Typ aus *Südafrika sucht den Superstar* neulich Abend ...«

Mat Joubert legte die Arme langsam auf den Tisch, so dass seine breiten Schultern noch imposanter wirkten. Der Barkeeper verstummte und sah Joubert schuldbewusst an.

»Jedenfalls war sie ein Zehnerarsch. Und alles andere an ihr war auch nicht schlecht. Definitiv Neunerbeine und schätzungsweise eine Acht für ...«

»Erzählen Sie mir etwas über diese Typen«, bat Griessel, der allmählich ungeduldig wurde.

»Der eine ... An den kann ich mich vage erinnern, der war schon mal hier gewesen. An den anderen erinnere ich mich nicht direkt. Ich glaube, die beiden waren Kumpels, die zusammen was getrunken haben. Getanzt haben sie, glaube ich, nicht, nur an der Theke gestanden und geredet.«

»Und dann?«

»Dann habe ich den anderen Barkeepern Bescheid gesagt, dass wir einen Zehnerarsch in der Kurve hätten. Da, wo die Theke eine Biegung in Richtung Wand macht. Aber als ich wieder hinsah, war sie weg. Und dann sind die Typen auch ganz plötzlich gegangen.«

»Augenblick mal! Sie ist auf die Typen zugegangen und hat mit ihnen geredet? Worüber? Konnten Sie das hören?«

»Nein, ich ... Ich habe nicht so darauf geachtet.«

»Du hast ja nur den Arsch angeglotzt«, sagte die Kellnerin vorwurfsvoll.

Der Barkeeper reagierte nicht.

»Und dann ist sie gegangen?«

»Ich weiß nicht, das habe ich nicht beobachtet.«

»Wie lange ist sie bei den Männern geblieben?«

Der Barkeeper dachte einen Augenblick nach. »Wissen Sie, ich habe sie nicht kommen sehen, denn wir rennen die ganze Zeit herum, wir haben immer zu wenige Barkeeper. Ich weiß nur, dass ich sie ab einem gewissen Zeitpunkt dort habe stehen sehen. Ich habe ihr nur einen kurzen Blick zugeworfen, ich glaube, ich musste gerade bedienen. Erst als ich zwischendurch einen Augenblick Zeit hatte, habe ich richtig hinschauen können und ihren Hintern gesehen. Das habe ich dann Andy und den anderen gesagt, aber als ich sie ihnen zeigen wollte, war sie weg. Sie muss ungefähr fünf Minuten bei ihnen gewesen sein. Oder zehn.«

»Als die Männer gegangen sind, hatten sie es da eilig?«

»Ja, sehr.«

»Wann war das?«

»Es war spät, ich bin mir nicht ganz sicher, aber es muss nach eins gewesen sein.«

Griessel und Vusi sahen sich vielsagend an. »Sie haben eben gesagt, einen von ihnen hätten sie vorher schon mal gesehen.«

»Ja, nicht oft, aber er kam mir bekannt vor.«

»Können Sie ihn mir beschreiben?«

»Er ist ziemlich groß ...« Dann schien der Barkeeper nicht mehr weiterzuwissen.

»Alt? Jung? Schwarz? Weiß?«

»Es war ein Weißer, etwa in meinem Alter, Anfang zwanzig, ziemlich kurze dunkle Haare, dunkelbraun gebrannt.«

»Und der andere?«

»Er war ein Schwarzer, auch so Anfang zwanzig ...«

Der Kellner mit der Holzperlenkette zeigte plötzlich auf die Tür hinter Griessel und sagte aufgeregt: »Da, der Typ, der saß gestern Abend bei den Mädchen am Tisch!«

Die Ermittler führen herum. Neben der Tür standen drei Kollegen in blauen Uniformen an der Wand, geduldig, abwartend. Einer von ihnen hatte einen großen transparenten Müllbeutel dabei, der neben ihm auf dem Boden lag. Zwischen den Polizisten standen Oliver Sands und ein junger Mann, den Griessel nicht kannte.

»Das wissen wir«, sagte Griessel.

»Der andere ist der junge Mann aus dem Carlucci's«, erklärte Vusi und stand auf. Griessel folgte seinem Beispiel.

»Ist das die Tüte von der Metro für mich?«, fragte Griessel den uniformierten Kollegen.

»Ja, Inspekteur.«

»Ab sofort: »Kaptein!«, rief Joubert vom Tisch her.

»Ist das wahr, Bennie?«, fragte Vusi, und in seiner Stimme schwang aufrichtige Freude mit.

Bevor er Adam Barnards Büro verließ, rief Fransman Dekker bei der Spusi an.

»Hier ist Jimmy«, meldete sich der Düme.

»Jimmy, ich bin's, Fransman Dekker. Ich wollte nur mal hören, ob ihr Barnards Handy zufällig irgendwo gefunden habt?«

Es dauerte eine Weile, bis bei Jimmy der Groschen fiel. »Warte bitte einen Augenblick.«

Dekker hörte ihn im Hintergrund fragen: »Arnie, dieser Musikfritze, der erschossen worden ist – haben wir von dem ein Handy gefunden?«, dann kehrte er wieder ans

Telefon zurück und sagte zu Dekker: »Nein, Fransman, wir haben nichts gefunden.«

»Auch nicht in seinem Wagen?«

»Nein, nichts.«

»Danke, Jimmy.« Dekker blieb einen Augenblick nachdenklich stehen, öffnete dann hastig die Bürotür und ging hinüber zu Natasha Abaders Arbeitsplatz. Sie telefonierte gerade, aber als er vor ihrem Schreibtisch stand, bedeckte sie das Mikrofon mit einer Hand und zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Adam Barnards Handynummer?«

Weiterhin die Hand auf das Mikrofon gelegt, nannte sie ihm die Nummer, und er programmierte sie in sein Handy ein. »Danke«, sagte er, drehte sich um und ging. Noch im Gehen wählte er die Nummer. Das Freizeichen ertönte. Er ging den Flur entlang – vielleicht lag das Handy in Barnards Büro? Dann müsste er es hören. Aber er hörte nur das Freizeichen. Er ließ es lange klingeln. Und gerade als er dachte, die Mailbox würde anspringen, sagte eine bekannte Stimme »Hallo?«

»Wer spricht denn da?«, fragte Fransman Dekker erstaunt.

»Hier ist Kaptein Bernie Griessel von den SAPS«, sagte die Stimme.

»Kaptein?«, fragte Dekker völlig fassungslos.

Griessel und Vusi hatten voller Hoffnung darauf gewartet, dass der junge Mann aus dem Carlucci's jemanden aus dem Van Hunks wiedererkannte, als plötzlich ein Handy penetrant mit dem Ring-Ring-Klingelton eines antiken Farmtelefons zu läuten anfang. Alle nestelten nach ihren Handys, bis einer der Uniformierten sagte: »Das kommt aus der Tüte!«

Griessel riss die Krimskramstüte auf und wühlte verbissen darin herum, immer dem Klingeln nach, bis er einen Gegenstand herauszerzte und schließlich das Handy herausfischte. Einen Augenblick lang starrte er es ungläubig an, bevor er den Anruf annahm – und dann folgte ein surrealistisches Gespräch mit jemandem, der ihn offenbar kannte, bis das Rätsel gelöst wurde: »Bennie, ich bin's, Fransman Dekker! Ich habe die Handynummer von Adam Barnard angerufen!«

»Das ist nicht dein Ernst!«

»Doch!«

»Du wirst nicht glauben, wo dieses Handy war! In einem schwarzen Schuh, und der steckte in einer Tüte mit allerlei Kram, den die Metro heute Morgen in der Gegend um den Tatort des Friedhofs-Mordes aufgesammelt hat!«

»Ein Schuh? Kannst du mir sagen, welche Größe?«

Griessel hob den Schuh auf, schaute hinein, sah aber nichts. Er drehte ihn um. Abgewetzte Zahlen auf der Rückseite. »Zehneinhalb.«

»Verdammt, Bennie, das ist Adam Barnards verlorener Schuh! Und das Handy steckte in diesem Schuh?«

»Scheiße, das ist wirklich unglaublich!«

»Wo habt ihr den Schuh her?«

»Ich weiß es nicht, dafür musst du Jeremy Oerson von der Metro anrufen. Er ist da so was wie ein Feldmarschall.«

»Was ist ein Feldmarschall?«

»Ich meine irgendein hohes Tier. Warte, ich gebe dir seine Nummer ...« Er suchte in seinem Handy danach.

»Und du bist zum Kaptein befördert worden?«, fragte Dekker, und Griessel hörte, wie er sich bemühte, seinen Neid zu unterdrücken. Dann sagte er: »Kannst du bitte mal für mich Barnards Anrufliste überprüfen?«

»Warte«, sagte Griessel. Er brauchte eine Weile, weil er dieses Handymodell nicht kannte.

»Er muss gestern Abend um kurz vor zehn jemanden angerufen haben«, erklärte Dekker.

Endlich fand Griessel, was er suchte. *KEINE EINTRÄGE*, zeigte das Display.

»Alles gelöscht«, sagte er zu Dekker.

Barry beobachtete einen Lieferwagen, der an der Ecke vor dem Carlucci's stand, während er den Anruf auf seinem Handy annahm.

»Barry.«

»Warum sind sie noch nicht reingegangen?«, hörte er die Stimme des Graubärtigen.

»Sie können es nicht riskieren. Vor dem Restaurant am Ende der Straße steht ein Lieferwagen auf der Upper Orange, und der Fahrer schaut genau in unsere Richtung.«

»Seit wann?«

»Na ja, sie sind schon seit einer ganzen Weile beim Ausladen, also dürfte es nicht mehr lange dauern.«

Einen Augenblick lang sagte der Graubärtige nichts. »Wir haben keine Zeit mehr.« Zum ersten Mal hörte Barry einen Anflug von Besorgnis in der Stimme des Mannes. Dann hatte er sich wieder unter Kontrolle: »Ruf mich an, wenn die Luft rein ist. Ich will genau wissen, wann sie reingehen.«

»Okay, Mr B.«

Ein Schnauzer so groß wie sein Ego, dachte Mbali Kaleni.

Sie saß mit Jack Fischer an einem runden Tisch in dessen luxuriösem Büro. Auf der einen Seite befand sich der große Schreibtisch aus dunklem Holz, auf der anderen Seite ein Bücherschrank, der die ganze Wand bedeckte, von oben bis unten mit juristischer Fachliteratur gefüllt. An den anderen beiden Wänden hing jeweils ein großes Ölgemälde, Landschaftsstücke, die das *Bosveld* und das *Boland* zeigten. Hinter dem Schreibtisch dämpften dicke, tiefroter Gardinen das einfallende Licht. Auf dem Fußboden lag ein Perserteppich, neu und geschmackvoll.

Fischer war an die sechzig und trug sein volles, dunkles Haar mit den grauen Schläfen in einem peniblen Seitenscheitel. Sein verwittertes Gesicht erinnerte an einen Raubvogel und wies die feinen Fältchen eines lebenslangen Rauchers auf. Und dazu dieser lange, dicke Schnauzer. Kaleni vermutete, dass sein dunkelblauer Anzug maßgeschneidert war; er passte zu gut.

Sie mochte ihn nicht. Seine Freundlichkeit war falsch, oberflächlich und ein wenig herablassend – jene Haltung, die zahlreiche männliche *Afrikaner* eines gewissen Alters Schwarzen gegenüber an den Tag legten. Er hatte sich mit einem blauen Aktenordner in der Hand von seinem Schreibtisch erhoben und sie gebeten, an dem runden Tisch Platz zu nehmen. Dann hatte er das Gespräch folgendermaßen eingeleitet: »Womit können wir Ihnen helfen?« *Wir*. Als sie es ihm erklärte, hatte er zunächst unter dem dicken Schnauzer gelächelt. »Ich verstehe.« Dann sagte er: »Ich hätte Ihnen ja gern eine Erfrischung angeboten, aber wie ich gehört habe, haben Sie Ihre eigenen mitgebracht.«

Sie reagierte nicht.

»Ihnen ist hoffentlich klar, dass ich Ihnen diese Information ohne einen entsprechenden Beschluss des Staatsanwalts keineswegs verschaffen müsste.«

Sie hatte sich auf dem exklusiven Stuhl bequem zurechtgesetzt und genickt.

»Aber schließlich sind wir ehemalige Angehörige der Polizeimacht.«

Genau dieses »Schließlich« brachte sie zu dem Entschluss, ihn mit seinen eigenen rhetorischen Waffen zu schlagen. »Wir ziehen es heutzutage vor, bezüglich der SAPS von der *Polizeibehörde* zu sprechen«, korrigierte sie ihn. »Und ich bin davon ausgegangen, dass ehemalige Ermittler sich der Sachdienlichkeit und Dringlichkeit von Indizien in einem Mordfall bewusst sind.«

Wieder dieses herablassende Lächeln unter dem Schnauzer. »Ja, wir sind uns dessen nur allzu sehr bewusst. Daher versichere ich Ihnen meine rückhaltlose Bereitschaft zur Zusammenarbeit.«

Fischer schlug die Akte auf. Auf dem Deckblatt standen der Name *AfriSound* und eine Aktennummer. Mbali fragte sich, ob der Buchhalterlackaffe von der Plattengesellschaft vorher bei Fischer angerufen und ihn gewarnt hatte, dass eine Ermittlerin unterwegs zu ihm sei. Allein diese Frage war schon recht interessant.

»Wir haben lediglich eine Zahlung von AfriSound auf ein Konto mit Decknamen bis zu einem gewissen Meneer Daniel Lodewikus Vlok zurückverfolgt und uns danach mit einem Subunternehmer in Bloemfontein in Verbindung gesetzt, der sich mit Vlok unterhalten sollte. Zweck dieses Gesprächs war es lediglich, Vlok über die Zahlung und die Umstände zu unterrichten, die dazu geführt hatten. Wir hatten nicht vor, einen unschuldigen Mann bei unserem Mandanten anzuschwärzen.«

»Doch dann hat der Subunternehmer Vlok zusammengeschlagen.«

»Aber nein!« Große Empörung.

Kaleni sah ihn mit einem Gesichtsausdruck an, der besagte, dass er sie nicht für dumm verkaufen sollte, nur weil sie sich als Frau in einer Männerwelt bewegte.

»Inspekteur Kaleni«, sagte Fischer mit seiner aufgesetzten Höflichkeit, »wir sind die Privatdetektei mit dem größten Umsatzzuwachs in ganz Südafrika – weil wir ehrlich und effektiv arbeiten. Warum sollte ich durch ungesetzliches Auftreten unsere Zukunft riskieren?«

Dies war der Augenblick, in dem Mbali Kaleni den Vergleich zwischen dem Schnauzer und dem Ego zog. »Wie heißt der Subunternehmer, und wie kann ich ihn erreichen?«

Er zierte sich, ihr diese Auskunft zu geben. Erst betrachtete er eines seiner Gemälde an, dann aber stand er langsam und sichtlich widerstrebend auf und holte sein Adressbuch aus einer der Schubladen seines riesigen Schreibtischs.

Mat Joubert sagte, er wolle jetzt gehen, denn er sehe, wie beschäftigt sie seien. Griessel begleitete ihn zur Tür. Als sie sich außer Hörweite der anderen befanden, verkündete der große Ermittler: »Bennie, ich gehe zu Jack Fischer.«

»*Jissis*, Mat!«, sagte Griessel.

Joubert rollte seine breiten Schultern. »Ich habe lange darüber nachgedacht. Es war eine schwere Entscheidung. Du weißt: Ich bin mit Leib und Seele Ermittler.«

»Und warum kneifst du dann? Des Geldes wegen?« Er war wütend auf Joubert, denn dann wäre er so ungefähr der letzte Weiße bei den ganzen SAPS, und sie hatten einen so langen Weg gemeinsam zurückgelegt.

»Du weißt, dass ich es niemals nur wegen des Geldes tun würde.«

Griessel wandte den Blick ab und sah zu Vusi hinüber, der bei Oliver Sands saß. Er wusste, dass Joubert die Wahrheit sagte, denn seine Frau Margaret hatte ein Vermögen geerbt. »Aber warum dann?«

»Weil ich einfach keine Lust mehr habe, nachdem sich alles so sehr verändert hat, Bennie. Bei der Mordkommission konnte ich wertvolle Arbeit leisten, aber jetzt ...«

Joubert war Leiter der Mordkommission gewesen, und er hatte seine Sache gut gemacht. Er war der beste Chef gewesen, für den Griessel je gearbeitet hatte. Deswegen nickte er jetzt – zum ersten Mal mit einem gewissen Verständnis.

»Ich sitze jetzt schon seit vier Monaten bei der Provinzialen Sondereinheit«, fuhr Joubert fort, »ohne ein Budget, ohne Leute, ohne fest umrissene Aufgaben. Die wissen nicht, was sie mit mir anfangen sollen. John Afrika hat mir klargemacht, dass ich mich damit abfinden muss, nicht mehr weiter befördert zu werden. So läuft das eben heute. Das

hätte mich nicht mal so sehr gestört, aber einfach so tatenlos rumzusitzen ... Und für den anderen Mist werde ich allmählich zu alt, Bennie, die Sperenzchen des Nasionale Kommissaris, die ganze Sache mit der Skerpioene-Sondereinheit, die Rassenquoten, die sich jedes Jahr ändern – immer alles je nach der aktuellen Politik. Wenn Zuma wirklich Präsident wird, sind die Xhosas raus und die Zulus drin, und dann verändert sich wieder alles, neue Führungsebene, neue Aufgaben, neue Schwierigkeiten.«

Und was ist mit mir? fragte sich Griessel frustriert, aber er sah Joubert nur wortlos an.

»Ich habe das Gefühl, dass ich meinen Teil geleistet habe, Bennie, dass ich alles gegeben habe, was ich konnte. Für das neue Südafrika. Und welche Aussichten habe ich schon in meinem Alter? Im Juli werde ich fünfzig. Es gibt einen Typen, der Polizisten für Australien wirbt, der hat auch mit mir Kontakt aufgenommen. Aber was soll ich da? Das hier ist mein Land, ich liebe meine Heimat ...«

»Schon gut«, sagte Bennie Griessel, denn er sah den Ernst in Jouberts Gesicht und unterdrückte seinen Ärger.

»Ich wollte es dir nur sagen.«

»Danke, Mat. Wann hörst du auf?«

»Ende des Monats.«

»Aber warum Jack Fischer? Er ist doch ein Arschloch, oder?«

Joubert lächelte. So was konnte auch nur Bennie Griessel fragen. »Für wie viele Arschlöcher haben wir beide schon gearbeitet?«

Griessel fiel in sein Lachen ein. »Für viele.«

»Jack und ich waren früher zusammen in der Mordkommission. Er war ein guter Ermittler, ehrlich, auch wenn er ein eitler Lackaffe ist.«

In West Lafayette war es früh am Morgen, neun Minuten nach sechs, als Bill Anderson die Treppe zur Diele hinuntereilte, wo ihn sein Anwalt Conelly und Polizeichef Dombkowski in Gesellschaft seiner Frau erwarteten.

»Tut mir leid, Chief, dass ich Sie habe warten lassen«, entschuldigte sich Anderson. »Ich musste mich noch anziehen.«

Der Polizeichef von West Lafayette, ein großer Mann in den mittleren Jahren mit der Nase eines ehemaligen Boxers, begrüßte ihn mit Handschlag. »Tut mir wirklich leid, Bill, diese ganze Situation.«

»Danke, Chief.«

»Sollen wir?«, fragte Conelly.

Die beiden anderen Männer nickten. Anderson nahm beide Hände seiner Frau in seine. »Jess, wenn sie anruft, bleibe ruhig und versuche, soviel wie möglich herauszufinden.«

»Mache ich.«

»Und gib ihr die Nummer des Captains. Ghree-zil, sie soll ihn unbedingt anrufen!«

»Möchtest du lieber hierbleiben, Bill?«, fragte Conelly.

»Nein, Mike, ich muss euch begleiten. Das bin ich Erin und ihrer Familie schuldig.« Er öffnete die Haustür. Eisige Kälte schlug hinein, so dass seine Frau ihren Morgenmantel fester zusammenzog. »Ich habe mein Handy dabei. Bitte ruf mich an«, bat er zum Abschied seine Frau.

»Natürlich, sofort.«

Sie gingen hinaus. Anderson schloss die Tür hinter sich. Jess ging ins Arbeitszimmer, langsam und tief in Gedanken.

Dann klingelte das Telefon.

Sie erschrak, presste die Hand aufs Herz und schnappte nach Luft. Sie lief zurück an die Haustür, riss sie auf und sah die Männer in das Polizeifahrzeug einsteigen.

»Bill!«, rief sie mit hoher, ängstlicher Stimme.

Sie sah, wie ihr Mann angerannt kam, und eilte zum Telefon.

Rachel Anderson saß an dem Tisch, der unter Piet van der Lings Laptop und seinen zahlreichen Büchern fast begraben war. Sie hörte das Freizeichen. Auf einem anderen Kontinent klingelte das Telefon – lange, zu lange, dachte sie, warum gehst du nicht dran, Papa?

»Rachel?«, hörte sie plötzlich die Stimme ihrer Mutter, außer Atem, verängstigt.

»Mama!« Sie war überrumpelt, denn sie hatte die ruhige Stimme ihres Vaters erwartet.

»Oh, mein Gott, Rachel, wo bist du, geht es dir gut?« Rachel hörte die unterdrückte Hysterie und schreckliche Sorge ihrer Mutter heraus.

»Mir geht es gut, Mama, ich bin bei einem sehr netten Mann. Momentan bin ich in Sicherheit.«

»Gott sei Dank! Wir haben mit der Polizei dort drüben gesprochen, mit dem Botschafter und dem Kongressabgeordneten hier, alles wird gut, Rachel, alles wird gut! – Bill, sie ist in Sicherheit, sie ist bei jemandem, einem netten Mann, Rachel, oh, wie froh wir sind! Ich hab dich lieb, Schatz, hörst du, ich hab dich so sehr lieb!«

»Ich hab dich auch lieb, Mama!«

»So, ich geb dir mal deinen Vater, hör ihm gut zu, er nennt dir eine Telefonnummer, die du anrufen sollst. Versprich mir, dass du genau das tust, was er dir sagt, bitte, versprich es mir, Rachel!«

»Ich verspreche es dir, Mama. Mir geht es gut, aber ihr habt euch bestimmt große Sorgen gemacht.«

»Denk nicht an uns, wir kümmern uns um alles, Schätzchen. Wie schön, deine Stimme zu hören, ich kann es kaum glauben, hier ist dein Vater, ich hab dich lieb, hörst du, ich hab dich sehr lieb!«

»Ich hab dich auch lieb«, sagte Rachel Anderson und lächelte unter Tränen der Sehnsucht und Dankbarkeit. Dann hörte sie die Stimme ihres Vaters: »Liebling? Geht es dir

gut?«

»Ja, Papa, mir geht es gut. Ich bin bei einem sehr netten älteren Herrn, bei ihm zu Hause. Hier bin ich sicher.«

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie erleichtert ich bin, Schätzchen, das sind wirklich gute Neuigkeiten«, sagte ihr Vater mit beruhigender Stimme. »Wir setzen von hier aus alle Hebel in Bewegung, um dir zu helfen. Ich habe mit dem Generalkonsul in Kapstadt gesprochen. Sie sind über alles informiert. Ich gebe dir die Nummer. Aber zuerst notierst du dir die Nummer eines Captains von der Kripo. Du hast zwar beim letzten Mal gesagt, du könntest dich nicht an die Polizei wenden, aber dieser Mann wurde uns von ganz oben empfohlen. Ich habe auch schon persönlich mit ihm gesprochen. Er ermittelt in deinem Fall, und er hat mir sein Wort gegeben, dass er dich in Sicherheit bringen wird, okay?«

»Hundertprozentig?«

»Ganz sicher. Sogar der südafrikanische Polizeiminister weiß von dir. Der Generalkonsul hat Kontakt mit ihm aufgenommen, also ist die Sache auf höchster Ebene bekannt. Dir kann nichts passieren. Kannst du dir die Nummern aufschreiben?«

Rachel ließ den Blick über den Schreibtisch wandern, entdeckte das gelbe Ende eines Bleistifts unter einem Dokument, zog ihn heraus und drehte eines der zahllosen beschriebenen Blätter um.

»Ich bin soweit«, sagte sie entschlossen und erleichtert. Der Albtraum war fast vorbei.

Mbali Kaleni hatte auf dem Paradeplatz geparkt. Sie ging in der hellen Sonne durch die Gasse der Blumenverkäufer, an der alten Post vorbei und zwischen den Buden entlang, die von Schuhen bis zu Knabbernüssen alles verkauften. Sie überlegte kurz, sich gebrannte Cashews zu holen, aber sie wollte doch lieber so schnell wie möglich nach Oranjezicht zurückkehren, um sich dieses Haus noch einmal anzusehen.

Sie beschleunigte ihre Schritte, und ihre große schwarze Handtasche schwang im Takt dazu.

»Eines müssen Sie mir erklären«, sagte Griessel zu Oliver Sands. Er stand aufrecht, Sands saß am Tisch, immer noch verwundert, als sei die ganze Aufmerksamkeit zu viel für ihn. »Warum haben die Mädchen ihre Rucksäcke mit in den Club genommen?«

»Die Rucksäcke ...«, sinnierte Sands. »Sie haben sie überall mit sich herumgeschleppt. Typisch Mädchen, glaube ich. Sie wissen schon, für ihr Make-up und so.«

Griessel dachte an den Rucksack, den Oerson gefunden hatte. Klein, kompakt. Schon möglich. Er musste die Plastikmülltüte untersuchen, aber nicht hier. Er würde zum Caledonplein zurückkehren müssen.

»Hier Jeremy«, meldete sich Oerson am Handy, und Fransman Dekker hörte sofort, dass er ein Farbiger war und höchstwahrscheinlich im Auto saß.

»*My broe*‘, mein Name ist Fransman Dekker von den SAPS – wie geht’s so bei euch?«, fragte Dekker freundlich, denn Griessel hatte ihn gewarnt, der Metro-Offizier sei ein »harter Brocken«.

»Alles klar. Und bei euch?«

Fransman verfiel in Farbigen-Afrikaans. »Auch gut. Hör mal, in dem Müllsack, den eure Leute uns gebracht haben, hat eine kleine Überraschung gesteckt – ein Schuh, Größe zehneinhalb. Kannst du mal eben nachhören, wo eure Leute den aufgelesen haben?«

»Ich kann dir da nicht weiterhelfen, aber ich lasse die Männer reinkommen und frage sie.«

»Vielen Dank, es geht nämlich um einen Mordfall. Ich muss leider los, du weißt, wie das ist.«

»Ja, ich weiß. Es kann zehn Minuten dauern, ich kann gerade schlecht weg.«

»Rufst du mich zurück?«

»Sofort, *my broe*‘.«

Dekker beendete die Verbindung und klopfte am Büro des Buchhalters Wouter Steenkamp an. Als keine Antwort kam, öffnete er die Tür. Steenkamp telefonierte, er sagte gerade: »... müssen die blöden Bullen uns dabei helfen, sonst muss ich mir was anderes einfallen lassen.« Er sah Dekker, sagte: »Augenblick mal.« Dann, an Dekker gewandt: »Eine Horde Journalisten blockiert den Empfang unten. Könnten Sie vielleicht mal etwas dagegen unternehmen?«

»Mach ich.«

»Sie helfen uns«, sagte Steenkamp ins Telefon. »Gut, bis dann.« Er sah Dekker erwartungsvoll an.

»Ich werde sie auffordern, draußen zu warten. Am besten schließen Sie die Tür vorne ab.«

»Es ist ein Chaos«, beschwerte sich Steenkamp.

»Trotzdem warten Sie bitte hier, wir müssen uns noch einmal unterhalten«, sagte Dekker.

»Worüber denn noch?«

»Ich habe neue Informationen«, sagte Dekker, ehe er hinausging, um die Journalisten zu bändigen. »Es gibt Leute, die behaupten, dass ihr sie bescheißt.«

»Ihre Mitarbeiter können jetzt wieder gehen«, sagte Vusi zu Galina Federova.

»Sie wollen also niemanden verhaften«, erwiderte sie sarkastisch, eine Zigarette zwischen den Fingern.

»Nein. Sie haben uns sehr geholfen.«

Griessel fand, dass Vusi viel zu höflich war. Er sollte der blöden Ausländerin lieber drohen, sie einzubuchten, wenn sie weiterhin rumzickte. Seine Nerven lagen blank. Er musste hier raus, weg von dem Alkoholgeruch und den Flaschen, dieser verdammten, nur mühsam gezügelten Gier, die in ihm wütete. Er hatte keine Ahnung, was er als

Nächstes tun sollte. Sie wussten jetzt, dass die Mädchen hier gewesen waren, dass sie sich mit anderen unterhalten und sich gestritten hatten. Sie wussten, dass zwei Männer kurz nach den Mädchen gegangen waren, sie wussten von der Hetzjagd die Langstraat entlang, aber das alles nützte ihnen einen Scheißdreck, denn dadurch würden sie sie auch nicht finden. Dann klingelte sein Handy. Er zerrte es verärgert aus der Tasche und meldete sich: »Bennie Griessel.«

»Ich war bei Alexa Barnard, Bennie«, sagte Doc Barkhuizen.

»Geht es ihr gut, Doc?«

»Sie ist mit Medikamenten vollgepumpt, aber du weißt, was ihr bevorsteht. Sie ist eine starke Frau, Bennie. Und schön ist sie auch. Ich kann mir denken, warum du so besorgt um sie bist.«

»Ach, hör schon auf, Doc.« Während der Doc lachte, registrierte Griessel, wie der nächste Anrufer anklopfte.

»Sie hat gesagt, wenn du Zeit hättest, würde sie gern mit dir reden. Es ginge um ihren Mann ...«

»Doc, da ruft noch jemand an, heute ist der Teufel los, danke, dass du sie besucht hast. Wir telefonieren.« Griessel nahm den anderen Anruf entgegen.

Griessel nannte seinen Namen, und eine Frau mit amerikanischem Akzent fragte auf Englisch: »Sind Sie Captain Bennie Ghree-zil?« Er dachte: Was habe ich denn gerade gesagt?, antwortete aber: »Yes.«

»Mein Name ist Rachel Anderson. Mein Vater hat gesagt, ich soll Sie anrufen.«

Der Name versetzte ihm einen heißen Stich. Er zuckte zusammen, rief: »*Jissis!*«, sagte dann: »Ja, ja! Sind Sie in Sicherheit, wo stecken Sie denn?« Das Adrenalin pulsierte durch seine Adern. Er ging die zwei Schritte zu Vusi hinüber, legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn auf sich aufmerksam zu machen, und als sich sein schwarzer Kollege umblickte, sagte er: »Rachel Anderson«, und zeigte auf sein Handy. Vusi strahlte über das ganze Gesicht.

»Ja, ich bin bei einem Mr Piet van der Lingen, die Adresse ist ...« Griessel hörte eine Männerstimme im Hintergrund. Dann wieder Rachel: »... Upper Orange Street Nummer sechs ... in Orainisiegh?«

»Ja, ja, Oranjezicht, Upper Orange Nummer sechs, rühren Sie sich nicht von der Stelle! Ich bin unterwegs. Machen Sie niemandem die Tür auf! Ich rufe an, wenn ich da bin, bitte, Miss Anderson!«, sagte er fast flehentlich. Lieber Himmel, das war mal eine gute Nachricht! Griessel bedeutete Vusi, dass sie sofort los mussten. Er eilte im Laufschrift zur Tür hinaus, den Flur entlang in Richtung Ausgang, immer schneller, hörte Vusis Schritte hinter sich.

»Ich bleibe, wo ich bin«, sagte Rachel Anderson, und sie klang beinahe fröhlich, als freue sie sich auf sein Kommen. Bennie Griessel erreichte die Hintertür, stürmte hinaus auf die Straße und rannte los, so schnell er konnte.

Barry stand hinten auf der Ladefläche seines Bakkies und beobachtete, wie der Fahrer des Lieferwagens einstieg und den Motor des Lkws anließ. Dann blickte er nach rechts, wo der hohe, leistungsstarke Peugeot Boxer-Transporter wartete. Das Handy lag in seiner schwitzigen Hand. Er drückte die Ruftaste und hielt den Apparat ans Ohr.

»Ja?«, fragte der Mann mit dem grauen Bart.

»Der Lkw fährt los.«

»Gut. Kannst du den Transporter sehen?«

Barry warf einen Blick auf den staubigen, schmutzigen Peugeot. »Ja, sie machen sich jetzt auf den Weg.«

»Jay ruft gleich Eben an, der die Hintertür bewacht. Dann wendet er den Transporter und kehrt zum Tor an der Upper Orange zurück. Er will fahrbereit in Richtung Stadt stehen. Wenn sie rauskommen und das Tor durchqueren, gibst du mir Bescheid.«

»Mach ich. Bis gleich.«

Piet van der Lingen stand neben ihr am großen Arbeitstisch. Sie sagte: »Der Polizist ist unterwegs, Captain Bennie Ghree-zil.« Der alte Mann konnte förmlich dabei zusehen, wie eine Verwandlung mit ihr vorging. Plötzlich blitzten ihre Augen fröhlich, und alle Anspannung war von ihr abgefallen. Er lächelte mit seinen schneeweißen falschen Zähnen und scherzte: »Jetzt musst du nur noch richtig Afrikaans lernen. Sag mal: Ch-riess-el.«

»Chchch...«, machte sie, als hätte sie einen Frosch im Hals.

»Nicht schlecht«, sagte er. »Und dann das ›r‹ hinterher. Chriessel.«

»Ghe-riessel.«

»Fast. Ggg-riessel.«

»Griessel.«

»Sehr gut!« Beide lachten, und Rachel sagte: »Wie kann ich Ihnen nur jemals danken?«

»Für was willst du dich bedanken? Dafür, dass du einem alten Mann mit deiner Gesellschaft eine Freude bereitet hast?«

»Nein, dafür, dass Sie mir das Leben gerettet haben.«

»Na ja, wenn du es so siehst ... Dann wünsche ich mir, dass du noch mal zum Mittagessen kommst, bevor du nach Hause fliegst.«

»Sehr gerne!«

Dann sah sie, wie er den Kopf hob und zum Fenster hinausblickte. Er wirkte plötzlich besorgt. Sie folgte seinem Blick, und da sah sie die Männer. Vier von ihnen kamen auf das Haus zu.

»Oh, mein Gott!« Rachel richtete sich im Stuhl auf. »Nicht die Tür aufmachen!« Ihre Stimme klang wieder verängstigt. »Die wollen mich umbringen – gestern Nacht haben sie meine Freundin ermordet!« Sie rannte den Flur entlang, aber das war eine Sackgasse. Sie hörte, wie jemand von außen grob am Türknauf zerte und fuhr voller Panik herum.

Dann zerbrachen sie das Bleiglas der Haustür.

Rachel stürzte durch die Diele, eilte in die Küche, dort gab es eine Hintertür. Eine Hand griff durch das kaputte Fenster, um die Haustür von innen zu öffnen. »Kommen Sie!«, rief sie van der Lingen zu. Der alte Mann stand da wie angewurzelt, als wolle er die Eindringlinge aufhalten.

»Nein!«, schrie sie.

Die Tür schwang auf. Sie musste weg, stürmte durch die Küche, hörte einen Schuss in der Diele, stieß einen Angstlaut aus, erreichte die Hintertür, sah das lange Fleischmesser auf dem Trockengestell, griff danach, riss die Hintertür auf und stand plötzlich draußen im hellen Sonnenschein. Im Garten wurde sie von zweien von ihnen abgepasst, die ihr den Weg zu dem kleinen Tor in der Ecke versperren. Sie rannten auf sie zu, schwarz und weiß, entschlossene Gesichter. Hinter ihr eilige Schritte. Sie hatte keine Wahl. Sie sprintete auf den ersten zu, es war der Weiße. Mit ausgebreiteten Armen wollte er sie fangen. Blitzschnell stieß sie mit dem Messer zu, voller Hass und Ekel und hysterischer Todesangst. Sie zielte auf seine Brust. Er wollte ausweichen, aber es war zu spät. Das Messer durchdrang seine Kehle. Ungläubig sah er sie an.

»Miese Schlampe!«, schrie der Schwarze. Er schlug sie mit der Faust, traf ihre Schläfe, eine Kaskade von Licht explodierte in ihrem Kopf. Rachel fiel nach rechts auf den Rasen, hörte ihre Rufe. Sie zappelte und versuchte aufzustehen, doch sie stürzten sich auf sie, einer, zwei, drei, noch mehr, noch ein Faustschlag ins Gesicht. Sie hielten ihre Arme fest und stießen kurze, brutale Rufe aus. Rachel sah einen Arm, hochehoben, etwas Metallisches, das auf ihr Gesicht zukam. Dann wurde es dunkel.

Griessel kurvte im Höllentempo durch die Straßen. Er hatte das Blaulicht aus dem Kofferraum geholt, auf das Dach gepflanzt, es an den Zigarettenanzünder angeschlossen, aber das verdamnte Ding funktionierte nicht. Also fuhr er mit Warnblinker, aber das nutzte nicht viel. Er drückte auf die Hupe, sagte zu Vusi: »Ich hätte doch einen Wagen mit Sirene nehmen sollen!« Er raste weiter die Langstraat hinauf und überfuhr eine rote Ampel nach der anderen. Aber jedes Mal musste er vom Gas gehen, den Arm zum Fenster rausstrecken und dem Verkehr von links und rechts wild zuwinken. Vusi tat dasselbe auf seiner Seite.

»Sie müsste eigentlich in Sicherheit sein«, wandte Vusi vorsichtig ein. Dieser ewige verdamnte Diplomat! Griessel wusste, was er meinte: Wir brauchen doch nicht so zu rasen, sie hat doch gesagt, sie wäre bei einem netten Mann.

»Ja, müsste sie«, erwiderte Griessel, fuchtelte wild herum und hupte infernalisch, »aber ich kann mir keinen Fehler erlauben.« Er gab Vollgas, dass die Reifen des Opels auffaulten.

Mbali Kaleni fuhr gelassen die Annandale entlang, wo sich der Verkehr kurz vor der Abzweigung in die Bo-Oranje staute. Sie schaltete den Blinker ein, weil sie sich einordnen wollte, aber niemand ließ sie rein. Sie schüttelte den Kopf. Typisch Kapstädter. In Durban würde das nie passieren. Endlich wurde links eine Lücke frei, und sie zog rüber.

Die Ampel war rot.

Ist ja wie im Bienenstock, dachte Fransman Dekker. Das Summen, die Mikrofone wie Stacheln. Und sie konnten stechen, wenn sie wollten.

Er postierte sich auf der Treppe und rief laut: »Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit!«

Die Traube schwärmte auf ihn zu. Es mussten an die zwanzig Journalisten sein, die jetzt ihn mit Fragen bombardierten und ihm die Mikros entschlossen entgegenstreckten. Er hörte nur Satzketten: »... Iván Nell ihn erschossen hat?« – »... wann beten die Geysers?« – »... versucht, Alexa Barnard zu ermorden?« – »... Xandra tot?«

Dekker hob die rechte Hand, um sie zum Verstummen zu bringen. Still stand er da, mit gesenktem Kopf. Irgendwann mussten sie ja mal den Mund halten.

Kaleni sah sie.

Zuerst fiel ihr der Transporter vor dem Haus auf. Im ersten Moment dachte sie, es seien diese Idioten von der Spusi. Sie konnte die beiden nicht leiden. Ärger stieg in ihr auf. Was hatten die hier noch zu suchen?

Als sie näher heranfuhr, erkannte sie eine Bewegung auf der Belmontstraat. Leute, die etwas trugen.

Was war hier los?

Sie fuhr noch näher heran. Sie waren zu viert und offenbar in Eile. Jeder trug einen Teil der Last. Sie liefen wie eine Krabbe über den Bürgersteig, aber der Holzzaun verbarg ihre Fracht. Mbali Kaleni vermutete, dass sie auf dem Weg zu dem in der Bo-Oranje geparkten Transporter waren.

Merkwürdig.

Als sie hinter der Ecke des Holzzauns hervorkamen, erkannte Kaleni, was sie da trugen: Es war das Mädchen. Reglos hing sie da, und die jungen Männer schleppten sie an Armen und Beinen.

Mbali Kaleni fuhr schneller, fasste mit der rechten Hand an die Hüfte, schob die Lederschlaufe von ihrer Dienstwaffe, schwenkte quer über die Straße und hielt genau auf den Kühler des Transporters zu. Sie fuhr zu schnell, würde nicht rechtzeitig anhalten können, trat mit voller Wucht auf die Bremse. Auf der Fahrerseite stieg ein Mann aus dem Transporter, eine Pistole mit Schalldämpfer in der Hand. Die kleinen Reifen des Corsas quietschten, das Heck rutschte weg, sie würde gegen den Bordstein knallen, riss das Lenkrad herum, kam zum Stehen, nur einen Meter von dem Peugeot entfernt. Der Corsa stand quer. Instinktiv versuchte Kaleni, das Nummernschild zu erkennen, CA 4 ... Sie sah, wie eine Schusswaffe auf sie gerichtet wurde, in der Windschutzscheibe war plötzlich ein Stern, die Kugel schlug in etwas Metallisches hinter ihr, sie wollte sich ducken, aber der Sicherheitsgurt hielt sie zurück.

»*MJesus!*«, sagte sie leise und streckte die Hand aus, um die Schnalle zu lösen.

Er schoss auf sie, traf sie, sie fühlte den furchtbaren Einschlag in ihrem Körper, aber der Sicherheitsgurt war gelöst, und sie legte sich flach hin. Mit der rechten Hand zog sie ihre Pistole und feuerte drei Mal blindlings durch die Windschutzscheibe. Der Schmerz war ein Erdbeben, das sie langsam und unaufhaltsam durchzog. Sie sah sich die Wunde an. Ein kleines Loch unter der linken Brust. Blut, ein Rinnsal, das in eine Pfütze auf dem Polster tropfte. Wo sie doch ihr Auto immer so picobello sauber hielt! Sie gab weitere Schüsse ab und richtete sich dann rasch auf. Der Schmerz schien sie in der Mitte zu zerreißen.

Wieder warf sie einen raschen Blick durch die Windschutzscheibe. Der Mann war fort, doch aus den Augenwinkeln heraus nahm sie eine Bewegung wahr. Er stand neben ihr! Genau neben ihrer Tür, die Pistole in beiden Händen, den tödlichen, langen Dämpferlauf auf ihr Auge gerichtet. Sie sah, dass er etwas um den Hals trug, eine Art afrikanischen Anhänger, Perlen, die ein Wort bildeten. Sie riss den Kopf zurück und schwenkte ihre Waffe herum, jedoch mit der Gewissheit, sterben zu müssen und einer flüchtigen Enttäuschung darüber, dass es so kurz gewesen war, dieses Leben. Sie sah, wie sich der Finger entschlossen um den Abzug krümmte.

Griessel hupte sich den Weg von der Annandale in die Bo-Oranje frei. Ein Typ in einem ekelhaft gelben Hummer zeigte ihm den Stinkefinger, zwei Fahrzeuge mussten scharf bremsen, als er über die Kreuzung flog. Vusi klammerte sich an dem Handgriff über dem Fenster fest. Er sagte kein Wort.

Bennie gab Vollgas, beschleunigte aus der Kurve heraus. Sie waren fast da. Ein Verrückter in einem silbernen Transporter kam bergab angerast, mitten auf der Straße. Wieder drückte er auf die Hupe, wich aus, fuhr vorbei und erhaschte dabei einen Blick auf das Gesicht des Fahrers. Ein junges Arschloch mit verkniiftem Gesicht. Dann blickte er wieder auf die Straße vor sich, die plötzlich leer und offen vor ihm lag. Er schaltete einen Gang zurück, trat das Gaspedal durch bis aufs Bodenblech. Der Motor heulte auf, er schaltete wieder, rauf auf den Hügel, hier kannte er sich aus. Seine Wohnung lag nur einen Block entfernt in der verdammten Vriendestraat. Idiotischer Name, fand er bis heute. Auf der rechten Seite kam der De Waalpark, da sagte Vusi: »Es ist gleich da vorne.«

Als sie die Kuppe des Hügels erreichten, sahen sie den Corsa. Sie sagten kein Wort. Sie wussten, wenn ein Auto so schief mitten auf der Straße stand, war immer irgendetwas oberfaul.

Plötzlich fuhr ein Pickup ganz knapp vor ihm auf die Straße, aus einer langen Garageneinfahrt heraus. Griessel trat mit voller Wucht auf die Bremse. Der Opel ging vorne in die Knie, die Reifen quietschten und qualmten. Griessel wich nach links aus und knallte mit den Rädern gegen den Randstein. »Scheiße«, sagte er, roch die versengten Reifen und stieß zurück, ganz knapp an der Front des Toyotas vorbei. Für Bruchteile von Sekunden sah er den jungen Mann am Steuer: große, erschrocken aufgerissene Augen. Dann schaute er sich den Corsa genauer an: War die Windschutzscheibe zersplittert? Er wendete, stellte sich quer auf die Straße, hielt hinter dem weißen Kleinwagen an, sprang aus dem Dienstwagen heraus und hörte nur noch, wie der Toyota mit aufheulendem Motor in Richtung Stadt raste. Er warf ihm einen flüchtigen Blick hinterher. Blödes Arschloch! Er sah die Hausnummer auf dem Holzzaun. Sechs. Patronenhülsen, er roch Kordit. Hier war etwas Schlimmes passiert! Einschusslöcher in der Windschutzscheibe des Corsas und im Fenster auf der Fahrerseite. Jemand saß in sich zusammengesunken am Steuer. Scheiße!

»Es ist Mbali!«, rief Vusi, der die andere Tür aufriss.

Dann erkannte auch Griessel sie. Das Kinn lag ihr auf der Brust, die Kopfstütze war blutverschmiert.

»*Jissis!*«, stöhnte Griessel, riss die Tür auf und legte ihr die Finger an die Halsschlagader. Aber er rutschte ab, alles war glitschig vom vielen Blut. Dann sah er die Wunde unterhalb ihres Ohrs, Kieferknochensplitter, weiße Bröckchen, und eine pulsierende Ader, die rhythmisch dicke rote Flüssigkeit herauspumpte.

»Den Notarzt! Schnell! Sie lebt!«, rief er, lauter als beabsichtigt, mit wild klopfendem Herzen. Er zog an ihrer Schulter, ganz vorsichtig, bis er es geschafft hatte, sie umzudrehen, schob die Arme unter ihren Achseln hindurch und fühlte noch mehr Blut weiter unten. So behutsam wie möglich zog er sie aus dem Auto und legte sie auf den Bürgersteig. Vusi kam angerannt, das Handy in der Hand.

Kaleni hatte zwei Wunden, von denen die am Kopf am heftigsten blutete. Griessel sprang auf, suchte nach seinem Taschentuch, fand es, bückte sich zu Mbali Kaleni hinunter und drückte das Stück Stoff gegen die Wunde. Er hörte Vusi reden, drängend. Er wechselte die Hand, drückte das Taschentuch mit der Linken weiter an die Wunde

und holte sein Handy hervor. Er hörte einen Wagen um die Ecke biegen, mit Vollgas in die Belmontstraat rein, aber er konnte sich nicht so weit drehen, um ihn zu erkennen, und sah nur noch das Heck verschwinden. Er blickte Kaleni an, sie würde es nicht schaffen, der Notarzt würde zu spät kommen.

»Hilf mir!«, sagte er zu Vusi. »Ich bringe sie ins Krankenhaus.«

Vusi kniete sich zu ihm und sagte mit ruhiger Stimme: »Sie sind unterwegs, Bennie.«

»*Jissis*, Vusi, bist du sicher?«, fragte er, den Blick auf das Display seines Handys geheftet, während er die Nummer der Dienststelle am Caledonplein suchte.

»Sie wissen, dass es sich um eine Polizistin handelt. Sie kommen.«

Griessel drückte das Taschentuch fester gegen die Wunde. Mbali regte sich, ruckte mit dem Kopf. »Mbali!«, sagte er verzweifelt.

Sie öffnete die Augen, den Blick auf unendlich, dann sah sie ihn an. »Der Notarzt ist unterwegs, Mbali«, sagte er ermutigend. »Du schaffst es!«

Sie gab einen Laut von sich.

»Bleib ganz still liegen, gleich sind sie da.«

Vusi nahm Mbali's Hand und begann, ihr leise in einer Schwarzensprache zuzureden. Dabei bewahrte er die ganze Zeit die Ruhe. Griessel sah ihn an und dachte: Er ist nicht hart, aber er ist stark.

Mbali versuchte, etwas zu sagen; Griessel spürte, wie sich der Kiefer unter seiner Hand bewegte, und beobachtete, wie das Blut aus ihrem Mund quoll. »Pst, Mbali, sei ganz still, der Krankenwagen muss jeden Moment hier sein.«

Er blickte hinüber zum Haus. »Vusi, bitte sieh mal nach, was da drinnen los ist.«

Der schwarze Ermittler nickte, sprang auf und rannte los. Griessel blickte Mbali an. Ihre Augen waren flehentlich auf ihn gerichtet. Er hielt ihr das Taschentuch fest an den Hals und bemerkte, dass er das Handy noch in der anderen Hand hielt. Er rief in der Dienststelle an, sie brauchten Verstärkung.

Dann schloss Mbali Kaleni die Augen.

Zuerst hörte Rachel nur den Lärm, rufende Stimmen, einen Motor mit hoher Drehzahl. Dann spürte sie die Schmerzen im Gesicht und wollte eine Hand ausstrecken und drauflegen, aber es gelang ihr nicht. Sie wurde durchgeschüttelt und verlor das Gleichgewicht, als der Wagen scharf um eine Kurve bog und anschließend beschleunigte.

Plötzlich sah sie alles wieder vor sich.

»Die Schlampe wacht auf«, sagte einer der Männer.

Rachel wollte die Augen öffnen und feststellen, wo sie war, aber es ging nicht. Ein Auge war zugeschwollen, mit dem anderen konnte sie nicht klar sehen. Nur verschwommen erkannte sie, dass vier Männer sie festhielten. Der Druck auf ihren Armen und Beinen war zu stark, zu fest, sehr schmerzhaft.

»Bitte«, flüsterte sie.

»*Fuck you!*«, herrschte einer sie an, so dass ihr Speicheltropfen ins Gesicht sprühten.

Ein Handy klingelte schrill.

»Der Chef«, sagte eine ihr bekannte Stimme.

»Scheiße!« Auch diese Stimme kannte sie. »Sag es ihm«

Rachel verdrehte das eine Auge, konnte die Männer aber nicht erkennen. Sie sah nur die vier, die sie festhielten, und die blickten jetzt alle geradeaus.

»Wenn's sein muss.« Und dann: »Mr B., hier ist Steve. Die dreckige Schlampe hat Eben abgestochen. – Nein, er hat mit Steve vor der Hintertür gewartet. – Ja, Chef, es ist schlimm, er wird sterben, wenn wir ihn nicht in ein ... – Ich weiß, aber sie hat ihm mit einem Messer in den Hals gestochen, er verblutet! – Sie müssen ihn anrufen, Chef. Nein, er ist mit Rob im Bakkie, Sie müssen ihn anrufen. – Okay. Ja, den haben wir hier ... Nein. Okay, einen Moment ... Der Chef will wissen, was in dem Rucksack ist.«

Einer von denen, die Rachel an den Beinen festhielten, ließ plötzlich los. »Hier, nimm ihn«, sagte er, und in dem Moment trat sie mit voller Wucht zu und traf ihn an einer empfindlichen Stelle.

»Scheiße!« Ein Faustschlag ins Gesicht war die Antwort. Wieder drückte er ihr Bein fest herunter, und sie schrie vor Frustration, Schmerz, Wut und Angst. Sie strampelte mit Armen und Beinen, um sich zu befreien, aber vergeblich.

Vusi kam angerannt, Griessel hörte seine hastigen Schritte.

»Bennie, da drinnen liegt ein alter Mann! Er ist angeschossen, aber er lebt!«

»Ein alter Mann?«

»Ja, er hat eine Schusswunde in der Brust, ich glaube, durch die Lunge.«

»Und sonst niemand?«

»Nein, niemand.«

»Scheiße!«

Dann hörten sie in der Ferne die Sirene des Krankenwagens.

»Mach das noch mal, und ich schieß dir ins Bein. Hast du das verstanden?«

Der Spucker war ihr jetzt ganz nahe, das Gesicht verzerrt, mit sich überschlagender Stimme. Rachel schloss die Augen und entspannte die Muskeln, so dass ihr Körper erschlaffte.

»Es ist nicht hier drin«, sagte Steve, der vorne saß.

»Oh, nein!«, sagte Jay.

»Mr B, es ist nicht in dem Rucksack. – Ja, ich bin mir ganz sicher.« Eine ganze Weile blieb es still. Man hörte nur das Motorgeräusch des Transporters, der jetzt langsamer und gleichmäßiger fuhr. Dann sagte Steve: »Nein, dazu hatten wir keine Zeit, und dann ist diese fette Polizistin aufgetaucht. Aber Jay hat sie erschossen, die ist erledigt. – Nein, wie gesagt, dazu hatten wir keine Zeit ... Okay. – Okay.« Das Geräusch eines Handys, das zugeklappt wurde. »Der Chef hat gesagt, wir sollen sie zum Lagerhaus bringen.«

Nachdem er den letzten Journalisten hinausbugsiert und die Tür von innen verschlossen hatte, hörte Dekker Willie Moutons Stimme hinter seinem Rücken: »Mein Gott, Sie müssen jetzt wirklich mal etwas unternehmen, so kann das doch nicht weitergehen!«

Mouton stand auf der Treppe, die Hände in die Taille gestemmt, unglückliche Miene. »Ich rufe sofort an und lasse unsere OB-Leute kommen«, versprach Dekker.

»OB-Leute?«

»*Openbare Betrekkings* – Öffentlichkeitsarbeit.«

»Wann sind Sie hier fertig?«

»Sobald ich alles weiß, was ich wissen muss«, antwortete Dekker und stieg die Treppe hinauf, vorbei an Mouton, der sich umdrehte und ihm hinterherkam.

»Was wollen Sie denn noch alles wissen? Übrigens haben Sie mit den Angestellten gesprochen, ohne dass ein Anwalt zugegen war. So geht das nicht weiter! Mit wem wollen Sie jetzt reden?«

»Mit Steenkamp.«

»Aber den haben Sie doch schon befragt.«

Sie durchquerten das geräumige Foyer. »Ich muss ihn aber noch mal sprechen, Willie. Und ich habe das Recht, mit ihrem verdammten Personal zu reden, ohne dass Ihr Anwalt dabei ist. Ich werde mich nicht noch einmal deswegen mit Ihnen rumstreiten!«

Mouton stieg die Röte in den Hals. Sein Adamsapfel zuckte, als hätten sich zu viele Worte dahinter aufgestaut. »Was hat Iván Nell zu Ihnen gesagt?«

Dekker entfernte sich von ihm in Richtung Flur. Mouton verfolgte ihn in kurzem Abstand. »Er gehört nicht mehr zur Gruppe unserer Künstler, er hat hier nichts zu sagen!«, meckerte er, aber Dekker ignorierte ihn, nahm Kurs auf Steenkamps Büro, betrat es, ohne anzuklopfen, und wollte schon Mouton die Tür vor der Nase zuknallen, als er noch rechtzeitig erkannte, dass dessen Anwalt mit seiner Leichenbittermiene dem Buchhalter gegenüber saß.

»Bitte setzen Sie sich doch, Inspekteur«, sagte Groenewald beherrscht.

Die Rettungssanitäter kamen mit der Trage zur Haustür heraus. Griessel hielt ihnen das Gartentor auf und rannte dann neben ihnen her. »Wird sie es schaffen?«

»Keine Ahnung«, sagte der vordere und hielt Griessel den Plasmabeutel hin. »Könnten Sie den festhalten, während wir ihn einladen? Einfach nur hochhalten.«

»Und er – der alte Mann?«, fragte Griessel und hielt den Plastikbeutel mit der durchsichtigen Flüssigkeit hoch. Vusi hielt eine Heckklappe fest, die der Wind dauernd zuzuschlagen drohte.

»Der wahrscheinlich schon«, sagte der Sanitäter. Sie hoben den alten Mann auf der Trage hoch und schoben ihn neben Mbali Kaleni, zwei reglose Gestalten unter hellblauen Decken. Ein Sanitäter eilte nach vorn, sprang auf den Fahrersitz. Der andere schwang sich hinten zu den Verletzten und rief: »Türen zu!« Griessel und Vusi knallten die Klappen zu. Die Sirene des Krankenwagens jaulte auf, und sie rasten los, die Bo-Oranje entlang, wendeten vor der wachsenden Menschenmenge am Carlucci's und rasten in der anderen Richtung an Griessel und Vusi vorbei, gerade als die ersten Streifenwagen über dem Hügel auftauchten.

»Vusi!«, rief Griessel über den Lärm der Sirenen hinweg. »Die sollen erst die Straßen absperren und die Gaffer fernhalten! Die Bürgersteige müssen ganz frei bleiben!«

»Okay, Bennie!«

Griessel griff nach seinem Handy. »Wir müssen auch noch der Spurensicherung Bescheid geben«, sagte er und studierte die Szenerie – Mbalis Auto, die überall herumliegenden Patronenhülsen, die offene Haustür mit der zerbrochenen Scheibe ... Dort drinnen war auf einen alten Mann geschossen, und Rachel Anderson war gekidnappt worden. Es würde Stunden dauern, alle Spuren zu sichern und den Tathergang zu rekonstruieren. Zeit, die sie nicht hatten. Die Leute, die sie gehetzt und verfolgt hatten, hatten sie erwischt. Wie lange würden sie das Mädchen am Leben lassen? Warum hatten sie sie nicht hier ermordet, auf dieselbe Art und Weise wie Erin Russel? Warum hatten sie sie entführt? Das war die große Frage.

Doch eines wusste Griessel genau: Er brauchte Unterstützung, er musste Zeit gewinnen, seine und Visis Kräfte reichten nicht aus.

Er rief Mat an, obwohl er wusste, dass John Afrika nicht begeistert sein würde. Aber in dem ganzen Schlamassel war das geringste Problem.

»Bennie!«, meldete sich Joubert, denn er erkannte die Nummer.

»Mat, ich brauche dich.«

»Bin schon unterwegs.«

Der Buchhalter Wouter Steenkamp lachte, und Willie Mouton, der lang und dünn an der Wand lehnte, stieß ein höhnisches Schnauben aus. Anwalt Groenewald schüttelte resigniert den Kopf, als hätte er das schon tausend Mal gehört.

»Was gibt's denn da zu lachen?«, fragte Fransman Dekker.

Steenkamp lehnte sich auf seinem Thron vor dem Rechner zurück und legte die Fingerkuppen aneinander. »Glauben Sie etwa, Iván Nell sei der erste Sänger, der behauptet, ausgenommen zu werden?«

Dekker zuckte mit den Schultern. Woher sollte er das wissen?

»Das ist doch immer dasselbe«, bemerkte Willie Mouton abfällig.

»Jedes Mal«, pflichtete ihm Steenkamp bei und verschränkte die Finger, drehte die Handflächen nach vorne und streckte die Arme, so dass die Knöchel knackten. Er neigte den Kopf rückwärts gegen die Stuhllehne. »Immer wenn sie auf einmal einen Haufen Geld verdienen.«

»Wenn sie den ersten Scheck bekommen, dann heißt es: ›Mein Gott, vielen Dank, ich hab noch nie so viel Geld auf einmal gesehen.‹« Moutons äffte in aufreizender Weise Nells Stimme nach. »Dann sind wir ihre Helden, und sie sind uns ja so dankbar!«

»Aber das hält nie lange an«, fiel Steenkamp ein.

»Nein, sie tun das nämlich nicht für die Kuuunst!«

»Es geht ihnen nur ums liebe Geld.«

»Und je mehr sie einnehmen, desto habstüchtiger werden sie.«

»Denn jetzt brauchen sie ein dickes Haus, eine voll automatisierte Riesenvilla, dann ein Strandhaus und einen Sound-Equipment-Bus mit einem schicken Foto von ihnen darauf. Alles muss größer und besser sein als bei den anderen, und um das alles zu unterhalten, brauchen sie ein Scheißhaus voller Geld.«

Groenewald nickte langsam. Steenkamp lachte wieder: »Es dauert keine zwei Jahre, dann sitzen sie hier in meinem Büro und fragen: ›Aber was sollen diese Abzüge von meiner Gage, und warum kommt da so wenig raus?‹ Dann sind sie uns plötzlich kein bisschen dankbar mehr. Bis dahin haben sie längst vergessen, was für arme Schlucker sie waren, bevor sie bei uns unterschrieben haben.« Er hatte die Hände jetzt in den Schoß gelegt und drehte mit den Fingern der rechten Hand seinen Trauring an der linken.

»Iván Nell hat gesagt ...«, begann Dekker.

»Wissen Sie, wie er mit richtigem Namen heißt?«, fragte Mouton, löste sich von der Wand und kam auf ihn zu. »Sakkie Nell. Isak. Daher stammt das ›I‹ in Iván. Und wehe, man vergisst den Akzent auf dem á.« Mouton öffnete die Tür. »Ich geh mir mal einen Stuhl holen.«

»Iván Nell hat gesagt, er habe Ihre Zahlen mit den Beträgen verglichen, die er mit Sammelaiben bei Independent-Leuten verdient habe.«

Diesmal fiel sogar der Anwalt mit einem empörten Schnarchlaut in den Chor der Entrüstung ein. Steenkamp rückte auf seinem Stuhl nach vorn und wollte loslegen, aber Mouton unterbrach ihn: »Warte, Wouter, vergiss mal deine Rede nicht, ich will auf keinen Fall die Pointe verpassen!« Er ging in den Flur hinaus.

Bennie Griessel stand im Eingangsportal, nervös und unter Hochdruck. Er wollte jetzt nicht zu sehr in die Untersuchungen hier verwickelt werden, sondern sich auf Rachel konzentrieren und versuchen, sie wiederzufinden.

Er zog Gummihandschuhe über und betrachtete die Blutspuren auf dem geschmackvollen silberblauen Teppich, auf dem der alte Mann angeschossen worden war. Auf dem Fußboden lagen Bleiglassplitter.

Er musste ihren Vater anrufen.

Wie zum Teufel hatten sie sie gefunden? Woher wussten sie, dass sie hier war? Sie hatte von diesem Haus aus angerufen. *Mein Name ist Rachel Anderson. Mein Vater hat gesagt, ich soll Sie anrufen.* Sie hatte erst mir ihrem Vater gesprochen und dann mit ihm. Wie lange hatte er bis hierher gebraucht? Zehn Minuten? Neun, acht? Höchstens zwölf. Wie hatten die anderen es geschafft, innerhalb von zwölf Minuten hierherzufahren, Mbali anzuschießen, den alten Mann zu verletzen und Rachel wegzutragen?

Und wie sollte er das alles ihrem Vater erklären? Der Mann der ihn gefragt hatte: *Sagen Sie mir, Captain: Kann ich Ihnen vertrauen?*

Und er hatte geantwortet: »Ja, Mr Anderson. Sie können mir vertrauen.«

Dann werde ich es tun. Ich vertraue Ihnen das Leben meiner Tochter an.

Wie hatten sie Rachel gefunden? Das war die einzig wirklich wichtige Frage, denn aus dem Wie ergab sich zwangsläufig das Wer. Er musste nach den Drahtziehern suchen. So schnell wie möglich. Hatte sie sonst noch jemanden angerufen? Er musste es wissen. Schon zückte er sein Handy, um bei der Telkom anzurufen.

Nein, erst John Afrika. Mist. Er wusste jetzt schon, was der Distriktkommissaris Fahndung und Verbrechensaufklärung sagen würde. Er hörte schon seine Stimme im Ohr, die Bestürzung. *Wie, Bennie? Wie?*

Griessel seufzte. Er atmete schnell, flach, hastig. Dieses ungute Gefühl von heute Morgen, dass es Ärger geben würde ...

Und der Tag war noch lange nicht vorbei.

Mouton schob seinen Luxus-Lederchefessel neben Groenewald, setzte sich und sagte: »Die Spiele mögen beginnen.«

»Am besten erzähle ich erst mal etwas über Sammelalben«, sagte Steenkamp. Er lehnte sich über den Schreibtisch, griff nach einem Bleistift und drehte ihn zwischen den Fingern. »Irgendein Typ beschließt, aus dem Valentinstag oder Weihnachten Geld zu schlagen. Er ruft ein paar Leute an und fragt: ›Hast du einen Song für mich?‹ Er hat keine Studiokosten, nicht einen Cent, denn die Aufnahmen kriegt er fix und fertig geliefert. Er muss nichts weiter tun, als das Album ein bisschen zu vermarkten. Er sorgt schnell für ein paar Fernsehspots, die er sich von einem Bekannten mit Apple und Final Cut-Programm zusammenschustern lässt, damit er praktisch nur die Sendezeit zahlen muss, lässt die Spots drei Tage lang fünfzehn Sekunden während einer Seifenoper laufen, und schon kaufen die Weiber das Album wie verrückt.«

»Und die Buchhaltung erledigt er nebenbei auf der Rückseite einer Zigarettenschachtek«, warf Mouton gereizt ein.

»Keine Nebenkosten. Wir dagegen haben eine Verwaltung, eine Finanzabteilung, eine Marketing- & Promotionsabteilung, und wir tragen vierzig Prozent von einem Vertriebsnetz, denn wir stehen langfristig zu einem Künstler. Wir bauen eine Marke auf, wir verkaufen nicht einfach nur ein paar CDs«, sagte Steenkamp.

»Erzähl ihm von RISA und NORM«, verlangte Mouton.

Steenkamp zog ein DIN-A-4-Blatt aus dem Drucker neben ihm, zeichnete einen Stern darauf und schrieb *RISA* daneben. »*Recording Industry of South Africa* ...«

»Verdammte Mafia!«, schimpfte Mouton.

»Aber die kümmern sich wenigstens um die Gebühr für die SAMA«, wandte Groenewald ein, doch Mouton schnaubte verächtlich.

»Von jeder CD, die wir verkaufen, werden 25 Cent an die SAMA abgeführt, die uns angeblich gegen Piraterie schützt«, erklärte er sarkastisch.

»Ha!«, fauchte Mouton.

»Aber glauben Sie vielleicht, der Unabhängige, der das Sammelalbum herausgibt, würde dasselbe tun? Für jede CD bezahlen? Nein, denn das ist Arbeit, das ist lästig, es steigert die Kosten und senkt den Gewinn.« Steenkamp kritzelte noch einen Stern und schrieb *NORM* auf das Papier. »NORM ist die Verwertungsgesellschaft der Künstler. Wenn ich einen Song schreibe und Sie wollen ihn covern, müssen Sie mich bezahlen. Mit sechs Komma sieben Prozent von Ihrem Erlös. Aber das ist graue Theorie, denn in der Praxis bezahlen nur die großen Labels korrekt für alles. Wenn man unabhängig ist, zahlt man nur für die produzierten CDs. Also lässt man fünftausend Stück hier herstellen und fünftausend dort, legt die Belege für fünftausend Stück vor und zahlt nur die Hälfte. NORM wird betrogen, der Komponist wird betrogen, und der Unabhängige lacht sich auf dem Weg zur Bank ins Fäustchen.«

»Wir müssen Gebühren an NORM abführen, wenn die Verkaufszahlen reinkommen«, ergänzte Mouton, »geprüfte Angaben, alles hieb- und stichfest. Aber der Künstler beschwert sich: ›Warum ist mein Anteil so gering?‹« Wieder äffte er Nells Stimme nach. »Und dann muss ich Ihnen noch etwas erklären. Die Hälfte der Hits in unserem Land kommt aus Deutschland, Holland oder Belgien. Adam hatte eine brillante Strategie: Er kannte Leute in Europa, die ihm die besten europäischen Schlager-Hits per E-Mail im Mp3-Format zuschickten. Adam hat sich dann hingesetzt und schnell die Texte ins Afrikaans übersetzt. Er brauchte nicht länger als eine Dreiviertelstunde, dann war er fertig. Anschließend hat er Nerina Stahl angerufen oder ...«

»Das war vor ihrem Weggang.«

»Ihre ganzen Hits waren deutsche Schlager, und wer, glauben Sie, wird so was jetzt für sie ranschaffen? Jedenfalls haben wir den Schwarzen Peter, denn wir müssen das alles organisieren und verwalten. Die Verwertungsgebühren müssen nach Deutschland transferiert werden, der Songschreiber und das deutsche Label müssen ihren Anteil erhalten. Aber dann kommt so ein Unabhängiger daher und findet jemanden, der einen der von Adam übersetzten Songs covert – verstehen Sie?«

»Ich glaube«, antwortete Dekker, überaus fasziniert.

»Und in dem Fall muss Adam bezahlt werden, der deutsche Künstler und sein Label müssen bezahlt werden, aber der Unabhängige behauptet, er hätte ja nur fünftausend Stück herstellen lassen. Und er ist fein raus, denn es gibt keine offiziellen Verkaufszahlen, schließlich macht er alles allein, ohne Buchhalter.«

»Deswegen fallen die Schecks so dick aus.«

»Und dann kommt dieser Idiot hier an und behauptet, wir hätten ihn über den Tisch gezogen!«

»Soll er doch seine eigenen CDs rausbringen, dann wird er schon sehen. Soll er doch selbst die zweihunderttausend für das Studio blechen und seine eigenen vierhunderttausend für eine Fernseh-Werbekampagne ausspucken.«

»Amen«, sagte Groenewald. »Erzähl ihm von den Passwörtern und den PDF-Dateien.«

»Genau«, sagte Mouton. »Fragen Sie Sakkie Nell mal, ob die Unabhängigen ihm eine passwortgeschützte PDF-Datei schicken.«

Steenkamp malte einen dritten Stern. *PDF*. »Bei uns in Südafrika gibt es nur drei, vier CD-Großhändler, die die CDs an die Händler weiterverkaufen: Musika, Look & Listen, Checker's und Pick'n Pay Hypers. Adam hatte ein Vertriebsnetz aufgezogen, das heute eine unabhängige Gesellschaft ist – AMD, African Music Distribution, an der wir eine vierzigprozentige Beteiligung besitzen. Genau wie andere Großhändler führen sie Buch über jede verkaufte CD und schicken alle drei Monate eine passwortgeschützte PDF-Datei mit den Verkäufen des jeweiligen Künstlers an mich. Wir regeln daraufhin die Bezahlung des betreffenden Künstlers.«

»Noch ehe wir das Geld von den Großhändlern erhalten«, fügte Mouton hinzu.

»Stimmt. Wir bezahlen sie aus unserer eigenen Tasche und tragen das ganze Risiko. Dazu maile ich dem Künstler die PDF-Datei weiter, genau so, wie ich sie vom Großhändler erhalten habe, so dass ihm alle Angaben vollständig vorliegen. Und niemand kann mit der Datei Schindluder treiben, denn wir haben das Passwort nicht.«

»Und jetzt sagen Sie mir, wo wir da betrügen sollen?«, fragte Mouton.

»Es ist unmöglich«, sagte Groenewald.

»Weil wir zu verdammt ehrlich sind, das ist unser Problem.«

»Aber lasst ihn ruhig seine eigenen kleinen CDs rausbringen. Dann kann er auch die ganzen Nebenkosten bezahlen. Wir sprechen uns noch.«

»Amen«, bestätigte sein Anwalt.

John Afrika hatte am Telefon getobt und geschrien und verlangt: »*Du* ruft ihren Vater in Amerika an, Bennie, du wirst ihn anrufen, denn ich bringe das nicht fertig, verdammt noch mal, wie zum Teufel, ich bin unterwegs, *Jissis*, Bennie, wie konnte das bloß passieren?« Dann knallte er den Hörer auf, und Griessel stand mit dem Mobiltelefon in der Hand da und fragte sich, ob wohl Jack Fischer und Partner einen Job für einen Alkoholiker hatten, der es schaffte, zwei Fälle an einem Tag zu verbocken. Er hatte gute Lust, das Handy an die Wand zu werfen. Doch er ließ nur den Kopf hängen, starrte zu Boden und dachte, dass er genauso gut saufen konnte, denn was half schon ein klarer Kopf? Bis Vusi außer Atem reingerannt kam und schnaufte: »Bennie, die Typen saßen in dem Transporter, mit dem wir beinahe den Frontalzusammenstoß hatten, wir haben eine Augenzeugin!«

Sie traten hinaus auf den Bürgersteig, wo eine Frau auf sie wartete. Auf den ersten Blick war sie unscheinbar: Sonnenbrille, Anfang dreißig, ein bisschen blass und schüchtern. Sie sprach mit leiser Stimme, melodios und zutiefst ernsthaft und überzeugt. Sie sagte, ihr Name sei Evelyn Marais und sie habe alles gesehen.

Sie sei aus dem Carlucci's herausgekommen, auf dem Weg zu ihrem Auto, das sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite geparkt hatte. Sie zeigte auf einen roten Toyota Tazz, mindestens zehn Jahre alt. Sie habe Schüsse gehört. Da sei sie mitten auf der Straße stehen geblieben. Sie sprach ruhig und deutlich und ohne Hast, aber ihr war anzumerken, dass sie sich nicht wohl dabei fühlte, derart im Mittelpunkt zu stehen. »Die ersten Schüsse klangen gar nicht wie Schüsse, eher wie Silvesterkracher. Erst später ist mir klargeworden, was es war. Dann habe ich genauer hingesehen. Vier Männer trugen eine junge Frau, sie kamen von dort.« Die Frau zeigte mit einem unlackierten Fingernagel zur Ecke Belmontstraat. »Sie haben ...«

»Wie haben sie die junge Frau getragen?«

»Zwei hielten sie unter den Schultern fest, die anderen beiden trugen sie an den Beinen, wobei sie sie unter den Knien fassten.«

»Konnten Sie erkennen, ob die junge Frau sich gewehrt hat?«

»Nein, es sah für mich so aus, als ob sie ... Ich glaube, sie hatte Blut an den Händen. Ich dachte zunächst, sie hätte sich vielleicht verletzt und die Männer würden ihr in den Transporter helfen. Es hätte ja ein Krankenwagen sein können.«

»War es denn einer?«

»Nein. Das schoss mir nur kurz durch den Kopf. Jedenfalls wäre es eine plausible Erklärung gewesen. Doch dann hörte ich die nächsten Schüsse, viel lauter als die ersten. Ich konnte aber nicht erkennen, wer geschossen hatte, der Transporter versperrte mir die Sicht. Ich habe sie erst gesehen, als sie dahinter hervorliefen. Einer der Männer, der Fahrer, hielt eine Pistole mit Schalldämpfer in der Hand.« Dies war der Augenblick, in dem Bennie Griessel vermutete, dass er es nicht mit einer gewöhnlichen Augenzeugin zu tun hatte.

»Eine Pistole mit Schalldämpfer?«

»Ja.«

»Mevrou, was sind Sie von Beruf?«

»*Juffrou*, bitte. Ich bin Rechercheurin. Für eine Filmgesellschaft.«

»Entschuldigung, *Juffrou*. Können Sie die Männer beschreiben?«

»Sie waren jung, etwa Mitte zwanzig. Gut aussehend. Deswegen dachte ich im ersten Moment, sie würden der jungen Frau helfen. Drei waren weiß, einer schwarz. Auf ihre Haarfarbe habe ich nicht geachtet, tut mir leid. Aber sie ... drei von ihnen trugen Jeans und T-Shirts, nein, einer trug ein grünes Golfhemd, hellgrün, fast limonenfarbig, es hat sehr gut zu der Jeans gepasst. Ach ja, und der andere hatte eine braune Chinohose an, mit einem weißem Hemd, das einen Schriftzug auf der Brusttasche hatte. Aber aus der Entfernung konnte ich ihn nicht lesen.«

Griessel und Ndabeni sahen sie stumm vor Erstaunen an.

»Was denn?«, fragte Evelyn Marais verunsichert, schob ihre Sonnenbrille auf die Stirn und blickte Griessel an. Jetzt erst sah er ihre hellblauen Augen, so blau wie ein tropisches Meer. Durch sie verwandelte sich ihr ganzes Gesicht: von farblos zu schön, von gewöhnlich zu außergewöhnlich.

»*Juffrou*, Sie sind wirklich ... sehr aufmerksam.«

Sie zuckte verlegen mit den Schultern. »Ich erzähle Ihnen nur, was ich gesehen habe.«

»Noch einmal zu dem Mädchen, *Juffrou*, das ist sehr wichtig: Sie sagten, sie habe Blut an den Händen gehabt?«

»Ja, an der einen Hand, Augenblick, ja, es war ihre rechte Hand, und am Arm, bis hier«, sagte sie und zeigte bis zu ihrem Ellbogen.

»Und sonst nirgends?«

»Nein.«

»Aber sie hat nicht gezappelt?«

»Nein.«

»Hat es ausgesehen, als ... als sei sie bewusstlos gewesen?«

»Ich ... kann sein. Nein. Ich weiß nicht. Aber sie hat nicht gezappelt.«

»Und der Transporter?«, fragte Vusi. »Sie wissen nicht zufällig, was für eine Marke es war?«

»Doch, ein Peugeot. Aber ich muss zugeben, dass ich das nicht auf den ersten Blick gesehen habe. Erst als er wegfuhr, sah ich das Logo, den Löwen, der auf den Hinterbeinen steht, Sie wissen schon.«

Griessel nickte nur. Er hätte nicht sagen können, welches Signet Peugeot hatte. Wieder fielen ihm die Augen auf. Die Frau war einfach ein Genie.

»Er war silbern, aber ziemlich schmutzig«, fuhr sie fort. »Ich muss mal eben nachsehen, was für ein Modell es war.« Noch ehe Griessel sagen konnte, das sei doch nicht nötig, ergänzte sie: »Und das Kennzeichen – das möchten Sie doch bestimmt auch wissen?«

»Du hast das Kennzeichen?« Griessel war so verblüfft, dass er die Höflichkeitsform vergaß.

»Ja. CA 409, Bindestrich«, sie fuhr mit den Zeigefinger quer durch die Luft, »und dann 341.«

Die Ermittler zückten gleichzeitig ihre Handys. »Juffrou«, sagte Bennie Griessel, »möchten Sie nicht für uns arbeiten?«

»Jedenfalls«, sagte Willie Mouton und rollte auf den kleinen Rädern seines Stuhls geräuschlos bis zur Tür, »hat mich Adam gestern Abend um kurz nach neun angerufen und mir von Iván Nells Sperenzchen erzählt.«

»Und dann?«, fragte Fransman Dekker.

»Wir haben darüber gelacht. Denn Adam sagte, soll er doch seinen Steuerprüfer schicken, dann lernt er auch gleich, was Nebenkosten sind.«

»Das war alles?«

»Ja. Adam erwähnte noch, er wolle gleich nach Hause, weil sich Alexandra nicht wohlfühlte, er mache sich ein wenig Sorgen um sie. Und Jos Geyser hat da auf ihn gewartet, egal, was er Ihnen erzählt hat. Ich bin zwar kein Ermittler, aber sehe es seinen Augen an, dass dieser Kerl zu allem fähig ist.«

»Vusi, uns läuft allmählich die Zeit davon«, sagte Bennie Griessel am Gartentor zu seinem Kollegen. »Ich habe Mat Joubert gebeten zu kommen.« Als er den Gesichtsausdruck Ndabenis sah, fügte er hinzu: »Ich weiß, aber vergiss jetzt mal den Kommissaris, wir müssen das Mädchen finden! Ich habe eine Bitte an dich: Bring alles über den Peugeot in Erfahrung! Das Kennzeichen kann gefälscht sein. Außerdem müssen wir es überprüfen. Ist mir egal, was du dafür tun musst, aber es werden sicher nicht Hunderte von den Kisten am Kap herumfahren. Vergiss den Tatort, vergiss alles andere, der Transporter gehört dir.«

Vusi nickte, angestachelt von Griessels Eile.

»Mat Joubert kann sich um den Tatort kümmern. Ich will sie finden, Vusi, das ist alles, was ich im Moment will. Ich werde sie finden! Ich laufe nur einmal schnell durch das Haus und sehe nach, ob es etwas Wichtiges gibt. Anschließend müssen wir herausfinden, woher die wussten, dass sie hier war. Irgendwie... Ich weiß nicht, aber ich möchte wissen, wen sie sonst noch angerufen hat.«

»In Ordnung, Bennie.«

»Danke, Vusi«, sagte er. Er drehte sich um, ging ins Haus und rekonstruierte hastig den Tathergang. In der Diele: Sie hatten die Bleiglasscheibe in der Tür eingeschlagen und die Tür geöffnet, dann waren sie hereingestürzt. Hier hatten sie auf den alten Mann geschossen. Links lag ein geräumiges Arbeitszimmer, vielleicht das frühere Wohnzimmer. Darin stand ein großer Arbeitstisch mit zahllosen Dokumenten und einem Telefon. Ein Stuhl lag daneben auf dem Boden, umgestoßen. Hatte das Mädchen von hier aus angerufen?

Er ging den Flur entlang, schaute in die Schlafzimmer hinein. Nichts Auffälliges. Auf dem Rückweg warf er einen Blick ins Gästebad. Dem Geruch nach war es erst vor kurzem benutzt worden. Er fuhr mit einem Finger durch die Badewanne. Nass. Jemand hatte sich innerhalb der letzten ein, zwei Stunden hier gewaschen. Das Handtuch war feucht. Er roch daran. Seife. Nichtssagend. Dann sah er sich die Badewanne genauer an. Im Abfluss lagen Haare, zwei lange dunkle Haare. Rachels? Er ging hinaus. Sie hatte gebadet. Dafür hatte sie sich Zeit genommen. Das bedeutete, dass sie großes Vertrauen in den alten Mann gesetzt hatte. Er musste herausfinden, wie er hieß.

Wieder durchquerte Griessel die Diele und ging in die Küche. Alles peinlich sauber. Er sah, dass die Hintertür offen stand, und eilte hinaus, wobei er genau aufpasste, wo er hintrat. Er sah das Blut draußen, eine langgezogene Spur auf dem Plattenweg und Spritzer auf dem Rasen. Sein Herz krampfte sich zusammen. Widerstrebend hockte er sich hin und inspizierte die Blutspuren.

Mein Gott, sie hatten ihr die Kehle durchgeschnitten! Bei dem Gedanken durchfuhr ihn ein schmerzlicher Stich.

Nein, das konnte nicht sein. Er hatte Evelyn Marais gefragt, und sie hatte gesagt, das Mädchen habe nur Blut an den Händen gehabt.

Ja, an der Hand, an der rechten Hand, bis hier:

Nirgends sonst?

Nein.

Aber die Blutspuren hier draußen sagten etwas anderes.

Griessel sprang auf und rannte los, in der Hoffnung, dass sie noch nicht weg war. Er eilte durch das hintere Gartentor, links in die Belmontstraat, dorthin, wo die wachsende Menge der Schaulustigen sich hinter dem gelben Band an der Ecke drängte, zurückgehalten von uniformierten Kollegen. Er hielt nach dem Tazz Ausschau. Er stand noch da, aber es sah aus, als wolle sie gerade losfahren. »Entschuldigung, Entschuldigung!«, rief er, als er sich durch die Umstehenden drängte. Der Tazz fuhr los. Gerade noch rechtzeitig konnte er auf den Kotflügel schlagen. Erschrocken schaute die Frau auf, sah ihn und blieb stehen.

»Juffrou!«, keuchte er außer Atem. Sie kurbelte das Fenster herunter, schob die Sonnenbrille hoch und legte den rechten Arm auf den Kotflügel. »Entschuldigung!«, schnaufte er.

»Schon gut«, sagte Evelyn Marais und sah ihn mit ihren blauen Augen fragend an.

»Das Mädchen...« Er rang nach Luft. »Sind Sie ganz sicher... dass sie das Blut... nur am Arm hatte?«

Sie schaltete den Motor aus, schloss die Augen und blieb sicher eine halbe Minute lang so sitzen. Griessel unterdrückte seine nagende Ungeduld, denn er wollte, dass sie sich wirklich ganz sicher war.

Sie öffnete die Augen. »Ja, ich bin sicher«, sagte sie und nickte entschieden.

»Sie hatte nirgendwo anders Blut an sich?«

Evelyn schüttelte energisch den Kopf. »Nein. Nur am Arm.«

»Nicht am Hals oder am Kopf?«

»Nein, ganz sicher nicht.«

»Gott sei Dank!«, seufzte Bennie Griessel, fasste ihre Hand, die im offenen Fenster lag, küsste sie und sagte: »Danke!– Danke, Danke!« Dann wandte er sich um und lief wieder zurück.

Es war nicht das Blut von Rachel Anderson.

Im ersten Moment wollte Fransman Dekker seine aufgestaute Frustration und seine ganze Wut an Mouton und Steenkamp auslassen. Er stand hinter der geschlossenen Tür von Adam Barnards Büro und hätte am liebsten eines der gerahmten Fotos heruntergerissen, auf den Boden geworfen und kaputtgetrampelt. Er war wütend auf Mouton, weil dieser frech behauptet hatte, es sei Jos Geyser gewesen. Er war wütend, weil Mouton ihn wie einen Idioten behandelt hatte. Er war wütend, wenn er nur daran dachte, wie sich Steenkamp in seinem Bürostuhl zurückgelehnt hatte. Dieser selbstzufriedene, aufgeblasene Weiße ...

Er musterte die Fotos von Adam Barnard. Ein kräftiger, hochgewachsener Mann, voller Selbstvertrauen. Sein Lächeln, mit dem er in die Kamera blickte, war immer gleich. Stets stand er ein wenig schräg zum Fotografen, die Hand um die Schulter oder die Taille eines Künstlers oder einer Künstlerin gelegt – das Musterbeispiel des erfolgreichen Geschäftsmannes, die Beliebtheit in Person, keinen einzigen Feind auf der Welt.

Unmöglich.

Und das, so wusste Dekker, war der eigentliche Grund für seine Frustration: Er steckte in einer Sackgasse. Die Ermittlungen drohten, in einem Morast von verdammten Unwägbarkeiten zu versinken. Nichts ergab einen Sinn, und die *Whiteys* lachten ihn aus.

Wo steckte eigentlich Mbali Kaleni?

Er setzte sich auf den Bürostuhl am Schreibtisch, stützte die Ellbogen auf, legte den Kopf in die Hände und rieb sich die Augen. Er musste nachdenken, die Verletzungen seines Egos für einen Moment vergessen und den ganzen Fall noch einmal systematisch von vorne bis hinten durchgehen. Die Puzzleteile wollten sich nicht zu einem stimmigen Gesamtbild fügen. Jos und Melinda Geyser. Entweder sie logen beide, oder sie sprachen die Wahrheit. Das Video? Der Erpresser? Und wo steckte bloß Mbali Kaleni? Hatte sie eine Spur, die sie in diesem Moment auf eigene Faust verfolgte? Würde sie den Fall lösen, und wäre er am Ende der Depp? Er zog sein Handy heraus, wählte ihre Nummer und ließ es lange klingeln, aber sie meldete sich nicht.

Bestimmt sah Kaleni auf dem Display seine Nummer und ging absichtlich nicht dran. Erneut loderte die Wut in ihm auf wie ein rasender Steppenbrand.

Warte, warte, warte. Beruhige dich.

Wieder legte er den Kopf in die Hände und schloss die Augen. Verdammt, er musste sich zusammenreißen, wenn er diese Nuss knacken wollte!

Konzentration! Also: Adam Barnard war in sein Haus getragen worden, die Treppe hoch bis zu seiner besoffenen Frau. Das bedeutete, dass der Täter gewusst haben musste, dass sich seine Frau jeden Abend bewusstlos trank. Das bedeutete, dass jemand den leblosen, zwei Zentner schweren Barnard dorthin geschleppt haben musste. Jemand, der wusste, dass Barnard eine Pistole im Haus hatte – und wo er sie aufbewahrte.

Bloemfontein und den Erpresser konnte er vergessen, der kam nicht in Frage. Das Wissen um die Pistole war der Schlüssel.

Wer konnte davon gewusst haben?

Jos Geyser? Vielleicht. Möglicherweise auch Melinda. Wissen. Motiv. Körperkraft.

Aber Bennie Griessel war der Meinung, Jos sei es nicht gewesen. Und Griessel ließ sich nicht so leicht ein für ein U vormachen, auch wenn man von ihm behauptete, er habe gesoffen wie ein Fisch. Oder irrte sich Griessel hier ausnahmsweise? War der frischgebackene Kaptein mit dem Kopf zu sehr bei dem Kirchenmord? Schließlich war er auch nur ein Mensch ...

Die Pistole. Wie viele Leute konnten von ihr gewusst haben? Alexa Barnard. Griessel hatte die Säuerin auch als Tatverdächtige ausgeschlossen. War Bennie wirklich objektiv? Oder hatte sie ihn, den Saufruder, hinters Licht geführt? Hatte ihr jemand geholfen? Ein Liebhaber?

Wer kam noch in Frage? Wenn er in Betracht zog, dass siebzig bis achtzig Prozent aller Verbrechen von nahen Verwandten verübt wurden?

Dann fiel ihm die Haushälterin wieder ein. Die weinende Sylvia Buys, die nur deshalb so traurig war, weil sie glaubte, jetzt keine Arbeit mehr zu finden. Die Adam Barnard so sehr geliebt hatte und die so erpicht darauf gewesen war, die Schuld auf Alexandra zu schieben. Sie durfte er nicht außer Acht lassen. Motiv? Egal, irgendeines. Hatte Adam sie beim Stehlen erwischt? Sie zur Rede gestellt?

Und wie gut hatten die Geysers Barnard gekannt? Waren sie nur gute Bekannte gewesen? Oder enge Freunde? Ob einer von ihnen wusste, wo die Pistole im Haus versteckt gewesen war? Das würde er nachprüfen müssen. Doch als Erstes musste er Griessel anrufen und ihm seine Bedenken bezüglich Alexandra und den Geysers mitteilen, auch wenn Bennie sie vermutlich zerpfücken würde.

Wo war Mbali?

Jemand klopfte an die Tür.

»Ja?«

Natasha Abader steckte ihren Kopf herein. »Da steht ein Polizist vor der Tür. Der will Ihnen zeigen, wo er einen Schuh gefunden hat.«

Dekker sprang auf. »Danke!«, sagte er und eilte zur Tür. »Ich muss noch einmal mit Ihnen reden«, sagte er.

Ihre Reaktion war nicht gerade begeistert.

14:02 – 15:10

Dekker und der junge schwarze Kollege von der Metro-Polizei mussten sich einen Weg durch die Traube der Journalisten vor der Tür bahnen. Sie überquerten das kleine Rasenstück, passierten den Goldfischteich und gingen durch die Unterführung des Gebäudes bis hinaus in die Buitenstraat. Die Medienvertreter bombardierten Dekker mit fast vorwurfsvoll klingenden Fragen, und den letzten dieser Geier konnten sie erst in der Breestraat abschütteln. Wann kam endlich Cloete, um Ordnung in dieses Chaos zu bringen?

»Da oben, um die Ecke«, sagte der Mann von der Metro. Schweigend machten sie sich auf den Weg. Dekker stellte fest, dass Wind aus Südosten aufgekommen war. Der perfekte Sommertag ging zu Ende. Er blickte zum Tafelberg hinauf. Die Wolken ballten sich bereits wie Unglücksboten über der Hochebene zusammen. Am späten Nachmittag würde der Wind Sturmstärke erreicht haben. Typisches Januarwetter, nichts zu machen.

Der Metro-Kollege führte ihn bis an eine Kreuzung, wo sie links in die Nuwekerkstraat abbogen. Er überquerte die Straße, blieb nach sechs Schritten stehen und zeigte mit dem Knüppel auf eine bestimmte Stelle.

»Genau da.«

»Dort hat der Schuh gelegen?«

»Ja, genau da«, bestätigte der Mann. »Fast im Rinnstein.«

»Sind Sie sich ganz sicher?«

»Ja, hier habe ich ihn gefunden.«

»Sie haben nicht hineingeschaut?«

»In den Schuh?« Der Mann verzog misstrauisch das Gesicht, als fragte er sich, ob Dekker noch alle Tassen im Schrank hatte.

»Ich hätt's auch nicht getan«, gestand Dekker. »Vielen Dank.«

»Kann ich jetzt gehen?«

»Augenblick noch. Hatten Sie den Befehl, Gegenstände aufzusammeln?«

»Ja. Senior Inspekteur Oerson hat uns losgeschickt. Wir sollten alles einsammeln, was irgendwie in einem Rucksack hätte sein können. Einfach alles, egal was. Als ich den Schuh sah, habe ich ihn aufgehoben und in die Plastiktüte gesteckt. Ich habe auch einen Hut gefunden, da hinten an der Ecke Watsonstraat. Aber das war alles. Meine Fundstücke habe ich dann zu Abrams gebracht, der trug den großen Müllsack. Meine Sachen habe ich zu den anderen gesteckt. Abrams hat den Müllsack dann zu Senior Inspekteur Oerson gebracht, denn der hatte alles haben wollte.« Er erklärte alles langsam und deutlich, als hegte er immer noch den Verdacht, dass Dekker nicht gerade der Hellste sei.

»Vielen Dank. Das war alles, was ich wissen wollte.«

Der Mann nickte und entfernte sich, die Straße hinunterschlenkernd, knüppelschwingend, eine Hand auf der Mütze, damit sie nicht weggeweht wurde.

Dekker sah sich die Stelle an, an der der Schuh gelegen hatte. Dann drehte er sich um zur Ecke Nuwekerk / Buitenstraat. AfriSound war nur etwa zwei- bis dreihundert Meter weit entfernt.

Was hatte das zu bedeuten?

Er zog sein Handy heraus. Es wurde Zeit, Bennie Griessel anzurufen.

Die Fahrzeugmeldestelle der Metro-Polizei gab Vusi die Auskunft, der Peugeot-Boxer-Transporter, Kennzeichen CA 409-341 gehöre einer Firma namens CapSud Trading.

»Buchstabieren Sie das bitte«, bat Vusi.

»C-A-P-S-U-D ... Ansprechpartner ist ein gewisser Meneer Frederik Willem de Jager, die Adresse lautet Eenheid 21, Access City, La Bellestraat in Stikland.«

»Vielen Dank«, sagte Vusi.

»Aber warten Sie«, sagte die Frau, »hier hängt eine Codierung dran. Das Fahrzeug steht in der Halle.«

»Welche Halle?«

»In unserer Fahrzeughalle. Direkt neben meinem Büro, in Groenpunt.«

»Steht es jetzt dort?«

»Das System sagt ja.«

Vusi dachte darüber nach. Dann fragte er: »Haben Sie eine Telefonnummer von diesem de Jager?«

»Hab ich.« Sie gab sie ihm.

Griessel stand an dem großen Tisch im Arbeitszimmer, einen Zettel mit zwei Telefonnummern in der Hand. Eine davon war seine Handynummer, die andere war eine ihm unbekannte Nummer in Kapstadt. Er sah sich die Handschrift an und verglich sie mit den Notizen auf den Bergen von Dokumenten, mit denen der Tisch übersät war – ein fast unleserliches winziges Gekritzel. Die Zahlen der Telefonnummern dagegen waren größer und runder – eine weibliche Handschrift.

Rachel Anderson?

Er rief die Kapstädter Nummer an. Nach dreimaligem Klingeln meldete sich eine Frau mit typisch amerikanischem Akzent: »*United States consul, good afternoon, how may I help you?*«

»Oh, Entschuldigung, verwählt«, sagte er und legte auf.

»Gourmet Foods, guten Tag!«, meldete sich eine weibliche Stimme.

»Bin ich da nicht bei CapSud Trading?«

»Doch, die Firma heißt CapSud, Gourmet Foods ist unser Markenname.«

»Könnte ich bitte mit Meneer de Jager sprechen?«

»Wer ist denn am Apparat?«

»Inspekteur Vusi Ndabeni vom Suid-Afrikaanse Polisiediens.«

»Meneer de Jager ist verstorben, Inspekteur.«

»Oh, das tut mir leid. Wann denn?«

»Vor vier Monaten.«

»Ich rufe an, um mich nach einem Peugeot-Boxer-Transporter mit dem Kennzeichen CA 409-341 zu erkundigen, der auf den Namen der Firma CapSud gemeldet ist.«

»Das ist sicher der, der gestohlen wurde.«

»Ach?«

»Ja, wir haben ihn letztes Jahr Anfang Oktober gekauft und ihn dann zu den Schildermachern geschickt, um unser Logo aufbringen zu lassen. Und in derselben Nacht ist er dort vom Hof weg gestohlen worden. Die Polizei hat die Diebe nie gefasst«, fügte die Frau vorwurfsvoll hinzu.

»Wussten Sie denn nicht, dass der Wagen die ganze Zeit in der Fahrzeughalle der Metropolitaanse Polisie stand?«

»Doch, denn die haben ihn gefunden, in Soutrivier, auf einem Feuerwehrrampplatz. Sie haben ihn in ihre Halle geschleppt und uns dann angerufen. Das war Mitte Oktober.«

»Aber warum haben Sie ihn dann nicht abgeholt, Mevrouw?«

»Weil seit Frederiks Tod alles lahmgelegt ist. Keiner kann Geld abholen oder einen Scheck unterzeichnen, und der Nachlass wird erst in zwei Monaten abgewickelt. Das ist das neue Südafrika: Man muss abwarten und Tee trinken.«

»Soweit Sie wissen, steht der Transporter also immer noch in der Lagerhalle?«

»Davon gehe ich aus, denn jede Woche ruft uns jemand anderes an und fordert uns auf, die Gebühren zu zahlen und das Ding abzuholen. Aber je öfter ich die Probleme wegen Frederiks Tod erkläre, desto weniger hilft es, denn in der Woche darauf meldet sich wieder der Nächste.«

»Darf ich fragen, wer Sie sind, Mevrouw?«

»Ich bin Saartjie de Jager. Frederik war mein Mann.«

»Darf ich fragen, woran Ihr Mann gestorben ist, Mevrouw?«

»Zu hoher Cholesterinspiegel. Herzinfarkt. Der Arzt hat auf ihn eingeredet, ich habe auf ihn eingeredet, aber Frik wollte nicht hören. So war er sein Leben lang. Und jetzt sitze ich hier in dem Schlamassel.«

Auf einmal geschah alles gleichzeitig: Griessel stand ungeduldig an dem großen Tisch und wartete auf einen Rückruf der Telkom, John Afrika ging vorsichtig an den Blutspuren in der Diele vorbei, betrachtete sie mit Entsetzen und sagte: »*Nee, o jirre*«, Griessels Handy klingelte, und Vusi stürzte mit einem aufgeregten: »Bennie!« zur Tür herein.

Griessel dachte, der Mann von der Telkom rufe zurück, wandte sich von seinen Kollegen ab und meldete sich. Durch das Fenster sah er, wie Mat Joubert den Vorgarten durchquerte.

»Bennie, ich bin's, Fransman.«

Es war einfach zu viel auf einmal. »Fransman, kann ich dich zurückrufen?« Hinter ihm murmelte der Kommissaris vorwurfsvoll vor sich hin.

»Bennie, ich wollte dich nur kurz fragen, wie sicher wir sind, dass Barnards Frau und Jos Geyser definitiv nichts mit dem Mord zu tun haben.«

Griessel hatte das Bedürfnis, Afrika schnellstmöglich zu erklären, dass er Mat Joubert gebeten hatte, herzukommen, ehe es Scherben gab. »Keine Ahnung«, antwortete er unkonzentriert.

»Also kann ich sie noch einmal vernehmen? Ich möchte Mbali bitten, mit Alexandra zu reden.«

Als der Name seiner Kollegin fiel, war Griessel auf einmal ganz bei der Sache. »Wie – du weißt es noch nicht?«, fragte er.

»Was machst du denn hier?«, grummelte John Afrika hinter seinem Rücken. Er drehte sich um. Joubert war hereingekommen. Er legte die Hand auf das Mikrofon, während Dekker fragte: »Was weiß ich noch nicht?«

»Ich kann alles erklären, Kommissaris«, sagte Griessel, und dann, wieder zu Dekker gewandt: »Mbali wurde angeschossen, Fransman. Hier oben in der Bo-Oranjestraat, wo das amerikanische Mädchen war.«

Dekker war wie vor den Kopf geschlagen.

»Sie liegt im Krankenhaus«, fuhr Griessel fort.

»Das amerikanische Mädchen? Was hat Mbali denn da gemacht?«

»Dasselbe wollte ich dich gerade fragen.«

»Woher soll ich das wissen? Ich hatte sie zu Jack Fischer geschickt.«

»Jack Fischer?«, fragte Griessel erstaunt, und im selben Moment wurde ihm klar, dass er diesen Namen lieber nicht hätte erwähnen sollen, mit Afrika und Joubert in unmittelbarer Nähe.

»Fischers Firma hat für AfriSound gearbeitet, aber ich glaube nicht, dass uns diese Spur weiterbringt. Wie geht es Mbali?«

»Das wissen wir nicht. Tut mir leid, Fransman, aber ich muss jetzt Schluss machen. Meinetwegen kannst du Geyser noch mal vernehmen, wenn es du es für richtig hältst. Ich rufe dich später wieder an.« Er beendete die Verbindung und sagte: »Kommissaris, ich habe Mat angerufen und ihn gebeten, uns bei der Untersuchung zu unterstützen.« Als Afrika protestierend das Gesicht verzog, fuhr Griessel sogleich fort: »Bei allem Respekt, Kommissaris«, begann er, obwohl er wusste, dass das, was er sagen wollte, nicht gerade respektvoll war. Aber es war ihm mittlerweile egal. »Du hast gesagt, wir hätten nicht genügend Leute. Mat sitzt bei der Provinzialen Sondereinheit herum und dreht Däumchen. Er ist der beste Ermittler am ganzen Kap, und ich muss ein amerikanisches Mädchen finden, das ich auch finden werde, koste es, was es wolle. Du kannst mich morgen feuern, du kannst mich wieder zum Inspekteur oder zum Sersant degradieren, wenn du willst, aber wir haben jetzt wirklich keine Zeit für diesen Kleinkrieg. Vusi ist an dem Transporter dran, mit dem Rachel Anderson von hier weggebracht wurde, und ich muss herausfinden, woher zum Teufel die wussten, dass sie sich in diesem Haus aufhielt. Wir selbst haben keine Zeit, den Tatort zu begehen, aber ich brauche jemanden, der das professionell erledigt. Du hast gesagt, ich soll Rachels Vater anrufen, und ich werde es tun, aber nicht, ehe ich weiß, was hier los ist. Denn er wird mir Fragen stellen, und ich will Antworten haben, die den Vater dieses armen Mädchens zufriedenstellen. Also heb dir bitte deinen Anschiss für später auf und lass uns erst das Mädchen finden!« Dann fügte er noch ein letztes, hoffnungsvolles: »Bei allem Respekt, Kommissaris!« hinzu. Und wartete auf das Fallbeil.

John Afrika sah erst Griessel an, dann Joubert und dann Ndabeni, dann wieder Griessel. Seine widerstreitenden Gefühle spiegelten sich in seinem Gesicht wider. Schließlich nickte er andeutungsweise. »Finde sie, Bennie«, sagte er und ging, darauf achtend, nicht in die Blutlache zu treten.

Griessels Handy klingelte erneut, und diesmal sagte der Typ von der Telkom: »Bennie, zwischen zwölf und zwei wurden von diesem Anschluss aus nur zwei Anrufe getätigt. Der eine ging nach West Lafayette in Indiana, das liegt in Amerika, und der zweite ging an dein Handy.«

»Dave, wann war der erste?«

»Augenblick ... dreizehn Uhr sechsenddreißig. Er hat zwei Minuten und zweiundzwanzig Sekunden gedauert.«

»Danke, Dave, vielen Dank.« Griessel beendete das Telefonat und versuchte verzweifelt, einen Zusammenhang zu entdecken, aber er fand nur lose Fäden, die scheinbar nichts miteinander zu tun hatten.

»Bennie ...«, unterbrach Vusi seine Grübeleien, doch Griessel winkte nur ab und suchte in der Eingangsliste nach Rachels Anruf. Sie hatte ihn um dreizehn Uhr einundvierzig angerufen. Dann war er aus dem Van Hunks rausgerannt, und sie waren hierhergerast. Wenn Rachels Verfolger den Anruf irgendwie abgehört hatten, hatten sie nur fünf Minuten mehr Zeit gehabt als sie. Angenommen, sie hätten sich hier irgendwo in der Umgebung aufgehalten, hier ganz in der Nähe. Sie mussten hier eingedrungen sein, unmittelbar nachdem er mit Rachel gesprochen hatte. Das war eine schnelle Reaktion. Zu schnell ...

Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Er zählte zwei und zwei zusammen. »Vusi, war das da hinten an der Ecke, wo sie zum Telefonieren ins Restaurant gegangen ist?«

»Ja, das Carlucci's«, bestätigte Ndabeni.

»Und sie ist hier runtergerannt«, sagte Griessel und zeigte zur Bo-Oranjestraat.

»Mbali hat im Garten Fußspuren entdeckt.«

Griessel kratzte sich am Kopf. »Sie hatten sich irgendwo hier in der Nähe versteckt, Vusi. Sie müssen sie gesehen haben, aber so lange es hier von Polizisten gewimmelt hat ...«

»Bennie, der Transporter ...«

Aber Griessel hörte ihn nicht. Warum hatten sie das Mädchen nicht erschossen? So wie sie es bei dem alten Mann versucht hatten? Erin Russel hatten sie die Kehle durchgeschnitten. Aber Rachel hatten sie am Leben gelassen, obwohl man sie hier leicht hätte umlegen können. Hier, in diesem Haus. Warum hatte man sie von hier weggebracht?

Da kam ihm der nächste Geistesblitz.

»Der Rucksack!«, sagte er, denn sie hatten Erin Russel den Rucksack vom Rücken abgeschnitten. Er bückte sich, sah unter dem Tisch nach. »Seht nach, ob ihr hier irgendwo einen Rucksack findet!« Er ging durch den Flur. »Vusi, du nimmst die linke Seite, das Bad und dieses Schlafzimmer, ich nehme die rechte.« Er blieb stehen. »Mat, könntest du in der Küche und draußen nachsehen?«

»Wie sieht der Rucksack denn aus?«

»Keine Ahnung«, antwortete Griessel. Dann fiel ihm etwas ein, und er hielt so plötzlich inne, dass Vusi ihn beinahe umgerannt hätte. Fieberhaft wählte er eine Nummer. Als der Sersant in der Wache am Caledonplein antwortete, identifizierte er sich und fragte, ob die Kollegen noch im Cat & Moose in der Langstraat seien.

»Ja, sie sind noch da.«

»Bitte sagen Sie ihnen, dass sie sich nach dem Gepäck der beiden amerikanischen Mädchen erkundigen sollen. Erin Russel und Rachel Anderson. Sie sollen die Sachen bewachen, sie keine Sekunde aus den Augen lassen und sie notfalls mit Waffengewalt verteidigen.«

»Geht in Ordnung.«

Dann wandte sich Griessel an Vusi Ndabeni: »Die suchen etwas, Vusi, diese Scheißkerle suchen etwas, was die Mädchen haben. Deswegen ist Rachel noch am Leben!«

»Was ist denn noch?«, fragte Natasha Abader, als sie die Bürotür ihres verstorbenen Chefs hinter sich zuzog.

»Bitte nimm Platz«, sagte Dekker und setzte sich auf den Schreibtisch, so dass er ihr einschüchternd nahe sein konnte.

Sie mochte das nicht, er sah es ihren schönen Augen an, aber sie setzte sich hin.

»Kann ich dir vertrauen, *suster*?«

»Ich hab dir schon mal gesagt, ich bin nicht deine Schwester!«

»Ach, warum denn, *suster*, nur weil du einen guten Job bei den *whiteys* hast und ich nur ein gewöhnlicher Hotnot aus Atlantis bin? Du bist farbig, Schluss, aus.«

»Ach, denkst du, darum dreht sich alles?«, fragte Natasha mit wütend funkelnden Augen. »Du kannst es nicht ertragen, dass ich mit einem weißen Mann geschlafen habe, oder? Du brauchst gar nicht so den Kopf zu schütteln, ich hab's deinem Gesicht angesehen, wie entgeistert du auf einmal geguckt hast. Das Eine sage ich dir: Er war nicht der erste Weiße, mit dem ich geschlafen habe, und er wird auch nicht der letzte gewesen sein. Ich diskriminiere niemanden, ich schlafe, mit wem ich will, denn das ist das neue Südafrika. Aber das willst du nicht hören. Du willst weiter *brother* und *sister* sagen, du willst, dass wir einen eigenen Stamm bilden, wir Farbigen. Du gehörst zu denen, die sich ständig darüber beklagen, wie schwer es doch ist, farbig zu sein. Wach auf, Inspekteur, denn das nützt nichts! Wenn du dich nicht integrierst, wirst du nicht integriert werden. Das ist das Problem in diesem Land, alle beklagen sich, aber niemand will etwas ändern und die Vergangenheit hinter sich lassen. Ach, übrigens: Mit wie vielen weißen Frauen hast du denn bist jetzt geschlafen, nur mal so aus Interesse?«

Er sah weg, zum Fenster hinaus.

»Hab ich mir's doch gedacht«, sagte sie.

»Wie kommst du bloß darauf?«

»Weil dich keine Frau ansehen kann, ohne an Sex zu denken«, antwortete sie.

Jetzt sah er sie an, sah ihr in die Augen, und herausfordernd und zornig erwiderte sie seinen Blick.

»Ich nehme es als Kompliment«, sagte er. In dem Wissen, den Kürzeren gezogen zu haben, versuchte er, seine Position zu stärken.

»Warum hast du mich rufen lassen?«

Plötzlich fühlte er sich in ihrer Nähe unbehaglich. Er stand auf und umrundete den Schreibtisch. »Weil ich dir vertraue.«

Sie schüttelte den Kopf, die langen Haare fließend wie ein Wasserfall.

»Ich werde dir ein paar Einzelheiten erzählen, über die du mit niemandem sprechen darfst«, ergänzte er.

Wortlos sah Natasha ihn an.

»Diejenigen, die Adam Barnard erschossen haben, müssen ihn sehr gut gekannt haben«, begann er. »Sie wussten, dass sich seine Frau jeden Abend bis zur Besinnungslosigkeit betrinkt. Sie wussten, wo er seine Pistole aufbewahrt. Du bist die Einzige, der ich vertraue. Sag mir, wer ihn so gut gekannt hat.«

»Wie kannst du so was behaupten? Er wurde doch bei sich zu Hause erschossen?«

»Wurde er nicht. Er wurde an einem anderen Ort ermordet. Möglicherweise nur wenige Meter von hier entfernt, vielleicht gleich hier vor der Tür. Wir haben nur ein paar Straßen weiter seinen fehlenden Schuh gefunden. Und sein Handy.« Er sah ihr an, dass sie das überraschte, und empfand eine gewisse Genugtuung. »Anschließend haben sie ihn nach Hause gebracht, die Treppe hinaufgetragen und ihn in die Bibliothek gelegt. Wer weiß das mit seiner Frau, Natasha? Wer könnte von der Pistole wissen? Die Geysers?«

Sie setzte sich zurecht und strich die Haare wieder über die Schulter, bevor sie antwortete. »Nein. Die Geysers vermutlich nicht. Ich glaube, sie waren noch nie bei ihm zu Hause. Adam hat sich ... für Alexa geschämt. Sie hatte schon ein paar Mal ...«

»Was?«

»Szenen gemacht, wenn er Leute mit nach Hause brachte. Er hat mehr oder weniger hier gewohnt. Hier war er von morgens bis abends. Gegen sieben ist er nach Hause gegangen, aber oft, sehr oft ist er wieder zurückgekommen. So gegen acht, neun Uhr, und dann hat er bis nach Mitternacht gearbeitet.«

»Also, wer könnte es gewusst haben?«

Sie dachte wieder erst nach, ehe sie antwortete. »Ich weiß es wirklich nicht so genau.«

»Bitte. Spekuliere einfach mal.«

»Ich soll spekulieren?«

»Ja.«

»Na ja, ich wusste zum Beispiel das mit seiner Frau.«

»Wer noch?«

»Willie, Wouter und Michéle.«

»Wer ist Michéle?«

»Sie sitzt schon den ganzen Tag drüben in ihrem Büro. Sie kümmert sich um die PR.«

»Ich dachte, Willie Mouton sei für die Produktion und die Werbung zuständig?«

»Schon, aber Michéle erledigt die PR. Sie kümmert sich zum Beispiel um die Artikel in den Zeitungen oder um die Radio- und Fernsehauftritte unserer Künstler.«

»Wie sieht Michéle aus?«

»Sie ist die etwas ältere Frau, die drin bei Spider und Iván gegessen hat.«

Dekker erinnerte sich vage an sie, eine ältere Frau zwischen zwei jüngeren Männern. »Und sie hat Adam gut gekannt?«

»Ja, sie haben schon seit vielen Jahren zusammengearbeitet. Sie war von Anfang an in der Firma. Vor etwa sieben Jahren hat sie sich selbstständig gemacht, aber sie war trotzdem noch auf freiberuflicher Basis für uns tätig.«

»Was heißt, sie hat sich selbstständig gemacht?«

»Sie hat ihre eigene Agentur gegründet. Für Künstler, die kein Label haben, für kleinere Labels.«

»Haben sie und Adam sich gut verstanden?«

»Sie waren wie Bruder und Schwester«, antwortete Natasha, jedoch mit einem Unterton, als sei das nicht die ganze Wahrheit.

»Was willst du damit sagen?«

»Es heißt, Adam und Michéle seien ein Paar gewesen. Vor vielen Jahren.«

»Vor wie vielen Jahren?«

»Ich weiß nicht, es sind nur Gerüchte.«

Er warf ihr einen Blick zu, der besagte: Lass den Quatsch.

»Nachdem Alexandra mit dem Trinken angefangen hatte. Da hat er sich an Michéles Schulter ausgeweint. Damals war sie selbst noch verheiratet.«

»*Fok!*«, fluchte Dekker.

Vorwurfsvoll sah Natasha ihn an.

»Mein Gott, *suster*«, sagte er verlegen. »Meine Liste wird einfach immer länger.«

Mat Joubert kehrte durch die Küche in die Diele zurück, wo Griessel und Vusi ihn erwartungsvoll ansahen. Er schüttelte den Kopf. Kein Rucksack. Er sah, wie Bennie die Information verarbeitete. Joubert wartete geduldig, bis er wusste, dass er weiterreden konnte.

»Du weißt von dem Blut da draußen?«, fragte er Griessel und beobachtete ihn, während er es bejahte. Bennie stand vollkommen reglos da, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, die rechte Hand unwillkürlich erhoben. Dann kratzte er sich in den dicken, wirren Haaren, an einer Stelle direkt hinter dem Ohr.

Plötzlich empfand Joubert tiefes Mitgefühl für seinen Kollegen, seinen Freund, diesen Mann, den er ein halbes Leben lang kannte. Schon seit jeher sprudelte Griessel schier über vor Energie, sein Körper konnte sie kaum fassen, so dass er manchmal förmlich zu vibrieren schien, als würde sie sich wie eine Flutwelle jeden Augenblick Bahn brechen. Und dieses Gesicht – vor zwanzig Jahren hatte es etwas Koboldhaftes besessen, den Ausdruck scherzhafter Rüpelhaftigkeit eines Hofnarren. Er besaß ein ansteckendes Lachen und war mit seinen funkelnden slawischen Augen und dem breiten Mund jederzeit zu einem treffenden Seitenhieb bereit. Diese Züge waren jetzt kaum noch zu erkennen. Das Leben hatte ihn tief geprägt und ein Netzwerk feiner Linien hinterlassen. Aber Joubert wusste, dass in diesem Moment seine grauen Zellen auf Hochtouren arbeiteten. Griessel, der den ganzen Vormittag von Pontius zu Pilatus gehetzt war, konzentrierte sich jetzt mit jeder Nervenfaser auf die Lösung des Problems. Und wenn er sie fand, würde es richtig rundgehen. Denn Bennie hatte einen Ermittlerverstand, der schon seit jeher viel schneller und kreativer arbeitete als sein eigener. Er selbst ging langsam, methodisch und systematisch vor, während Griessel jenen Instinkt, jenes natürliche Flair und den sprühenden Erfindungsreichtum besaß, den Jouberts mühevollen Krämerarbeit vermissen ließ.

»Es könnte um Drogen gehen«, sinnierte Griessel. »Ich glaube ... dieser Rucksack ...«

»Bennie, der Transporter stammt aus der Fahrzeughalle der Metro-Polizei«, sagte Vusi endlich.

Griessel starrte ins Leere. »Die Mädchen hatten ... nein, ich weiß nicht. Vielleicht haben sie Drogen gestohlen. Oder besser: einfach mitgenommen, ohne dafür zu bezahlen ...«

Joubert wartete noch immer, bis Bennie wieder zu sich kam und ihn und Vusi anstarrte. Dann fragte er: »Stammt das Blut von dem Mädchen?«

»Nein«, antwortete Griessel und konzentrierte sich auf Joubert. »Nein, das Blut stammt von einem anderen, nicht von Rachel. Von einem dieser Scheißkerle.« Er war sich jetzt ganz sicher. Noch während er sprach, griff er nach seinem Handy.

Joubert kam ihm zuvor: »Bennie, lass mich bei den Krankenhäusern anrufen.«

»Nein, Mat, das können die Kollegen vom Caledonplein erledigen«, erwiderte Bennie und befahl dem Sersanten in der Leitstelle: »Ich will wissen, ob irgendwo ein schwerverletzter junger Mann mit einer blutenden Wunde eingeliefert wurde, sagen wir zwischen achtzehn und fünfunddreißig, egal welche Hautfarbe, Muttersprache und so weiter. Gebt mir sofort Bescheid, wenn ihr etwas in Erfahrung bringt.« Dann sah Griessel Vusi an und fragte: »In der Fahrzeughalle der Metro?«

»Genau. Exakt dieses Modell, exakt dieses Kennzeichen. Er war als gestohlen gemeldet, die von der Metro haben ihn in Soutrivier wiedergefunden, und jetzt steht er schon seit Oktober in der Lagerhalle, weil der Eigentümer an einem Herzinfarkt gestorben ist und sein Nachlass blockiert wurde. Ich fahr jetzt los, Bennie, ich finde raus, was dahintersteckt. Wie sind die an einen Transporter aus einer Lagerhalle der Polizei gekommen?«

Joubert sah, wie Griessels Augen flackerten, ganz kurz nur. »Was ist?«, fragte er, denn er wusste Bennies Intuition zu schätzen.

Griessel schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. *Jissis*, ich müsste mich erst mal hinsetzen und nachdenken, aber uns bleibt keine Zeit dazu. Großartige Arbeit, Vusi, finde es raus, beschaff uns diesen Transporter, er ist so ungefähr das Einzige, was wir haben.« Plötzlich atmete er tief ein. »Warte!«, rief er Ndabeni hinterher. »Nur noch eine Frage, Vusi: Der Typ aus dem Restaurant – hat der sich die Fotos von Demidovs Leuten angesehen?«

»Ja.«

»Und?«

»Nichts.«

»Okay. Danke.« Vusi eilte hinaus, und Griessel blieb mit gesenktem Kopf stehen. Mat Joubert beobachtete ihn geduldig. Eine ganze Weile lang. Wortlos, so dass das Ticken der Standuhr in dem großen Arbeitszimmer deutlich zu hören war. Wir beide, die Dinosaurier der SAPS, dachte Joubert, eine vom Aussterben bedrohte Art. Die politische Erderwärmung und der Rassen-Klimawandel hätten ihnen schon längst den Garaus machen sollen, aber hier waren sie immer noch, zwei alte Fleischfresser im Urwald, mit steifen Gliedern und stumpfen Zähnen, aber durchaus noch nicht nutzlos.

Griessel kratzte sich in den dicken Haaren hinter seinem Ohr. Er gab einen Laut von sich: »Hu ...«, drehte sich um und ging hinaus. Joubert folgte ihm gottergeben über die Fußmatte auf die *stoep*, an den Bougainvilleen vorbei und über den Schieferplattenweg. Griessel öffnete das Gartentor und trat hinaus auf die Straße. Er drehte sich zum Leeukop um. Joubert gesellte sich zu ihm, blickte zu der Felskuppe, die die Stadt überragte, und spürte den Wind, der Bennies Haare noch heftiger durcheinander brachte. Dieser Tag, der so perfekt begonnen hatte, wurde vom *Suidooster* verdüstert, der bis heute Abend besessen um den Tafelberg heulen würde wie ein Dämon.

»Vor sechs Uhr heute Morgen war Rachel Anderson dort oben«, sagte Griessel und zeigte zum Leeukop, »und bat eine ältere Dame, die Polizei zu rufen. Da waren die Kerle immer noch hinter ihr her, schon seit zwei Uhr nachts. Um elf Uhr kam sie hier oben am Restaurant an und erklärte ihrem Vater am Fernsprecher, sie könne nicht zur Polizei gehen ...«

Fernsprecher, dachte Joubert. Ein Dinosaurierwort.

Griessel senkte den Kopf wieder. Dann blickte er hinauf zum Tafelberg und schätzte den Abstand zum Leeukop. Er sah Joubert an. »Fünf Stunden, nachdem sie oben auf dem Leeukop war, ist sie in dem Restaurant angekommen. Kurz darauf haben die Scheißkerle draußen angehalten und sie quer durch den Laden weiterverfolgt. Aber woher wussten sie, dass sie dort war, Mat? Warum hat sie sich gescheut, bei der Polizei anzurufen?« Wieder fuhr er sich mit einer Hand durch die Haare. »Wie stellt man das an? Ein Mädchen, eine Ausländerin, du bist auf Teufel komm raus hinter ihr her, sie kann sonst wo sein, wie schaffst du es, die ganze Stadt zu beobachten?«

Sie starteten den Berg an. Wie immer war Joubert von Griessels Fähigkeit fasziniert, sich in andere hineinzusetzen, ob Opfer oder Täter.

Dann begriff er auch, was Griessel bereits angedeutet hatte. Sie hatten dort oben auf dem Berg gesessen und von da aus die ganze Stadt im Blick gehabt. »Könnte sein«, sagte er.

»Aber das hilft uns einen Scheißdreck«, sagte Griessel, der ihm immer einen Schritt voraus war. »Denn jetzt haben sie das Mädchen.«

»Dieses Haus kann man aber nicht vom Berg aus sehen«, gab Joubert zu bedenken und zeigte auf das viktorianische Gebäude, vor dem sie standen.

»Stimmt«, seufzte Griessel. Bennie wirkte wieder abwesend, und Joubert wusste, dass sein Verstand auf Hochtouren arbeitete. Dabei kannte er die Frustration nur zu gut, die einen an einem solchen Tag überfallen konnte. Wenn tausend Dinge auf einmal geschahen und man mit Informationen zugeschüttet wurde. Dann musste man durch das Chaos schnüffeln, durch alles, was man gehört und gesehen hatte, durch alles, was man wusste, was man zusammenflanschen konnte. Er erledigte diese Arbeit nachts, wenn er neben Margaret lag, neben ihrem warmen Körper, eine Hand auf der sanften Rundung ihres Bauchs. Dann gingen seine Gedanken langsame, systematische Wege. Doch bei Griessel verliefen solche Prozesse anders, ungeduldig, schnell, nicht immer fehlerlos, aber viel rascher. Er sah, wie Griessel mit dem Kopf ruckte, der Groschen war gefallen. Er blickte die Straße hinunter und setzte sich plötzlich zielstrebig in Marsch. Joubert musste sich beeilen, um mit ihm Schritt halten zu können. Hundert Meter weiter stellte sich Griessel in eine Einfahrt und blickte das Haus und die Garage an. »Hier hat er gesessen, in einem Pickup ...« Er war ganz aufgeregt. »Beinahe hätte er uns über den Haufen gefahren!«

Griessel lief die Einfahrt entlang, kehrte um, blickte zum Haus von Piet van der Lingen hinüber und sagte: »Nein!« Er rannte hin und her, sprang hoch und runter und sagte schließlich: »Mat, stell dich mal hier hin!«

Joubert gesellte sich zu ihm.

»Stell dich auf die Zehenspitzen.«

Joubert reckte sich.

»Wie viel kannst du von dem Haus erkennen?«

Der große Mann hielt Ausschau. »Ich bin ein bisschen zu tief, um alles sehen zu können.«

»Hier ist er rausgekommen, ein Kerl in einem Bakkie. Ein Toyota mit Allradantrieb, so ein ausgebliehener roter, das alte Modell. Der kleine Scheißer am Steuer war noch jung. Er ist in einem Affenzahn rückwärts hier rausgefahren, hatte es verdammt eilig. Genau vor unserer Nase ist er hier rausgekommen und dann in Richtung Stadt gerast.«

Joubert hatte einen anderen Blick auf die Ereignisse, da er die Vorgeschichte nicht kannte. »Vielleicht hat er sich auf die Ladefläche gestellt«, schlug er vor. »Von da aus hatte er alles im Blick.«

»Du hast recht!«, sagte Griessel. »Er war jung, genau wie der andere!« Er sah Joubert an. »Ich würde ihn wiedererkennen, Mat, wenn ich seine verdamnte Fresse noch mal sehen würde. Ich würde ihn wiedererkennen.« Er hielt einen Herzschlag lang inne, dann sagte er: »Ein alter Toyota ... Das ist keine Drogenkarre, Mat.«

Griessels Handy klingelte. Er warf einen kurzen Blick auf das Display, bevor er antwortete. Er meldete sich: »Sersant?« Dann hörte er zu, vierzig Sekunden lang, und begann, zum Haus zurückzulaufen. Mat Joubert folgte ihm, immer schneller, die Augen auf Griessel gerichtet. Hier kam wieder der Energieschub.

»Schicken Sie noch mehr Leute hin, Sersant«, befahl Griessel. »Ich bin unterwegs.«

Griessel wandte sich zu Joubert um, das altbekannte, funkensprühende Feuer in den Augen. »Jemand hat vor zehn Minuten einen jungen weißen Scheißer vor der Ambulanz des City Park abgeladen und ist sofort danach wieder abgehauen. Dem Verletzten wurde ein Messer in die Kehle gestochen, er hat Glück, wenn sie ihn durchbringen. Ich muss fahren, Mat.« Griessel rannte los.

»Ich kümmerge mich um den Tatort!«, rief Joubert ihm hinterher, aber er war sich nicht sicher, ob Griessel ihn gehört hatte. Er sah seinem davoneilenden Kollegen nach, so entschlossen, so eilig, und wieder stieg dieses Gefühl in ihm auf – eine Sehnsucht, ein Schmerz, als sei dies das letzte Mal, dass er Bennie Griessel gesehen hatte.

Jess Anderson durchbrach als Erste die Stille im Arbeitszimmer und fasste ihre Sorgen in Worte. »Warum ruft er nicht an?«

Bill Anderson saß neben seiner Frau auf dem braunen Ledersofa und fühlte sich äußerst unbehaglich. Viel lieber wäre er auf- und abgewandert, um so seiner Anspannung Herr zu werden. Aber seiner Frau zuliebe beherrschte er sich, weil er wusste, dass es sie noch mehr aufgeregt hätte. Sein Freund und Anwalt Connelly sowie Polizeichef Dombkowski hatten ihn gedrängt, hier zu bleiben, damit er den Anruf des Polizisten aus Südafrika nicht verpasste. Jetzt bereute er, dass er nicht mit ihnen zu Erins Eltern gefahren war. Es wäre seine Pflicht gewesen. Andererseits konnte er Jess unter diesen Umständen nicht allein lassen.

»Es sind jetzt schon fast vierzig Minuten«, sagte sie.

»Wir wissen nicht, wie weit er fahren musste«, gab Anderson zu bedenken.

»Wir könnten ihn doch anrufen.«

»Lassen wir ihm noch ein bisschen Zeit.«

Sie pressten sie auf den Zementboden. Vier von ihnen. Ein Fünfter war mit einem Messer erst unter ihr T-Shirt gefahren und hatte es weggeschnitten, dann hatte er dasselbe mit ihren Shorts und ihrer Unterwäsche getan. Dasselbe Messer, mit dem Erins Kehle durchschnitten worden war, dieselbe Hand hatte sie mühelos bis auf die Haut entblößt. Sie rissen Rachel hoch und banden sie an den dünnen Stahlträger. Ihre Arme zogen sie nach hinten und fesselten sie hinter ihrem Rücken. Dann wichen sie zurück, und Rachel konnte nichts weiter tun, als sich so weit wie möglich zu Boden sinken zu lassen, um ihre Scham zu verbergen, so dass sie mit gesenktem Kopf auf die Sportschuhe an ihren Füßen starrte.

»Wo ist sie?«

Rachel antwortete nicht. Sie hörte ihn kommen, Schritte auf dem Zementboden, nur zwei. Er packte sie an den Haaren und riss ihren Kopf zurück, so dass er gegen das Metall des Trägers prallte, und kniete sich vor sie hin.

»Wo ist sie?«, fragte er erneut.

Ihr linkes Auge war angeschwollen und schmerzte. Sie richtete das andere auf ihn. Sein attraktives Gesicht befand sich dicht vor ihrem. Er sah ganz gelassen aus. So wie immer. Lediglich seine Stimme klang autoritär, befehlend.

Ihre Abscheu vor ihm war größer als ihre Angst zu sterben. Diese Erkenntnis traf sie ganz plötzlich und hatte etwas Erlösendes. Sie brachte sie dazu zu handeln. Sie nahm sich vor, zu treten, zu spucken, und sie begann, Speichel in ihrem Mund zu sammeln. Für alles, was er getan hatte, wollte sie ihn voller Verachtung und Hass anspucken, aber sie überlegte es sich noch einmal anders. Sie war ja gar nicht so hilflos. Sie konnten sie nicht töten. Nicht jetzt. Noch nicht. Sie musste Zeit schinden. Sie war nicht allein. *Ich bin unterwegs. Öffnen Sie niemandem die Tür! Ich rufe an, sobald ich da bin, bitte, Miss Anderson*, hörte sie wieder die Stimme des Polizisten. Voller Sorge, mit dem innigen Wunsch, sie zu beschützen, zu retten. Er war jetzt irgendwo da draußen, auf der Suche nach ihr. Er musste sie aufspüren, irgendwie würde er herausfinden, wer hinter ihr her gewesen war. Es war doch so offensichtlich! Er würde es rauskriegen, er würde sie finden.

Rachel antwortete, indem sie den Kopf langsam hin- und herschüttelte.

Er packte ihre Haare mit eisernem Griff. »Ich werde dir wehtun«, sagte er in seiner sachlichen Art.

»Mir egal.« Sie versuchte, ebenso cool zu klingen wie er.

Er lachte ihr ins Gesicht. »Du hast ja keine Ahnung ...«

Egal, dachte sie. Soll er doch lachen.

Er ließ sie plötzlich los und stand auf. »Ihr Gepäck ist noch im Cat & Moose.«

»Wir hätten es längst holen sollen.«

»Aber wir konnten es doch nicht wissen, Steve. Du weißt, was sie im Club gesagt hat. Wo zum Teufel ist eigentlich Barry? Ruf ihn an, er soll ihre Klamotten holen.«

»Sie werden sie uns aber nicht so ohne weiteres geben, Jay.«

Rachel hob den Kopf und sah, wie sie sich anblickten. Es herrschte eine gewisse Spannung zwischen ihnen.

Steve, der Schwarze, nickte schließlich, drehte sich um und ging. Jay sagte zu einem anderen, den sie nicht kannte: »Es gibt einen Heimwerkerladen einen Block die Straße runter, rechts an der Ecke ...«

Er fischte in seiner Hosentasche nach einigen Geldscheinen und reichte sie dem anderen.

»Ich brauche eine Gartenschere. Wir schneiden ihr die Zehen ab. Dann die Finger. Dann die Brustwarzen. Schade um die schönen Titten.«

Es dauerte eine Weile, bis Fransman Dekker sich dazu überwinden konnte, Michéle Malherbe danach zu fragen, ob sie mit Adam Barnard geschlafen hatte.

Als sie durch die Bürotür trat, war er so von ihrer Würde überrascht, dass es ihm zunächst nicht auffiel, dass sie kleiner war, als er gedacht hatte. Sie hatte blonde, kurzgeschnittene Haare und ein attraktives Gesicht. Ihr Alter war schwer zu schätzen, bis er irgendwann ihre Hände betrachtete und erkannte, dass sie Ende fünfzig, Anfang sechzig sein musste. Sie stellte sich vor, hörte aufmerksam zu, als er ihr Rang und Namen nannte, und setzte sich schließlich mit einem Ausdruck beherrschter Trauer auf einen der Besucherstühle. Dekker brachte es nicht fertig, sich an Barnards Schreibtisch zu setzen. Es erschien ihm taktlos in dieser Situation. Schließlich nahm er auf dem anderen Besucherstuhl Platz.

»Es ist ein schwerer Verlust, Inspekteur«, begann sie, die Ellbogen auf die Stuhllehnen gestützt, die Hände im Schoß gefaltet. Dekker sah ihr an, dass sie heute schon

geweint hatte. Unwillkürlich fragte er sich, wie eine solche Frau mit Barnard hatte schlafen können.

»Mein Beileid«, sagte er. »Sie haben ihn wohl sehr gut gekannt?«

»Ja, seit fast fünfundzwanzig Jahren.«

»Ich ... äh ... Mevrouw, wie ich gehört habe, kennen Sie die Firma sehr genau, und die Umstände ...«

Sie nickte mit ernster, konzentrierter Miene.

»Welchen Grund hätte jemand gehabt haben können ...« Er suchte krampfhaft nach einem Euphemismus. »... ihn, äh, uns Leben zu bringen?«

»Ich glaube nicht, dass Adams Tod irgendetwas mit der Firma zu tun hat, Inspekteur.«

»Ach nein?«

Sie hob ihre Hand, eine dezente Geste. Sie trug einen einzelnen, eleganten Ring am Mittelfinger. »Sicher, wir mögen eine sehr emotionale Gemeinschaft sein. Aber in der Musik geht es nun mal um Gefühle, nicht wahr? Doch im Grunde gibt es keinen großen Unterschied zwischen der Musikindustrie und anderen Branchen. Wir diskutieren, wir streiten, wir flirten miteinander, wir bekriegen uns, und manchmal sagen wir etwas, was wir hinterher bereuen, aber das ist doch fast überall so. Der einzige große Unterschied besteht darin, dass die Medien unsere ... Sünden schneller an die große Glocke hängen.«

»Ich glaube nicht, dass ich Sie richtig verstehe.«

»Ich will damit Folgendes sagen: Mir fällt kein einziger Grund ein, warum irgendjemand in unserer Branche Adam hätte ermorden wollen. Mir fällt auch niemand ein, der dazu in der Lage wäre.«

Dekker holte Luft und setzte zu einer Erwiderung an, aber sie unterbrach ihn erneut mit derselben Geste und sagte: »Ich bin nicht naiv. Ich habe gelernt, dass unsere Natur uns zu allem befähigt. Aber wenn man ein Vierteljahrhundert lang mit bestimmten Leuten zusammenarbeitet, kennt man irgendwann alle ihre Seiten und erwirbt eine gewisse Menschenkenntnis, aus der man unter solchen Umständen schöpfen kann.«

»Mevrou, die Art, wie der Mord verübt wurde ... deutet darauf hin, dass es jemand getan hat, der Adams häusliche Umstände sehr gut kennt.«

Sie wandte den Blick nicht ab. Ihre Augen waren hellbraun. Ihre Sinnlichkeit ist subtil, dachte er, vielleicht liegt sie in der Kombination ihrer Erfahrung mit ihrer besonderen Verfeinerung. »Ich bin nicht sicher, worauf Sie anspielen.«

»Der Täter hat zum Beispiel von seiner Frau gewusst.«

Mit einem sympathischen Lächeln antwortete sie: »Inspekteur, leider ist der Zustand der lieben Alexa ein offenes Geheimnis. Vor allem innerhalb der Firma.«

»Hat Barnard darüber geredet?«

»So etwas wäre Adam nicht im Traum eingefallen!«, erwiderte sie gelinde empört.

Dekker wartete ab.

»Ich weiß, dass die Medien unsere Branche schildern, als würden sich die Angehörigen nicht umeinander scheren, Inspekteur, aber dieses Bild ist verzerrt. Viele von uns halten noch regelmäßigen Kontakt zu Alexa und hoffen noch immer, sie werde ... sich erholen. Sie ist ein wunderbarer Mensch.«

»Gehören Sie zu diesen Leuten?«

Sie nickte.

»Wie ich gehört habe, waren Sie und Adam Barnard aber mehr als nur Freunde?« Die Frage klang dreist.

Enttäuscht sah Michèle Malherbe ihn an. Dann stand sie auf, äußerst würdevoll. »Ich werde die Telefonnummer meines Rechtsanwalts bei Natasha hinterlassen«, sagte sie, schritt formvollendet gemessen zur Tür, öffnete sie und schloss sie leise hinter sich.

Dekker saß vor dieser Tür und verachtete sich ein wenig. Außerdem hatte er keine Ahnung, was er als Nächstes tun sollte.

Die Schwester in der Ambulanz informierte Griessel, er müsse mit der Direktorin reden, und er entgegnete, dann solle sie sie bitte anrufen. Die Direktorin sei aber sehr beschäftigt, erwiderte die Krankenschwester von oben herab, und Griessel erwiderte, das sei ihm völlig wurst, sie solle sofort anrufen.

Sie wählte eine Nummer, flüsterte etwas ins Telefon, legte auf und behauptete, noch um einige Grade arroganter, Mevrouw Direktorin sei in einer Sitzung.

»Juffrou, eine Kollegin von mir liegt hier bei Ihnen mit zwei Schusswunden im Operationssaal, und ich weiß nicht, ob sie durchkommen wird. Eine neunzehnjährige Amerikanerin wurde von Leuten entführt, die heute Morgen in der Langstraat ihrer Freundin die Kehle durchgeschnitten haben. Dieser ...«, Griessel musste sich beherrschen, um nicht »Scheißkerl« zu sagen, während er mit dem Daumen in Richtung OP zeigte, »... Kerl da drin ist meine einzige Chance, das Mädchen zu finden. Eines sage ich Ihnen: Wenn ihr etwas zustößt, weil Sie die Justiz behindern, schlafen Sie alle heute Abend in der dreckigsten, überfülltesten Zelle, die ich am ganzen Kap aufreiben kann! Ich hoffe, Sie haben mich verstanden!«

Erschrocken schluckte sie ihre Überheblichkeit herunter, griff mit weit aufgerissenen Augen erneut zum Telefon und sagte: »Julie, ich glaube, Dr. Marinos sollte unverzüglich in die Ambulanz kommen.«

Am Tor der Fahrzeughalle der Metro-Polizei schlug der junge Verkehrspolizist in seiner glanzvollen Uniform eine dicke grüne Akte auf, blätterte sie akribisch durch, strich die richtige Seite mit dem Handballen glatt und ließ den Finger bis zu einer Eintragung auf einem amtlichen Formular wandern.

»Ja, das betreffende Fahrzeug wurde exakt um 12:34 bei mir ausgetragen. Und hier ...« Er blätterte um und drehte die Akte so, dass Vusi, der ihm am Schalter gegenüberstand, hineinsehen konnte, »... ist das Ausgabeformular, unterschrieben und gestempelt.«

»Wer hat es unterschrieben?«

Der Verkehrspolizist drehte den Ordner wieder um und studierte die Unterschrift. »Kann ich nicht genau sagen.«

»Wer könnte es mir denn sagen?«

»Sie müssten in der Verwaltung nachfragen.«

»Wo finde ich die Verwaltung?«

»Da hinten, im Straßenverkehrsamt. Die Treppe rauf im ersten Stock.«

»Danke. Kann ich das Formular mitnehmen?«

Der Kollege schüttelte den Kopf. »Das geht leider nicht. Das Formular muss hier bleiben.«

Vusi dachte erst, der Mann mache einen Witz. Aber er hatte nicht einen Funken Humor. »Das ist nicht Ihr Ernst, oder?«

»Diese Akte fällt unter meine Verantwortung. Das besagen die Vorschriften.«

»Meneer ...«

»Inspekteur, bitte.«

»Inspekteur, wir arbeiten an einem Mordfall und an einer Entführung, die Zeit läuft uns davon ...«

»Die Verwaltung hat eine Kopie dieses Formulars, Sie brauchen nur die Vorgangsnummer.«

Vusi fragte sich, warum er das nicht gleich gesagt hatte, zückte sein Notizbuch, drückte die Mine seines Kulis heraus und fragte: »Können Sie mir die Nummer geben, bitte?«

«

Mat Joubert streifte Gummihandschuhe über, bückte sich vor der offenen Tür von Kalenis Corsa und hob zuerst die Patronenhülsen im Fußraum und neben dem Sitz auf. Dann notierte er sich die Anzahl in seinem Notizbuch. Er hörte das Scharren der Füße von Dick und Doof von der Spusi auf dem Asphalt neben sich, wo sie die anderen Patronenhülsen einzeln mit Kreide umkreisten und ein kleines Plastikdreieck mit einer Nummer darauf neben jede Hülsengruppe legten. Sie arbeiteten schweigend.

Joubert stand auf, beugte sich mit dem Oberkörper in den Corsa, wobei er sich auf der Kopfstütze und dem Lenkrad abstützte. Kalenis große schwarze Handtasche lag vorne auf dem Beifahrersitz. Obendrauf lag aufgeschlagen ein DIN-A-5-Notizbuch, ein Spiralblock. Feine Blutspritzer beschmutzten die offene Seite, darunter war etwas gekritzelt.

Joubert nahm das Notizbuch vorsichtig in die Hand, zog sich aus dem Innenraum zurück und richtete sich draußen auf. Mit der linken Hand zog er die Lesebrille aus seiner Hemdtasche, klappte sie auf, setzte sie auf die Nase und starrte die drei mit zitteriger Hand geschriebenen Blockbuchstaben an: *JAS*.

Er rief Jimmy, den langen, dünnen Kriminaltechniker. »Ich brauche ein Beweisstücktütchen.«

»Ich bringe Ihnen eins, Sup«, sagte Jimmy hilfsbereit. Warum beschwerten sich die Ermittler eigentlich ständig über Dick und Doof? Er hatte noch nie Probleme mit ihnen gehabt.

JAS. Was das wohl heißen sollte?

Jimmy brachte ein durchsichtiges ZipLoc-Tütchen und hielt es auf. Joubert steckte das Notizbuch so hinein, dass die Buchstaben zu sehen waren. Jimmy zog die Tüte zu.

»Danke, Jimmy.«

»Gern geschehen, Sup.«

Wieder bückte sich Joubert in die offene Tür und spähte unter den Sitz. Dort lag ein Stift, sonst nichts.

Er holte seinen eigenen Kuli aus der Tasche und benutzte ihn, um den anderen näher heranzurollen, bis er Mbalis Stift greifen konnte, und musterte ihn durch seine Lesebrille. Mont Blanc Starwalker. Cool Blue. Auf dem marineblauen Schaft des Stifts waren undeutlich zwei blutige Fingerabdrücke erkennbar.

Er wandte sich zu Jimmy um, und während er zu ihm hinüberging, dachte er über die beiden Beweisstücke nach. Das Blut auf dem Notizbuch hatte nicht unbedingt etwas zu sagen. Aber die Abdrücke auf dem Stift ... Mbali Kaleni hatte die Buchstaben J, A und S geschrieben, nachdem sie verwundet worden war.

JAS?

Zulu?

Er griff nach seinem Handy. Er musste es herausfinden.

Die Direktorin des City-Park-Hospitals, eine gepflegte Frau Mitte vierzig, nickte ein paar Mal, während Griessel sprach, und sagte dann: »Kaptein, nur einen Augenblick bitte.« Hastig trat sie durch die Türen, auf denen stand: *OP-Bereich. Zutritt nur für Krankenhauspersonal.*

Bennie konnte nicht still stehen bleiben. Er tigerte zwischen den Türen zum OP und dem Schalter der Schwester hin und her. Hoffentlich lebte der Scheißkerl noch, bitte, wenigstens lange genug, um noch etwas aus ihm rauszukriegen. Er schaute auf seine Armbanduhr. Fast fünf nach halb drei. Es war schon zu viel Zeit vergangen, seitdem sie Rachel Anderson mitgenommen hatten. Es gab zu viele Ungewissheiten. Aber sie hatten das Mädchen nicht erschossen, denn sie wollten etwas von ihr. Das war seine einzige Chance, seine einzige Hoffnung.

An der Peripherie seines Bewusstsein huschte etwas vorbei, Chinären, fließend, ungreifbar, so dass nur der Eindruck blieb: heute Morgen. Er hielt inne und schloss die Augen. Was war es? Als wolle ihm sein Verstand sagen: Nein, der verwundete Scheißkerl ist nicht deine einzige Hoffnung. Es gibt noch eine andere. Er musste zurückkehren zum Anfang. Heute Morgen – was war da geschehen? Auf dem Friedhof? Was war das Entscheidende? Der Rucksack, den man Erin Russel vom Rücken geschnitten hatte ...

Die Direktorin kam im Laufschrift durch die Tür, eilte auf Griessel zu und rief ihm schon von weitem zu: »Kaptein, seine Halsschlagader wurde verletzt, unglücklicherweise ziemlich weit oben, wo sie nicht gut geschützt ist. Er hat eine große Menge Blut verloren, wir mussten eine Notoperation einleiten. Er hatte einen Herzstillstand da drin, konnte aber wiederbelebt werden. Sein Zustand ist kritisch, die Kollegen versuchen immer noch, die Wunde zu nähen, aber das ist unter diesen Umständen sehr schwierig, vor allem, weil sein Blutdruck so niedrig ist und die Blutung noch nicht ganz gestillt werden konnte. Ich befürchte, dass Sie keinesfalls innerhalb der nächsten fünf bis sechs Stunden mit ihm reden können. Und selbst dann bezweifle ich, dass eine sinnvolle Kommunikation möglich ist. Seine Stimmbänder wurden offenbar auch verletzt, wir wissen nur noch nicht, in welchem Maße.«

Griessel schluckte einen Fluch hinunter. »*Dok*, seine Kleider, ich suche seine Kleider, irgendetwas, was er bei sich getragen hat!«

»Ich rufe jetzt an«, sagte Bill Anderson entschieden, erhob sich abrupt von dem Ledersofa und ging zum Telefon, das auf dem Schreibtisch stand. Er blickte auf die Nummer, die er mitgeschrieben hatte, hob den Hörer ab und tippte die Zahlen ein. Er lauschte der anfänglichen Stille in der Leitung, dann dem glasklaren Ton des Freizeichens, als an der südlichen Spitze eines anderen Kontinents ein Telefon läutete.

Griessels Handy klingelte. Er schaute auf das Display, sah, dass es *MAT JOUBERT* war, und meldete sich. »Mat?«

»Bennie, ich weiß nicht, was es zu bedeuten hat, aber Mbali Kaleni hat das Wort *JAS* in ihr Notizbuch geschrieben. Ich bin ziemlich sicher, dass sie es getan hat, nachdem sie schon angeschossen war. Auf dem Kuli sind blutige Fingerabdrücke und auf dem Notizbuch Blutspritzer. Ich dachte, es könnte Zulu sein, sieht aber nicht danach aus.«

»*Jas*, wie »Mantek?« In dem Moment hörte er das leise Klingeln eines weiteren Anrufers. »Einen Augenblick, Mat«, bat er. Dann aber sah er die lange Nummer, die unbekannten Vorwahlen, und er wusste, wer es war.

Oh, mein Gott.

Er konnte jetzt nicht mit ihnen reden, er konnte es nicht. Was sollte er ihnen sagen? Was konnte er sagen? Dass es ihm leid tat?

Sie mussten sehr besorgt sein, weil er sich immer noch nicht gemeldet hatte. Sie war ihre Tochter. Sie hatten ein Recht darauf, es zu erfahren.

»Mat, ich rufe dich gleich zurück«, sagte er, nahm den neuen Anruf an und sagte: »Mr Anderson?«

»Oh, Gott sei Dank, Captain, wir haben uns schon so große Sorgen gemacht! Geht es Rachel gut?«

Genau diese Frage wollte er jetzt nicht beantworten.

»Mr Anderson, Rachel war nicht an der Adresse, die sie uns genannt hat. Wir suchen immer noch nach ihr und erzielen gute Fortschritte.«

»Sie war nicht da? Aber wie ist denn das möglich?«

»Ich weiß nicht, Sir. Ich weiß es ehrlich nicht.«

Die beiden jungen Männer betraten die Cat & Moose-Jugendherberge und gingen energisch und selbstbewusst auf die untersetzte junge Frau am Empfang zu.

»Hi«, sagte der Schwarze lächelnd zu ihr. »Wir wollten Rachels Sachen abholen.«

»Wessen Sachen?«

»Die von Rachel Anderson, der Amerikanerin. Sie wissen schon, das Mädchen, das gesucht wurde.«

»Sind Sie von der Polizei?«

»Nein, wir sind Freunde von ihr.«

»Kenne ich Sie nicht?«, fragte das mollige Mädchen.

»Nein, ich glaube nicht. Also, wo finden wir ihr Gepäck?«

»Da hinten, in ihrem Zimmer, bei der Polizei. Haben sie das Mädchen gefunden?«

»Bei der Polizei?«, fragte der Besucher, und die Maske seiner Freundlichkeit bröckelte.

»Ja, die bewachen es. Bis an die Zähne bewaffnet. Wenden Sie sich an die. Haben sie das Mädchen gefunden?«

Die Männer antworteten ihr nicht. Sie sahen sich an. Dann gingen sie hinaus.

»Hey!«, rief das Mädchen, aber sie blickten sich nicht einmal um.

Das Mädchen verließ ihren Posten hinter dem Schalter und rannte ihnen hinterher bis hinaus auf die Langstraat. Sie eilten davon, ohne sich einmal noch umzublicken, und verschwanden um die Ecke.

»Dich kenn ich doch!«, sagte sie zu sich selbst und rannte dann zu den beiden Polizisten, die das Gepäck bewachten.

Er versuchte, ihr die Joggingschuhe auszuziehen, aber sie stemmte die Füße mit aller Kraft auf den Zementboden, bis er sich fluchend neben ihr aufrichtete und ihr mit seinen Stiefeln gewaltsam die Füße wegtrat.

Ihre Beine schossen unter ihr weg, und sie schlug auf den nackten Po. Sofort warf sie sich nach vorn, um sich wieder hinzuhocken, aber der andere packte ihre Unterschenkel und hielt sie verbissen fest.

»Herrgott, nichts als Arbeit hat man mit dir, blöde Zicke«, sagte Jay zu ihr.

Rachel spuckte nach ihm, verfehlte ihn aber. Sie versuchte, ihre Beine loszureißen. Jay fing an, ihre Schnürsenkel zu lösen, und riss dann den Schuh von ihrem Fuß. Er rümpfte die Nase wegen des Geruchs. »Zieht ihr Ami-Schlampen denn nie frische Socken an?«

Wieder spuckte sie vergeblich nach ihm. Er löste den zweiten Schnürsenkel, zog den Sportschuh aus, warf ihn beiseite und zog ihr dann beide Socken aus. »Halte du ihr anderes Bein fest«, sagte er zu dem dritten Mann, »denn gleich wird sie ziemlich ausflippen.«

Er reckte sich nach der Gartenschere, einem großen Werkzeug mit grünen Griffen. »Okay, jetzt zum letzten Mal: Wo ist das Video?«

»Tot und begraben«, antwortete Rachel.

Jetzt hielten ihr zwei Männer die Beine fest und drückten sie mit aller Kraft herunter, so dass ihre Fersen schmerzhaft auf den Zementboden gepresst wurden.

»So nicht«, sagte Jay zu dem einen. »Ich will, dass sie sieht, was ich tue. Rutsch mal ein Stück.«

Er griff nach ihrem rechten Fuß, die Hand um den Ballen und den großen Zeh gelegt. Er näherte die Gartenschere ihren Zehen, sah sie an und legte die Schneiden um ihren kleinen Zeh. Sie versuchte mit aller Kraft, sich loszureißen. Aber die Männer waren zu stark für sie. Jay drückte auf die Handgriffe. Der Schmerz war unmittelbar und heftig, so dass sie unwillkürlich aufschrie, in einem unmenschlichen Laut.

Durch das Blut blieb der Zeh an der silbernen Schere kleben. Jay schüttelte ihn ab, und er fiel in den Staub.

»Da waren's nur noch neun ...«, sagte der, der ihr rechtes Bein festhielt, und kicherte nervös.

Sie weinte hysterisch.

»Wo ist das Video?«, fragte Jay ausdruckslos und griff erneut ihren Fuß.

»*Fuck you!*«, schrie sie.

Er grinste hässlich, packte ihren Fuß, schob die Gartenschere unter den nächsten Zeh und drückte zu.

»In meiner großen Tasche!«, schrie sie, überwältigt von den Schmerzen, der Brutalität und der Demütigung.

»Gut. Wo ist die Tasche?«

»In der Jugendherberge.«

Dann klingelte Jays Handy, und alle vier zuckten vor Schreck zusammen.

Die Direktorin kehrte durch die Glastüren zurück, in der Hand einen transparenten Plastiksack mit blutigen Kleidungsstücken. Griessel sagte zu Bill Anderson: »Es tut mir fürchtbar leid, aber ich muss jetzt Schluss machen. Sobald es etwas Neues gibt, rufe ich Sie an, ich verspreche es!«

Stille. »Ich glaube nicht, dass Ihre Versprechen besonders viel bedeuten«, erwiderte Bill Anderson. Dann folgte das hörbare Klicken, als er mit einem Knall den Hörer auflegte. Griessel stand da wie versteinert, hin- und hergerissen zwischen dem Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, und dem Wissen, dass er als Vater genauso empfunden hätte.

Die Direktorin hielt ihm die Tüte hin. »Das ist alles, Kaptein, ich weiß nicht, ob Ihnen das weiterhilft.«

Er kam zu sich, steckte das Telefon weg und nahm die Plastiktüte an. »Sie haben hier nicht zufällig ein Paar Handschuhe für mich?«

»Juffrou, bitte holen Sie dem Kaptein ein Paar Chirurgenhandschuhe«, sagte die Direktorin zu der Krankenschwester, die daraufhin sofort den Flur entlangeilte. »Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Kaptein?«

»Nur noch eine Frage: Wie geht es meiner Kollegin, Inspekteur Kaleni?«

»Die schwarze Polizistin?«

»Ja. Gibt es schon etwas Neues?«

»Ihre Chancen stehen besser als die des jungen Mannes da drinnen. Die Schussverletzung an ihrem Hals – es sieht so aus, als sei die Kugel vom Kieferknochen abgeprallt, so dass nur die Wand der Carotis verletzt wurde, oberhalb des vierten Halswirbels. Und sie hat offenbar Sofortmaßnahmen am Unfallort erhalten, um die Blutung zu stillen. Das war ihr Glück.«

»Wird sie durchkommen?«

»Es ist noch zu früh, um sicher sein zu können.«

Die Schwester brachte die Handschuhe, und Griessel bedankte sich bei ihr.

»Lassen Sie es mich wissen, wenn ich noch irgendetwas für Sie tun kann«, sagte die Direktorin und ging dann zum Aufzug.

»Vielen Dank, *dok*«, sagte Griessel. Er stellte die große Plastiktüte auf dem Schalter der Schwester ab und streifte hastig die Handschuhe über. Eine Hose, ein Hemd, braune Lederstiefel – mehr konnte man nicht erkennen. Er öffnete den Sack und zog das Hemd heraus. Ein weißes T-Shirt, dunkel vor Blut. Also keine Brusttasche. Er zog die

Schuhe aus der Tüte und stellte sie beiseite. Dann die Hose, eine Jeans mit abgenutztem braunen Ledergürtel. Er fasste in die Taschen, zog einen Schlüsselbund heraus, sah ihn sich an. Ein Autoschlüssel, auf dem Mazda stand, vier weitere Schlüssel – zwei Haustürschlüssel und zwei kleinere. Für Hängeschlösser? Sie nutzten ihm nichts. Er legte die Schlüssel neben die Schuhe. In der anderen Hosentasche fand er ein weißes, säuberlich gefaltetes Taschentuch. Er drehte die Hose um und fühlte sofort, dass die Gesäßtaschen leer waren. Aber da hing etwas Schweres am Gürtel, eine Messerscheide aus rostbraunem Leder, verschlossen mit einem Überschlagnagel. Er öffnete den Verschluss der kleinen Klappe.

Auf der Innenseite der Klappe stand etwas, aber er beschränkte sich zunächst auf den Inhalt der Scheide – ein Leatherman-Multifunktionswerkzeug, wie es schien. Er zog es heraus. Auf dem roten Griff stand *Leatherman* und *Juice Cs4*. Das Werkzeug war nicht neu; es wies Gebrauchsspuren auf. Fingerabdrücke, es würden sich Fingerabdrücke darauf finden! Jetzt konzentrierte er sich auf den Überschlagnagel und hob ihn an. Drei Buchstaben waren mit Edding daraufgeschrieben: *A.O.A.*

Initialen?

Wie heißt du, kleiner Scheißer? Andries? Er dachte an Joubert und das Wort, das Mbali hingekritzelt hatte. *Jas*. Er musste Mat zurückrufen, aber zuerst wollte er hier fertig werden. Er steckte das Leatherman zurück in die Scheide und wandte sich wieder der Plastiktüte zu. Nur eine Unterhose und ein Paar Strümpfe waren übrig. Er holte alles heraus und drehte und wendete es, auf der Suche nach Initialen, einem Wäscheetikett, irgendetwas, aber er fand nichts.

A.O.A.

JAS?

»Juffrou«, wandte er sich an die Krankenschwester, »haben Sie vielleicht eine kleine Plastiktüte für mich?« Er zog den braunen Gürtel aus den Schlaufen und streifte das Werkzeug ab.

Sie nickte, bußfertig und überaus hilfsbereit, getreu dem leuchtenden Beispiel ihrer Direktorin, und holte eine leere Tablettentüte heraus.

»Perfekt«, sagte Griessel, »vielen Dank.« Er packte das Leatherman komplett mit Scheide in die Tüte. Die Tüte steckte er in seine Hemdentasche. Die Kleidungsstücke stopfte er zurück in die große Tüte, und als er den Blick wieder hob, sah er, dass die Krankenschwester ihn anstarrte, als erwarte sie jeden Augenblick ein Wunder von ihm.

Er streifte die Gummihandschuhe ab, zögerte – wo könne er sie wegwerfen?

»Geben Sie sie mir«, sagte sie leise.

Er nickte dankbar, reichte sie ihr, zog sein Handy aus der Tasche und rief Mat Joubert an.

»Bennie«, sagte er mit seiner tiefen Stimme.

»Jas?«, fragte Griessel.

»J.A.S. Nur diese drei Buchstaben. Hast du etwas gefunden?«

»Ja, weitere drei Buchstaben. A.O.A. Mit Punkten dahinter. Es könnten die Initialen von diesem Scheißer sein.«

»Oder eine Abkürzung.«

»Könnte auch sein.«

»J.A.S. könnte ebenfalls eine Abkürzung sein. Ich weiß nicht ...«

In Bennie Griessels Hinterkopf glühte ein Funke auf, zwei Drähte, die sich berührten – dann war es wieder weg.

»Was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, dass J.A.S. auch eine Abkürzung sein könnte.«

Nichts, der Geistesblitz war wieder verloschen, keine Spur mehr davon.

Das Telefon klingelte leise im Hintergrund. Wer war das nun wieder? Er sah nach. Die Leitstelle am Caledonplein. »Mat, da kommt gerade noch ein Anruf, wir telefonieren später wieder.« Er drückte das eine Telefonat weg und nahm das nächste an. »Griessek«, meldete er sich, und der Sersant sagte: »Kaptein, zwei Männer haben versucht, das Gepäck der Amerikanerin aus dem Cat & Moose rauszuholen.«

Griessels Herz setzte einen Schlag aus. »Habt ihr die Arschlöcher gefasst?«

»Nein, Kaptein, sie konnten fliehen, aber die Managerin hat gesagt, dass sie einen von ihnen erkannt hat.«

»*Jissis!*«, sagte Griessel, schnappte sich die Plastiktüte und rannte los. »Bin schon unterwegs!«

»Danke, Kaptein.«

»Woher zum Teufel wisst ihr das mit dem Kaptein?«, fragte Griessel, während er zur Tür hinausstürmte, raus auf die Straße, wo er beinahe zwei Schulmädchen umgerannt hätte.

»Gute Nachrichten verbreiten sich schnell«, antwortete der Sersant, aber Griessel hörte ihn schon nicht mehr, weil er sich bei den Mädchen entschuldigte.

Die Frau in der Verwaltung der Kaapstad Metropolitaanse Polisie zog stumm und leise das Formular aus der Akte und sagte: »Komisch ...«

Vusi wartete auf eine Erklärung. Geistesabwesend legte sie das Formular beiseite und blätterte suchend die Akte durch. »Das kann doch nicht sein«, sagte sie.

»Stimmt irgendetwas nicht, Mevrouw?«

»Ich finde die Quittung nicht.«

»Welche Quittung?«

Sie schob die Akte weg und begann, Papiere aus einer Dreier-Ablage zu ziehen. »Auf dem Formular steht, dass die Geldbuße und die Unterstellgebühren bezahlt wurden.«

»Würde es nicht helfen, wenn wir wüssten, wessen Unterschrift das ist?«

»Die Leute hier unterschreiben alle nur mit Krakeln«, antwortete sie, noch immer die Ablage durchsuchend. Sie fand nichts, nahm das Formular wieder auf und zeigte mit dem Fingernagel auf eine bestimmte Stelle. »Sehen Sie, hier, die Kästchen sind beide angekreuzt – Verkehrsvergehen, Bußgeld entrichtet, und hier, Lagerungskosten beglichen. Aber es gibt keine Quittung.«

»Ist das die einzige Art und Weise, wie man ein Fahrzeug aus der Lagerhalle herausbekommen kann?«

»Nein, es geht auch per Gerichtsbeschluss oder nach einem gewonnenen Verfahren.« Sie zeigte auf die entsprechenden Kästchen. »Aber auch in diesen Fällen muss es eine entsprechende schriftliche Bestätigung geben.«

»Mevrou, die Unterschrift ...«

Sie sah sich das Gekritzelt unten auf dem Formular genauer an. »Sieht aus ... hm, könnte von Jerry stammen.«

»Wer ist Jerry?«

»Senior Inspekteur Jeremy Oerson. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber es sieht aus wie seine Unterschrift.«

»Können wir irgendwie herausfinden, ob sie es ist?«

»Das müssen Sie schon selbst tun. Ich stecke bis über beide Ohren in der Arbeit.«

»Kann ich eine Kopie von dem Formular haben?«

»Das kostet fünf Rand.«

Vusi griff nach seinem Portemonnaie.

»Sie können nicht bei mir bezahlen, Sie müssen erst runter an die Kasse im Erdgeschoss, und dann kommen Sie mit der Quittung wieder zu mir.«

Inspekteur Vusi Ndabeni sah sie an, und allmählich erwachte sogar in ihm die Ungeduld. »Vielleicht ist es einfacher, Oerson einfach selbst zu fragen«, sagte er genervt.

»Der sitzt im zweiten Stock.«

Fransman Dekker sah Griessel um die Ecke des City-Park-Hospitals biegen und rief seinen Namen, aber da war der weiße Ermittler schon verschwunden. Vielleicht ist es auch besser so, dachte sich Dekker, denn er wollte noch einmal ganz von vorn anfangen und das Terrain beackern, das Griessel heute morgen bereits bearbeitet hatte. Er wollte noch einmal mit Alexandra reden. Egal, wie Bennie über den Fall dachte, es musste jemand gewesen sein, der Barnard nahegestanden und alles über ihn gewusst hatte.

Und es war keiner von denen gewesen, auf die Michéle Malherbe dezent hingewiesen hatte. *Leider ist der Zustand der lieben Alexandra ein offenes Geheimnis. Vor allem innerhalb der Firma.* Er kannte solche wie sie: beobachten, zuhören, nichts Böses sagen, und wenn, dann höchstens ein kleines bisschen. Wie würdevoll sie dort gesessen hatte: Seht her, ich bin eine tapfere Burenfrau, eine Stütze der Gesellschaft, tiefbetrübt – aber sie hatte Barnard geburst, als sie alle beide noch verheiratet gewesen waren. Er, Fransman Dekker, kannte sich aus mit Frauen, die so auftraten, gekleidet wie Nonnen, fromm und von einer moralischen Überlegenheit erfüllt. Aber gerade die waren Wildkatzen im Bett. Er hatte so eine gehabt, letztes Jahr, eine Weiße in Welgemoed, die Nachbarin des Opfers eines brutalen Autodiebstahls. Auf der Suche nach Augenzeugen hatte er bei ihr geklingelt. Sie wollte erst gar nicht aufmachen: große Augen hinter Brillengläsern, die Bluse bis obenhin zugeknöpft. Knapp über vierzig, die Kinder in der Schule, der Mann bei der Arbeit. Doch als er ihr alle Fragen gestellt hatte, wollte sie ihn nicht so recht gehen lassen. Sie bot ihm Tee an und vermied es, ihm in die Augen zu schauen. Da wusste er Bescheid, denn so was hatte er nicht zum ersten Mal erlebt. Er nahm die Einladung also an, schon zu allem bereit, neugierig darauf, was sich unter den keuschen Kleidern verbarg. Von da an manipulierte er das Gespräch – »Ist es nicht einsam, so allein zu Hause?« –, und bevor die Tassen geleert waren, erzählte sie ihm schon von ihrer lieblosen Ehe, und er wusste genau, was er antworten musste, um sie vorzubereiten, zu öffnen. Zehn Minuten später waren sie schon übereinander hergefallen, und sie war hungrig, hungrig, hungrig. Er musste ihre Hände festhalten, denn sie war eine Rückenkratzerin. Um sie zu bremsen, musste er ihr gestehen, dass er verheiratet war. Ein prächtiger Körper. Eine Wildkatze.

Und diese Wörter, die sie benutzt hatte, während er sie auf dem großen weißen Wohnzimmersofa genagelt hatte!

Er zückte seinen Polizeiausweis, hielt ihn der Frau am Empfang des City-Park-Hospitals so hin, dass sie ihn lesen konnte und sagte: »Ich muss mit Mevrouw Alexandra Barnard sprechen.«

»Ah ja«, sagte die Frau, »einen Augenblick bitte«, und griff zum Telefon.

Bei seinem Auto angekommen, überlegte Griessel für einen Augenblick, die sechs Blocks zu Fuß zu gehen. Aber angenommen, er musste von dort aus gleich weiterhetzen? Er sprang hinein und fuhr los. Sein Handy klingelte. Er fluchte und brauchte eine Weile, bis er es aus seiner Hosentasche gefummelt hatte.

FRITZ. Sein Sohn. In diesem Augenblick fiel ihm wieder ein, dass er ja heute Abend um sieben eine Verabredung mit Anna hatte. Automatisch sah er auf seine Armbanduhr.

Viertel vor drei, noch vier Stunden. Sollte er nicht lieber anrufen und Bescheid sagen, dass er heute Abend arbeiten musste?

»Fritz?«, sagte er und fragte sich, ob sein Sohn etwas von den Absichten seiner Mutter wusste.

»Papa, ich höre mit der Schule auf.«

»Was soll das heißen?«

»Wir haben einen fetten Vertrag an Land gezogen!«

»Wer ist ›wir?«

»Die Band, Papa! ›Recht und Ordnung«, so nennen wir uns, aber wir schreiben das ›und‹ nicht aus, sondern nehmen nur diesen Schnörkel, du weißt schon, so ähnlich wie ein ›s‹.«

»Das Et-Zeichen.«

»Wie auch immer. Recht & Ordnung, wegen deiner Arbeit, das war meine Idee. Findest du das nicht auch cool?«

»Und deswegen willst du die Schule schmeißen?«

»Ja, Papa, dieser Vertrag – wir spielen als Vorgruppe von Gian Groen und Wellblech auf ihrer Tournee, wir sollen fünfundzwanzigtausend pro Monat bekommen, das sind mehr sechstausend pro Mann!«

»Und?«

»Ich brauche die Schule nicht mehr, Papa.«

Der Anruf erreichte den Provinzkommissaris um 14:48. Der kleine Xhosa meldete sich, vorgewarnt von seiner Sekretärin. Es war Dan Burton, der amerikanische Konsul.

»Mr Burton?«

»Kommissaris, könnten Sie uns bitte erklären, was da bei Ihnen los ist?«

Der Kommissaris richtete sich hinter seinem Schreibtisch auf. »Ja, Sir, das kann ich Ihnen erklären. Jeder einzelne verfügbare Polizist in Kapstadt sucht nach diesem Mädchen. Wir haben den unserer Meinung nach besten Ermittler der Kaphalbinsel als Leiter der Ermittlungen eingesetzt, und wir tun in diesem Augenblick alles in unserer Macht Stehende, um die vermisste junge Frau zu finden.«

»Das glaube ich Ihnen, Sir, aber ich habe gerade einen Anruf von den Eltern des Mädchens erhalten, die sich sehr, sehr große Sorgen machen. Offenbar war Rachel bereits in Sicherheit. Sie hat diesen Captain Ghree-zil angerufen, aber der hat sich anscheinend alle Zeit der Welt gelassen, um zu ihr zu fahren, und bis er eintraf, war sie bereits wieder verschwunden.«

»Da habe ich aber ganz andere Informationen, Sir.«

»Wissen Sie eigentlich, was los ist? Wissen Sie, wer diese Leute sind? Warum jagen sie das arme Mädchen wie ein Tier?«

»All das wissen wir nicht. Ich kann Ihnen nur nochmals versichern, dass wir alles tun, was wir können.«

»Offenbar, Sir, ist das nicht genug. Es tut mir fürchtbar leid, aber ich sehe mich gezwungen, den Minister anzurufen. Da muss etwas geschehen!«

Der Kommissaris erhob sich. »Sir, tun Sie, was Sie für richtig halten. Ich wüsste allerdings nicht, was wir sonst noch unternehmen könnten.«

Dann legte er auf und ging hinaus, den Flur entlang in Richtung von John Afrikas Büro. Unterwegs sagte er ein Wort in seiner Muttersprache, und der Klicklaut hallte von den Wänden wider.

Sie hörte nicht, wie sie hinter der Holztür diskutierten. Sie saß mit dem nackten Rücken an den Träger gelehnt. Die Schmerzen in ihrem Fuß waren höllisch, und noch immer floss Blut aus den beiden Stümpfen. Die beiden Zehen lagen auf dem Zementboden. Ihr Kopf hing herunter, und sie weinte. Rotz, Speichel und Tränen flossen ihr aus Nase, Mund und Augen.

Sie war leer.

Ganz und gar leer.

Man sagte Vusi Ndabeni, Senior Inspekteur Jeremy Oerson sei außer Haus, aber auf dem Handy zu erreichen. Mit demselben Widerwillen, einer Leck-mich-am-Arsch-Haltung und kaum verhohlener Arroganz, die er nicht verstehen konnte. Den ganzen Tag lang ging das schon so – der Pferdeschwanztyp im Club, die Russin, der Mann an der Fahrzeughalle, die Frau in der Verwaltung – niemand interessierte sich einen Dreck für ihn. In dieser Stadt kümmerte sich jeder nur um sich selbst.

Er unterdrückte das zunehmende Unbehagen und die Frustration. Er musste versuchen, Verständnis für die Leute aufzubringen, es half alles nichts. Er nahm die Handynummer entgegen, aber noch bevor er anrufen konnte, hieß es, Oerson sei wieder zurück.

Vusi drehte sich um und erkannte den Mann wieder – es war der, der heute Morgen an der Kirche gewesen war, mit der protzigen Uniform. Inzwischen sah sie nicht mehr ganz tadellos aus, und Oersons Gesicht glänzte vor Schweiß. »Inspekteur Oerson?«, fragte Vusi.

»Was denn?« Eilig, entnervt.

»Ich bin Inspekteur Vusi Ndabeni von den SAPS. Ich komme wegen eines Fahrzeugs, das um 12:34 Ihre Fahrzeughalle verlassen hat, ein Peugeot Boxer-Transporter, Kennzeichen CA 409-341.«

»Und was habe ich damit zu tun?«, fragte Oerson und setzte ungerührt den Weg zu seinem Büro fort. Vusi folgte ihm, entgeistert über eine derartige Einstellung.

»Man hat mir gesagt, Sie hätten das Formular unterzeichnet.«

»Wissen Sie, wie viele Formulare ich am Tag unterzeichne?« Oerson blieb vor einer verschlossenen Bürotür stehen.

Vusi holte tief Luft. »Inspekteur, Sie waren doch heute Morgen am Tatort. Dieses amerikanische Mädchen ...«

»Und?«

»Das Fahrzeug wurde dazu benutzt, ihre Freundin zu entführen. Es ist unser einziger Hinweis. Die junge Frau schwebt in großer Gefahr.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen, ich habe nur das Formular unterschrieben«, sagte Oerson achselzuckend und legte eine Hand auf die Türklinke. »Jeden Tag rennen die hier

ständig rein und raus, die Frauen aus der Verwaltung, und suchen einen, der ihre Formulare unterschreibt. Ich kontrolliere nur, ob alles vorschriftsmäßig ist.«

Hinter der geschlossenen Tür begann ein Telefon zu klingeln. »Telefon«, sagte Oerson und öffnete die Tür.

»Und ist bei diesem Fahrzeug alles ordnungsgemäß gewesen?«

»Andernfalls hätte ich das Formular nicht unterzeichnet.« Das Telefon klingelte.

»Aber in der Verwaltung heißt es, es gebe keine Quittung oder sonst irgendetwas.«

»Alles war in Ordnung, als ich unterschrieben habe«, entgegnete Oerson. Er ging in sein Büro und schloss die Tür hinter sich.

Vusi stand da wie vom Donner gerührt.

Wie konnte ein Mensch nur so sein?

Vusi stützte sich mit einer Hand am Türrahmen ab. Er musste diese Leute ignorieren, er hatte eine Aufgabe zu erledigen. Was er jetzt tun musste, war, den ganzen Prozess

von A bis Z nachzuvollziehen. Wo fing man an, wenn man ein Fahrzeug aus der Halle holen wollte, wer erfasste die Daten, wurde man nach einem Ausweis gefragt?

Er seufzte und wandte sich zum Gehen, als Oerson dort drinnen etwas sagte, was ihm bekannt vorkam. *Cat and Moose ... Augenblick, warte mal ...*

Vusi blieb stehen wie angewurzelt.

Plötzlich ging die Tür auf, und Oerson sah ihn vorwurfsvoll an. »Was haben Sie hier noch zu suchen?«

»Nichts«, sagte Vusi und ging. Auf halbem Wege den Flur hinunter sah er sich um. Oerson lehnte an der Tür, um sicherzugehen, dass er sich entfernte. Vusi lief weiter. Dann

hörte er die Tür zuklappen. An der Treppe blieb er stehen.

Das Cat & Moose? Was hatte Oerson damit zu schaffen? War das Zufall?

Oerson war heute in aller Herrgottsfrühe dort gewesen. Ein Senior Inspekteur der Metro.

Er war derjenige, der den Rucksack gefunden hatte. Er war damit annarschiert gekommen, voller Stolz, er hatte darin herumgewühlt, bevor er ihn ausgehändigt hatte. Im

Club hatte Bennie mit Fransman Dekker geredet und ihm aufgetragen, Oerson wegen der Tüte mit dem Krempel anzurufen, den die Metro-Kollegen aufgesammelt hatten.

Oerson hatte das Formular unterschrieben. Diese Einstellung, diese Arroganz, der Schweiß auf seiner Stirn.

Das Cat & Moose.

Da lag der Hase im Pfeffer.

Vusi fragte sich, ob er erst Griessel anrufen sollte, entschied sich aber dagegen. Bennie musste an tausend andere Dinge denken.

Er kehrte zu Oersons verschlossener Tür zurück.

Im Krankenhaus sagte man Fransman Dekker, er könne Alexandra Barnard jetzt nicht sehen. »Der Arzt sagt, sie stehe unter Medikamenten«, hieß es apodiktisch. Es reizte Fransman Dekker bis zur Weißglut. »Ihr seid den Weißkitteln ja hörig! Der Arzt, der Arzt, der interessiert mich einen feuchten Dreck!« Das müsste denen irgendwann mal jemand an den Kopf knallen, aber er tat es nicht. Denn Bennies Worte vom Vormittag hallten in seinen Ohren wider.

Es wird behauptet, du wärest ehrgeizig, also muss ich dir etwas sagen: Ich habe meine verdammte Karriere weggeworfen, weil ich mich nicht beherrschen konnte ...

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte jemand auf diese Art und Weise mit ihm geredet. Zum ersten Mal hatte sich ein anderer als seine Mutter die Mühe gemacht. Er hatte schon manchen Anschiss kassiert, aber meistens einfach nur missbilligend, kritisierend. Bei Griessel war es etwas Anderes gewesen.

»Wann werde ich mir ihr reden können?«, fragte er die Frau beherrscht.

»Der Arzt meint, so um kurz nach vier, da müsste die Wirkung der Medikamente allmählich nachlassen.«

Er sah auf seine Armbanduhr. Zehn vor drei. Da konnte er ebenso gut in der Zwischenzeit etwas essen gehen. Ihm knurrte der Magen, und er hatte Durst. Das würde ihm auch etwas Zeit zum Nachdenken geben. Was hätte er sonst tun sollen? Jos und Melinda hatte er nach Hause geschickt. »Sie müssen sich allerdings abmelden, wenn Sie die Stadt verlassen«, hatte er ihnen drohend mit auf den Weg gegeben und ihre vorwurfsvollen Blicke ignoriert. Dann war er zu Natasha Abader gegangen und hatte sie um die Namen und Adressen aller Firmenmitarbeiter gebeten. Sie hatte ihn angesehen, als wüsste sie schon, warum.

Mit einem hohlen Gefühl im Bauch verließ er das Krankenhaus.

Vusi stand vor Oersons Tür und hörte, dass der Senior Inspekteur Englisch sprach. *Solange sie nicht wissen, wonach sie suchen, sollten wir abwarten. Früher oder später werden sie die Sachen anderswo hinbringen.* Eine lange Stille. *Können wir ganz sicher sein?* Ein kurzes, bellendes, höhnisches Lachen. Dann sagte er etwas, bei dem Vusumuzi Ndabeni Herz für einen Schlag aussetzte: *Lasst uns auf Nummer sicher gehen und dann die Schlampe umbringen. Bevor sie alles ruiniert. Aber wartet auf mich, ich will zusehen ...*

Vusi griff nach seiner Dienstpistole, zog sie aus dem Holster, hob die linke Hand, um die Tür zu öffnen, sah, wie sie zitterte, und erkannte, dass sein Herz raste und sein Atem flach, fast panisch ging.

Nein, bei mir ist alles okay. Mir kann man nichts nachweisen, sagte Oerson selbstzufrieden.

Vusi lief es eiskalt den Rücken runter. Er erstarrte. Alles, was er hatte, waren Vermutungen und aufgeschnappte Sätze. Er stellte sich vor, wie er in das Büro hineinstürmen würde. Oerson würde alles leugnen. Er konnte ihn verhaften, aber er würde leugnen, sich einen Anwalt nehmen, das konnte Stunden dauern. Das Mädchen wäre längst tot. Oersons Wort gegen seines.

Ich komme, sagte Oerson jetzt. *Wartet auf mich.*

Vusi Ndabeni schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Was sollte er tun?

Er schob die Pistole zurück in das Holster, drehte sich um und rannte den Flur hinunter. Er würde Oerson verfolgen müssen. Und unterwegs Bennie anrufen.

O Gott, er durfte Oerson keinesfalls verlieren!

Es gab keinen freien Parkplatz in der Langstraat. Ein SAPS-Fahrzeug stand bereits in zweiter Reihe. Griessel parkte mit zwei Rädern auf dem breiteren Bürgersteig vor dem Reisebüro, dem Safari Tour Specialists neben dem Cat & Moose. Er sprang aus dem Wagen, sah die Politesse hundert Meter weiter die parkenden Autos kontrollieren und wusste, dass er sich einen Strafzettel einhandeln würde. Er murmelte eine Boshaftigkeit, schloss das Auto ab und eilte zum Eingang des in grellem Orange und Pink gestrichenen Gebäudes. Er drängte sich an einem jungen Pärchen vorbei, das in der Tür stand und in einer fremden Sprache miteinander redete. Das mollige Mädchen stand am Schalter und unterhielt sich gerade angeregt mit den beiden uniformierten Kollegen. Die Streife vom Caledonplein. Er stürmte auf sie zu. Das Mädchen erkannte ihn zunächst nicht wieder, bis er sagte: »Bennie Griessel, SAPS, ich war heute Vormittag schon einmal hier. Ich habe gehört, Sie hätten einen der beiden Männer wiedererkannt.«

Im Nu veränderte sich ihr Gesichtsausdruck, und sie verwandelte sich von der unsicheren Empfangsdame in eine empörte Zeugin. »Ich habe es gerade schon Ihren Kollegen erzählt. Die sind einfach so hier reinmarschiert und haben verkündet, sie würden jetzt das Gepäck mitnehmen. Kaum zu glauben, oder?«

»Und Sie haben einen von denen wiedererkannt?«

»Sie haben versucht, sich an mir vorbeizuschmuggeln, indem sie behaupteten, sie wären ihre Freunde. Die haben wohl gedacht, ich wäre blöd!«

»Aber Sie haben einen von ihnen erkannt?«

»Ja. Ich kenne ihn zwar nicht persönlich, aber ich habe ihn schon öfter gesehen. Also habe ich zu ihnen gesagt: ›Warum wendet ihr euch nicht an das Einsatzkommando da drin?««

»Ein Einsatzkommando?«, fragte Griessel.

»Ja, Ihre Kollegen, die da drin das Gepäck bewacht haben. Danach sind sie einfach wieder abgehauen.«

»Miss, wo haben Sie diesen Mann schon einmal gesehen?«

»Hier«, sagte sie mit einer weitläufigen Geste. Griessel hatte keine Ahnung, was »hier« alles beinhaltete.

»In der Jugendherberge?«

»Na ja, er könnte auch schon mal hier gewesen sein, aber auf jeden Fall habe ich ihn hier in der Gegend schon gesehen, er ist in der Branche, da bin ich mir ganz sicher.«

»In welcher Branche?«

»Na, in der Tourismusbranche!«, erwiderte sie, als sei das ganz selbstverständlich.

»Nur, um das noch mal klarzustellen«, sagte Griessel in der verzweifelten Ahnung, dass ihn hier wiederum eine Enttäuschung erwartete. »Das Leben einer jungen Frau hängt davon ab, dass wir diesen Mann identifizieren und dass Sie sich daran erinnern, wo Sie ihn gesehen haben, also bitte ...«

»Wirklich?« Die Verantwortung legte sich wie eine schwere Last auf ihre Schultern, ihre Empörung wich, und sie strengte sich jetzt ernsthaft an. »Oh, okay, also ... ich ... ich weiß, dass ich ihn schon mal im Café gesehen habe ...«

»In welchem Café?«

»Dem Long Street Café.«

»Arbeitet er da?«

»Nein, er war wohl nur ein Gast.« Sie dachte angestrengt nach, die Augen zu Schlitzeln zusammengekniffen, voll konzentriert. Griessel versuchte einen anderen Ansatz. »Na schön. Können Sie ihn beschreiben?«

»Er ist schwarz. Groß. Ein gutaussehender Typ, etwas über zwanzig ...« Dann hellte sich ihr Gesicht auf. »Er ist durchtrainiert, wissen Sie, er sieht aus wie ... wie all die anderen Fremdenführer, und da muss ich ihn auch gesehen haben, im Café, zusammen mit all den anderen!«

Aber Bennie Griessel hörte ihr schon gar nicht mehr zu, denn ein schlüpfriger, glatter, glitschiger Gedanke drohte ihm zu entweichen. Er musste sie zum Schweigen bringen und sagte: »Warten Sie, warten Sie ...«

»Was ist?«, fragte sie, aber er hörte sie nicht. Er rieb sich mit einer Hand durch die Haare, kratzte sich im Nacken. Er kratzte sich hinter dem Ohr, den Kopf gesenkt, die Gedanken ein wildes Durcheinander, in dem er Ordnung schaffen musste. Heute Morgen ... Griessel blickte nach rechts, wo sie heute Morgen mit dem Rotschopf Oliver Sands geredet hatten. Das versuchte ihm sein Verstand schon den ganzen verdammten Nachmittag zu sagen, es hatte irgendetwas mit diesem Gespräch zu tun! Er versuchte, es sich ins Gedächtnis zu rufen, tappte aber im Dunkeln. Ollie hatte vom Club erzählt, von den Mädchen im Club ...

Nein, nichts. Holzweg.

Er blickte das Mädchen am Empfang an. Sie sah beleidigt aus, weil sie unterbrochen worden war. Was hatte sie gesagt? *Er ist durchtrainiert, wissen Sie, er sieht aus wie ... wie all die anderen Fremdenführer* – das war der Schalter. Die Führer – was hatte Sands über sie gesagt? Vusi hatte ihn heute Morgen gefragt, wer mit den Mädchen zusammen im Club gewesen war. Mehrere Leute, hatte Sands geantwortet. Eine Gruppe. Und irgendwann hatte er eingeflochten, die Führer seien auch dabei gewesen.

»*Jissis*«, flüsterte er leise vor sich hin. Denn die Lösung lag zum Greifen nah, er konnte sie nur nicht erkennen! Er merkte nicht, dass er frustriert mit der Faust auf die Theke schlug, und für den Moment hatte er die beiden Kollegen und das ein wenig besorgt dreinblickende Mädchen völlig vergessen.

Griessels Handy klingelte. Er ignorierte es. Nicht jetzt. Er versuchte krampfhaft, sich an den genauen Wortlaut des Gesprächs von heute Morgen zu erinnern. Er stand am Schalter, beide Hände flach auf die Oberfläche gelegt, den Kopf gesenkt. Das Mädchen wich einen halben Schritt zurück.

Vusi Ndabeni, das Handy am Ohr, lauschte dem Freizeichen auf Griessels Handy, während er beobachtete, wie Jeremy Oerson hastig das Gebäude der Metro verließ und auf sein Auto zuging.

»Geh dran, Bennie!«, flüsterte er und eilte zu seinem Fahrzeug.

Oerson stieg in einen Nissan Sentra mit dem Wappen der Stadtpolizei an der Tür.

Griessel meldete sich nicht.

»Bitte, Bennie!«, flehte Vusi, aber Griessels Mailbox sprang genau in dem Moment an, als er die Autotür aufschloss und sich auf den Fahrersitz schwang.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte die junge Frau im Cat & Moose besorgt, doch einer der Uniformierten brachte sie mit dem Zeigefinger auf den Lippen zum Schweigen, um Griessel nicht zu stören.

Bennie stand weiterhin einfach nur da und versuchte, sich zu erinnern. Er und Vusi und Oliver Sands. Am Tisch. Sands erzählte, dass sie eine Tour durch Afrika unternähmen und tags zuvor mit der Reisegruppe angekommen seien. Dann sprachen sie über den gestrigen Abend. Den Club. Die Mädchen. Den Alkohol. Wer dabei gewesen sei, hatte Vusi gefragt. Mehrere. Ihre Namen? Vusi mit aufgeschlagenem Notizbuch. Dann hatte Sands gesagt ...

Die Erkenntnis traf Griessel wie ein Hammerschlag, so dass ihn ein Ruck durchfuhr. »Scheiße! Ich hab's!«, rief er triumphierend, so laut, dass die anderen drei erschranken. Denn Oliver Sands hatte ihnen die Namen genannt, diese verrückten Namen, mit seiner komischen Aussprache! Das war es gewesen, was ihm den ganzen Nachmittag im Kopf herumgespuht hatte, dieser eine Name, und er hörte ihn jetzt wieder, mit Ollies Stimme: Jason Dicklurk. *Dicklurk*. Schon am Vormittag hatte Griessel im Stillen gedacht: Was für ein bescheuerter Name! Dick Lurk. Aber das Problem war die Aussprache des rothaarigen Amerikaners gewesen. Verdammt, darauf hätte er doch schon früher kommen können! Rachel Andersons Vater nannte ihn *Ghree-zil* – nur die Buren selbst konnten ihre Nachnamen richtig aussprechen. Und eine einzige Zulu. Mbali Kaleni. Die ihn angerufen hatte, während er im Büro des Kommissaris gesessen hatte. *Hier spricht Inspekteur Mbali Kaleni vom Suidafrikaanse Polisiediens, Bennie*, hatte sie gesagt, mit leichtem Zulu-Akzent, aber absolut korrekter Aussprache. *Wir haben einen Land Rover Defender ausfindig gemacht, der zu dem Kennzeichen passt. Er gehört einem Mann in Parklands, einem Meneer J.M. de Klerk*.

Dicklurk war de Klerk. J. M. de Klerk. Jason de Klerk. Einer der Fremdenführer.

»Der Reiseveranstalter«, sagte er zu dem Mädchen. »Mit welchem Reiseveranstalter sind die Mädchen unterwegs?«

»Reiseveranstalter?«, fragte sie, eingeschüchtert von Griessels Eifer.

»Na die, die sie durch Afrika kutschieren, Sie wissen schon!«

»Ach so.« Sie runzelte kurz die Stirn, dann hellte sich ihre Miene auf: »African Overland Adventures. Da arbeitet auch der schwarze Typ, bei denen habe ich ihn gesehen.

Die buchen alle Übernachtungen bei uns, ich gehe manchmal zu ihrem ...«

»Wo finde ich die Agentur?«

»Nur einen Block weiter. Meine Güte, da habe ich auch ...«

»Zeigen Sie's mir!«, rief Griessel und ramte zur Tür. Sie folgte ihm auf den Bürgersteig und deutete nach rechts auf die andere Straßenseite. »Da, an der Ecke.«

»Kommt, Leute!«, rief Bennie Griessel den beiden Kollegen zu und hatte plötzlich eine zweite Eingebung. A.O.A. *African Overland Adventures*. Spontan küsste er das mollige Mädchen auf die Wange, bevor er lossprintete.

Sprachlos blickte sie ihm hinterher.

Fransman Dekker biss in das Brathuhn-Mayonnaise-Sandwich in seiner linken Hand, während er mit der rechten in seinem Notizbuch herumkritzelte.

Alexa Barnard. Ihr Verhalten heute Morgen.

Sie hatte ihren Mann am allerbesten gekannt.

Eine Frau, die sich tagüber in ihrem Haus einigelte. Allein. Einsam. Saufend. Sie hatte viel Zeit zum Nachdenken, über ihren Mann, über ihr Leben, über ihr Schicksal. Über diesen Kerl, der sie fortwährend mit allem, was einen Rock trug, betrogen hatte. Der einen Haufen Geld verdiente, während sie zu Hause vor die Hunde ging.

Keiner kann mir erzählen, sie hätte nicht genügend Zeit gehabt, um darüber nachzudenken, wie das Leben ohne dieses Arschloch ausgesehen hätte, dachte Dekker. Wo es doch mittlerweile zu einer Art Nationalsport geworden war, Schwarze oder Farbige als bezahlte Killer anzuheuern. Um den teuren Gatten zu erschießen. Oder zu erstechen. Im Laufe des letzten Jahres hatten sie drei, vier solcher Fälle gehabt. Es war eine Krankheit, eine verdamnte Epidemie.

Komm her, Sylvia, komm und unterhalte dich ein bisschen mit der *mèrrim*. Sag mal, wo kann ich jemanden finden, der den Master über den Haufen schießt?

Oder: Sylvia, ich weiß genau, dass du regelmäßig Tafelsilber mitgehen lässt. Ich könnte die Polizei rufen, aber vielleicht möchtest du mir lieber ein bisschen behilflich sein?

Oder: Der Master hat eine hohe Lebensversicherung, meine Liebe. Wie hoch wäre wohl dein Anteil, wenn du mir einen Schützen besorgst?

Intime Kenntnisse. Zwei Frauen mit den intimsten Kenntnissen, die man sich denken konnte.

Wenn es da nicht dieses kleine Problem gegeben hätte: *Man bezahlt niemanden dafür, es so aussehen zu lassen, als hätte man es selbst getan*, wie Kripo-Kaptein Bennie Griessel es so treffend formuliert hatte. Aber Kaptein, mein Kaptein, gesetzt den Fall, sie hätte regelmäßig Zeitung gelesen und festgestellt, welche Fehler die anderen Frauen gemacht hatten. Und sie dachte sich, nein, ich tappe nicht in die gleichen Fallen hinein, ich bin zu schlau, ich, ein ehemaliger Popstar, ich bin doch nicht blöd. Es muss so aussehen, als sei ich es gewesen. Und wenn sie mich verdächtigen, kommen sie nicht weit, denn ich bin ein Alkie. Wie hätte ich die große, schwere Leiche die Treppe hinaufschleppen können? Unmöglich. Der Täter muss aus einem anderen Umfeld stammen. Die Musikbranche. Sie ist ein Haifischbecken. Sie werden dort nach einem Verdächtigen suchen.

Was sagst du dazu, Kaptein?

Auf dem Weg zu African Overland Adventures, während er sich im Eiltempo zwischen den Fußgängern auf dem Bürgersteig hindurchschlängelte, fragte sich Griessel flüchtig, ob es dieser Name war, den Mbali Kaleni hatte aufschreiben wollen.

Jason.

Woher hatte sie das gewusst? Warum war sie in die Bo-Oranjestraat zurückgekehrt? Was hatte sie bemerkt, was alle anderen übersehen hatten?

Kurz bevor er zur Tür hineinstürmte, klingelte erneut sein Handy. Er ging nicht dran. Er wollte erst Jason de Klerk finden und dann Rachel Anderson.

Sie musste noch am Leben sein!

John Afrika saß mit dem Hörer in der Hand da und lauschte dem Freizeichen, während Griessels Handy klingelte. Ihm gegenüber stand der Provinzkommissaris.

»Wenn wir einen Fehler machen ...«, sagte er.

»Bennie ist clean«, erklärte Afrika kategorisch.

»John, hier geht es um meine Karriere!«

»Hier ist Bennie, hinterlässt eine Nachricht«, sagte die Mailbox. Afrika seufzte und legte den Hörer auf. »Er geht nicht dran.«

»Wenn Zuma an die Macht kommt, wird hier mit eisernem Besen gekehrt werden. Sie werden jede Gelegenheit nutzen. Du weißt, wie das ist. Zulus rein, Xhosas raus.«

»Ich weiß, Kommissaris. Aber was soll ich machen?«

»Haben wir denn keinen anderen?«

John Afrika schüttelte den Kopf. »Und selbst wenn, wäre es jetzt zu spät.« Er sah das Telefon an. »Bennie ist clean.« Doch es klang nicht mehr ganz so überzeugt.

Jeremy Oerson bog links in die Ebenezer ein. Vusi ließ ihm etwas Vorsprung, bevor er sich unter höchster Anspannung an seine Fersen heftete.

Der Metro-Nissan fuhr auf dem Weg in Richtung Waterfront unter der Schnellstraße des Westlichen Boulevards hindurch. Vusi folgte ihm ziemlich langsam. Er durfte ihm nicht zu nahe kommen, aber auch nicht zu weit zurückbleiben, damit er noch erkennen konnte, wo er abbog.

Oerson fuhr in den Hawepad-Kreisverkehr ein, dann rechts wieder raus.

Er war unterwegs zur N1.

Vusi entspannte sich ein wenig. Auf der Autobahn würde es leichter sein.

Griessel stieß die Glasflügeltür auf, gefolgt von den beiden Konstabels. African Overland Adventures besaß eine geräumige Agentur mit einem langen Schalter, an dem zwei junge Frauen und ein Mann saßen. An der Wand hing ein Flachbildfernseher, und davor gruppierten sich einige niedrige Tische und Sessel. Neun junge Leute standen und saßen herum, einige tranken Kaffee. Alle blickten erschrocken auf. Griessel zog seine Dienstpistole, noch bevor er den Schalter erreicht hatte. In seiner Jackentasche klingelte noch immer sein Telefon.

»SAPS. Bleiben Sie einfach still stehen, dann gibt's auch keinen Ärger.«

»Was hat er gesagt?«, fragte jemand in einem Sessel auf Englisch.

Griessel sah sich um und erkannte, dass die Konstabels ebenfalls ihre Waffen gezogen hatten. Zufrieden nickend wiederholte er auf Englisch: »Ich sagte, verhalten Sie sich alle ruhig, dann wird auch nichts geschehen. Keiner verlässt den Raum, keiner telefoniert.«

Alle schwiegen. Auch Griessels Handy. Die Geräusche aus dem Fernseher lenkten ihn ab. Über den großen Bildschirm flimmerten Szenen einer Abenteuer tour durch Afrika. An den Wänden hingen großformatige Plakate mit landestypischen Ansichten, lachende junge Leute vor einem Hintergrund von Bergen, Tieren und Seen. Auf dem langen Schalter standen Halter mit Broschüren.

»Bitte schalten Sie den Fernseher aus!«

»Können Sie sich erst mal ausweisen?«, fragte die junge Frau hinter dem Schalter, eine dunkle Schönheit, die sich besonders cool gab.

Griessel zückte seinen Ausweis. Die sahen heutzutage alle zu viel fern. Er fragte sich, ob er das Ding vielleicht wie Kaleni um den Hals tragen sollte.

Die Coole sah ihn sich an. »Ist der echt?«

»Wie heißen Sie?«

»Melissa«, antwortete sie provozierend.

»Bitte schalten Sie diesen Fernseher aus, und dann rufen Sie bei der Polizei an, Null, drei Mal die Eins, und sagen Sie Bescheid, dass Captain Bennie Griessel Verstärkung bei African Overland Adventures in der Langstraat braucht. Sagen Sie, die sollen den Sergeant am Caledon Square anrufen.«

»Dafür muss ich mich aber bewegen«, sagte Melissa. »Die Fernbedienung liegt unter dem Schalter.«

»Dann bewegen Sie sich!«, befahl Griessel. Sie langte nach unten, holte die Fernbedienung heraus und richtete sie auf den Fernseher. Griessel sah, dass sie eine Stacheldraht-Tätowierung am Oberarm trug. Plötzlich herrschte Stille im Raum. »Und jetzt rufen Sie bei der Polizei an!«, forderte er sie auf.

»Schon gut, ich glaube Ihnen.«

»Rufen Sie an!«

Widerwillig ging sie ans Telefon und hob ab.

»Wer von Ihnen ist Jason de Klerk?«

Es dauerte eine Weile, bis die andere junge Frau hinter dem Schalter sagte: »Jason ist nicht da.«

»Da meldet sich keiner«, sagte Melissa.

»Nur Geduld. Wo ist Jason de Klerk?«

»Wissen wir nicht.«

»Alle Männer Ausweise vorzeigen!« Er wandte sich an die Konstabels. »Überprüfen Sie die Ausweise!«

»Jason war seit gestern nicht mehr hier«, behauptete Melissa. »Wo könnte er sich aufhalten?«

»Ihre Notrufnummer ist für'n Arsch. Geht immer noch keiner dran«, sagte sie ungerührt.

Jetzt hatte Griessel genug. Er ging an den Schalter, reckte sich darüber und näherte sein Gesicht dem des Mädchens so dicht er konnte. »Jetzt hör mir mal gut zu, du kleines Dreckstück: Jason de Klerk und seine Freunde haben letzte Nacht einer eurer Kundinnen die Kehle durchgeschnitten, und sie werden weiter töten, wenn ich sie nicht aufhalte. Noch glaube ich, dass du nichts damit zu tun hast, aber das kann sich schnell ändern, und dann gnade dir Gott! Das wirst du bereuen, das verspreche ich dir! Also, ich frag dich jetzt zum letzten Mal: Wo kann ich ihn finden? Und wenn du weiter Zicken machst, wird es dir sehr, sehr leid tun, habe ich mich klar ausgedrückt?«

Sie schluckte. »Ja«, sagte sie. »Er könnte zu Hause sein. Oder im Büro oder im Lagerhaus, die sind gerade zwischen zwei Touren ... Ich weiß es einfach nicht genau.«

»Wo ist das Büro?«

»Im zweiten Stock. Der Eingang ist nebenan.«

»Und das Lagerhaus?«

»Stanley Road in Observatory.« Endlich meldete sich jemand unter der Notrufnummer, und sie sagte: »Ich habe eine wichtige Nachricht von einem ... Wie war noch mal Ihr Name?«

Alle drei kamen wieder zur Tür herein. Rachel Anderson blickte nicht mal auf.

»Haltet ihre Beine fest!«, befahl de Jason de Klerk und hob die Gartenschere vom Boden auf, wo er sie vorher liegen gelassen hatte. Die anderen beiden bückten sich und packten ihre Beine.

»Rache!«, sagte de Klerk, aber sie reagierte nicht. »Rachel!«

»Sie ist nicht bei sich, Jay«, sagte einer der anderen.

»Wir müssen auf Nummer sicher gehen«, sagte er und kniete sich neben ihren rechten Fuß. »Rachel, hör mir zu. Wir müssen ganz sicher sein, dass du uns die Wahrheit über das Video sagst, okay? Das ist sehr wichtig, lebenswichtig, hast du verstanden?«

Keine Reaktion.

Jay legte die Kl ingen um die Wurzel ihres mittleren Zehs. »Also, sag's mir noch mal, wo ist es?«

»Sie hört dich doch gar nicht.«

»Bitte«, flüsterte sie kaum hörbar. »Es ist in der großen Reisetasche.«

Er schnitt den Zeh ab. Sie zuckte am ganzen Körper zusammen. »Mein Gott!«, sagte einer von denen, der ihre Beine festhielt.

»Bist du sicher?«, beharrte Jason, immer noch vollkommen ruhig. »Bist du ganz sicher?«

»Ja, ja, ja, ja, ja, ja!« schrie sie laut, hysterisch, konvulsivisch zuckend.

Er nahm den nächsten Zeh. »Wo genau in der Tasche?«

Sie stieß einen tierischen Laut aus.

»Verdammte Scheiße, Jay, was willst du denn noch?« fragte der andere junge Mann, das Gesicht vor Abscheu verzerrt.

Wütend schlug Jason ihn mit dem Handrücken ins Gesicht. »Weißt du, was hier auf dem Spiel steht, du Arschloch? Willst du den Rest deines Lebens im Knast verbringen?«

Vusi Ndabeni folgte Jeremy Oerson, als er auf den rechten Fahstreifen schwenkte und der N1 über den Östlichen Boulevard folgte. Dann nahm er die Abzweigung auf die N2. Der Ermittler hielt konstant einen Abstand von gut vierhundert Metern, mit jeweils sieben Fahrzeugen zwischen ihnen. Er griff zu seinem Handy und versuchte erneut, Bennie Griessel zu erreichen.

Die Büros von African Overland Adventures im zweiten Stock verbargen sich hinter einer Stahl-Sicherheitstür. Griessel drückte den Klingelknopf. Eine Frauenstimme meldete sich über die Sprechanlage: »Ja?«

»Polizei! Aufmachen!«

Die Schlösser klickten, die Tür öffnete sich. Griessel überprüfte als Erstes, ob es noch einen anderen Ausgang gab. Doch er sah nichts, nur drei Frauen mittleren Alters, Schreibtische, Computer, Aktenschränke. Er zückte seinen Ausweis. »Bitte kommen Sie mit nach unten.«

»Aber warum denn?«, stammelte eine der Frauen und starrte verängstigt seine Pistole an.

»Ich bin auf der Suche nach Jason de Klerk.«

»Er ist nicht da.«

»Weiß ich. Kommen Sie!« Er gab ihr einen Wink mit der Pistole. Folgsam standen die Frauen auf und gingen hinaus zur Treppe.

Sein Handy klingelte. Wer zum Teufel wollte ihn so dringend sprechen? Er zog es heraus. *VUSI*.

»Vusi, es ist gerade ungünstig.«

»Tut mir leid, Bennie, aber es ist wirklich sehr wichtig! Ich glaube, ich verfolge gerade jemanden, der auf dem Weg zu Rachel ist!«

Griessel hielt im Laufen inne. Vusis hektische Sprechweise, die Sturzflut von Worten, seine offenkundige Verzweiflung machten ihn stutzig. »*Jissis!*«

»Du wirst es nicht glauben, Bennie! Es ist Jeremy Oerson! Ich habe ihn belauscht. Er steckt da mit drin, ich weiß nur noch nicht, wie!«

Jeremy Oerson? Wie, zum Teufel?

»Wo bist du?«

»Auf der N2, kurz vor dem Grote-Schuur-Krankenhaus. Er ist gerade rausgefahren, Richtung Main Road.«

Observatory. Das Lagerhaus. »Vusi, ich glaube, er fährt in die Stanleystraat, da gibt es ein Lagerhaus, African Overland Adventures. Bleib ihm auf den Fersen, Vusi, ich komme!«, rief Griessel und raste die Treppe runter, so dass sich die drei Frauen ängstlich umsahen.

»Bennie!«, brüllte Vusi, in der Befürchtung, er hätte aufgelegt.

»Ich bin noch da!«

»Sie werden sie töten, Bennie! Sobald Oerson dort eintrifft!«

15:12 – 16:14

Griessel trug den Konstabels auf, niemanden aus der Reiseagentur gehen zu lassen, da sie nicht wüssten, wer noch alles in der Sache mit drinstecke. Wenn die Verstärkung eintraf, sollten sie die Büros oben versiegeln lassen. Keine Akten dürften rausgebracht, keine Anrufe getätigt werden, niemand dürfe ans Telefon gehen, keine Kommunikation mit Leuten von außerhalb.

Sie nickten eilfertig.

Als Griessel draußen in der belebten Langstraat stand, schob er die Pistole wieder ins Holster. Er rannte fünfzig Meter weit und blieb dann plötzlich stehen. Der Verkehr. Seine Polizeilimousine hatte weder Blaulicht noch Sirene. Er drehte um, wich den Passanten auf dem Bürgersteig aus, stieß wieder die Glastüren auf. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. »Funktioniert die Sirene in eurem Streifenwagen?«

»Ja, Kaptein.« Der Konstabel wühlte in seiner Hosentasche nach dem Schlüssel und warf ihn Griessel im hohen Bogen zu. Griessel griff daneben. Melissa stieß einen verächtlichen Laut aus, aber Griessel ignorierte sie, hob den Schlüssel auf, riss die Tür auf und setzte zum Sprint an.

Nur ein Fahrzeug trennte Vusi Ndabeni und Jeremy Oerson, als sie an der Ampel vor der Kreuzung anhielten, wo die Browningstraat in den Hoofweg mündet.

Vusi klappte die Sonnenblende runter und reckte sich so hoch wie möglich, um sich dahinter zu verbergen. Oerson hatte den Blinker nach rechts gesetzt.

Wo war die Stanleystraat?

African Overland Adventures? Und die Metro-Polizei? Er sah keinerlei Zusammenhang. Die Ampel wurde grün. Oerson fuhr los. Vusi fiel hundert Meter hinter ihn zurück und gab dann Gas, um ebenfalls rechts abzubiegen, doch ihm kam ein Fahrzeug entgegen, so dass er warten musste.

Als er rechts in den Hoofweg einbog, war Oersons Sentra nirgends mehr zu sehen.

Unmöglich!

Vusi beschleunigte mit hektischer Nervosität. Wohin konnte er verschwunden sein? Er fuhr an der Polostraat vorbei, die nach links abzweigte, blickte hinein. Nichts. Er schaute nach rechts, aber da konnte er nicht sein, da war nur der muslimische Friedhof und dann das Krankenhaus. Er passierte linker Hand die Scottstraat. Und dort sah er den Sentra, weit vor ihm! Vusi trat auf die Bremse, doch zu spät, er war bereits daran vorbei. Er knallte den Rückwärtsgang rein und blickte sich um. Vom Hoofweg aus kamen zahlreiche Fahrzeuge. Aber er hatte keine andere Wahl und fuhr weiter rückwärts, mit Vollgas. Zwei Minibus-Taxen rasten auf ihn zu. Die eine hupte lange und laut und verpasste ihn nur knapp. Vusi hatte es geschafft und bog links in die Scottstraat ein, gerade noch rechtzeitig, um Oerson einen halben Kilometer weiter rechts abbiegen zu sehen.

Wenn es Oerson gewesen war ...

Über die De Waalstraat, das war der schnellste Weg. Griessel betätigte die Schalter für die Sirene und das Blaulicht und raste mit quietschenden Reifen los. Die Verkehrsteilnehmer wichen vor ihm beiseite. Als er St. Martini passierte, die lutheranische Kirche, an der heute Morgen alles begonnen hatte, hatte er das Gefühl, als sei das schon eine ganze Woche her – was für ein Scheißtag. Die Ampel an der Buitensingel-Kreuzung war rot, und er verlangsamte sein Tempo. Die Autofahrer sahen ihn kommen. Er bog scharf links ab, wild am Lenkrad drehend, auf die Bo-Oranje, auf der schon mehr los war.

Auch die Ampel an der Bo-Oranjekreuzung war rot, und es kostete ihn wertvolle Sekunden, die Querstraße vorsichtig zu passieren. Doch dann gab er Vollgas, über die Brücke beim Tuinesentrum und durch die Kurven der De Waalstraat. Er musste Vusi anrufen, er musste Unterstützung, Verstärkung anfordern. Ein Einsatzkommando, wie das mollige Mädchen gesagt hatte. Nein, das würde zu lange dauern, auch wenn sie theoretisch innerhalb von fünfzehn Minuten einsatzbereit waren, wäre das schon zu spät.

Erst mal hören, was bei Vusi los war.

Vusi antwortete beim zweiten Klingeln. »Bennie?«

»Wo bist du?«

Sein schwarzer Kollege antwortete etwas Unverständliches.

»Ich kann dich nicht verstehen!«

»In der Stanleystraat, Bennie, aber ich kann nicht lauter sprechen. Ich sehe das Lagerhaus. Die Lkws von African Overland Adventures stehen da.«

»Du musst mir sagen, wie ich fahren muss, Vusi, ich habe keine Karte dabei.«

»Ganz einfach, Bennie, fahr an der Ausfahrt Grote Schuur raus, dann rechts in die Hoof. ...«

»Ich komme aus der De Waalstraat, Vusi, das nutzt mir nichts.«

Vusi stieß einen Xhosa-Fluch aus und fragte: »Findest du die Hauptstraße in Observatory?«

»Ja.«

»Von der aus biegst du rechts in die Scottstraat ein, in östlicher Richtung. Dann fährst du geradeaus bis zur Lower Main, dann wieder die erste rechts, und dann siehst du sie.«

»Bin unterwegs.«

»Oerson ist schon drin, Bennie, gib Gas!«

Jeremy Oerson zog die große Schiebetür nur so weit auf, dass er hindurchpasste. Er nahm seine Sonnenbrille ab, steckte sie in seine Hemdentasche und schob die Tür wieder zu.

Es war still in der großen Lagerhalle, wo ordentlich aufgestapelt Zelte, Schlafsäcke, Wasser- und Benzinkanister, Werkzeug, Sandschaufeln und Wagenheber lagen. Etwas abseits stand ein neuer, weißer Land Rover Defender.

»Hallo!«, rief Oerson.

Links und rechts von ihm schnellten zwei Männer hinter einem Stapel von Gegenständen hervor und zielten mit Stechkin APS-Pistolen auf ihn.

»Lieber Himmel!«, sagte er. »Ich bin's doch nur.«

Langsam ließen sie die Pistolen sinken. Jason de Klerk kam hinter dem Land Rover hervor. »Ich habe versucht, dich anzurufen, Jeremy.«

»Ich bin ein hoher Polizeioffizier, ich kann nicht während des Fahrens mit dem Handy telefonieren.«

»Du bist Verkehrspolizist, verdammt!«

Oerson ignorierte seine Bemerkung. »Wo ist sie?«

»Mr B. möchte wissen, ob du an das Gepäck rankommst.«

Oerson ging weiter in das Lagerhaus hinein und sah sich überall um. Hinter einem Stapel Zelten sah er einen weiteren Mann sitzen, mürrisches Gesicht, Blut an der Oberlippe. »Im Moment nicht«, antwortete er. »Was ist denn mit dem passiert? Ist sie wild geworden?«

»Ich meinte auch nicht sofort, Jerry«, sagte Jason gereizt. »Aber du kannst drankommen, stimmt's?«

»Keine Sorge, solange die nicht wissen, wonach sie suchen, kann uns nichts passieren. Die Sachen werden in eine Asservatenkammer gebracht, und dann ist es ganz leicht.«

»Wie leicht?«

»Ich schmiere ein paar Leute, gehe mit einer Ausrede rein und hole sie. Eine kleine Videokassette, die steckt man einfach in die Tasche, nichts leichter als das. Morgen, nächste Woche interessiert sich kein Schwein mehr hierfür. Das Mädchen ist weg, der Druck ist weg. Entspann dich. Wo ist sie?«

»Bist du dir ganz sicher?«

»Natürlich bin ich mir sicher, was denkst du denn? Für tausend Rand werden die Leute Schlange stehen, um uns zu helfen.«

»Okay«, sagte Jason und griff zu seinem Handy.

»Ich hoffè, sie lebt noch, oder?«, fragte Oerson. »Denn schließlich schuldet ihr mir einen Gefallen.«

Als die Abzweigung Roodebloem vorbeirauschte, wurde Griessel klar, dass er dort hätte abfahren müssen. Er hätte bis zum Östlichen Boulevard durchfahren und dann dieselbe Route wie Vusi einschlagen sollen, aber dazu war es jetzt zu spät. Die einzige Alternative war der Liesbeekparkweg und dann auf den Stasieweg, allerdings würde das zwei, drei Minuten länger dauern.

Die Reifen des Bakkies quietschten protestierend, als er die letzte Kurve der De Waalstraat nahm, bevor diese in den Hospitaaldraai einmündete. Der Verkehr war dicht, und er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, was Jeremy Oerson mit der ganzen Sache zu tun haben könnte. Beinahe hätte er einen Apotheken-Lieferanten auf dem Motorrad umgefahren, wenn er nicht ausgewichen wäre, ganz knapp an einem anderen Auto vorbei. Lautes Hupen. Hörten diese Idioten denn die Sirene nicht?

Dann war er um die Kurve auf dem Setlaarsweg, einem Teil der N2, und ordnete sich links ein. Jetzt ließ man ihn durch, und er trat auf das Gaspedal. Jeremy Oerson? Metro? Afrika Abenteuer?

Wie hing das zusammen?

Er bog zu schnell in die Abzweigung Liesbeekpark ein. Die Kurve war schärfer, als er sie in Erinnerung hatte, und dann kam ganz plötzlich eine rote Ampel. Autos kreuzten direkt vor ihm seinen Weg. Es war zu spät zum Bremsen. Der Pick-up geriet ins Schleudern – er würde mit jemandem zusammenstoßen. Dann schoss er zwischen zwei Autos hindurch, riss das Lenkrad herum, um das Fahrzeug wieder unter Kontrolle zu bekommen, und gab Vollgas, Vollgas. In die andere Richtung.

Er schaltete die Sirene erst ab, als er in die Lower Main einbog.

Bennie brauchte zu lange.

Vusis Auto stand genau zwischen der Scott- und der Stanleystraat, halb auf dem Bürgersteig. In der rechten Hand hielt er die gespannte Dienstpistole auf dem Schoß. Er konnte das Lagerhaus durch die Windschutzscheibe sehen – ein langgezogenes Gebäude, Steinmauern, ein silbriges Wellblechdach. Große, weiß gestrichene Schiebetore ragten hinter den vier Lkws und den vier Anhängern auf, die alle das Logo der African Overland Adventures trugen. Riesenfahrzeuge mit hohem Sitzdeck und einem Gepäckraum darunter.

Rachel Anderson war da drin. Wo steckte Bennie? Vielleicht sollte er reingehen. Aber zu wie vielen waren sie? Oerson und der Typ, mit dem der Metro-Offizier am Telefon gesprochen hatte, aber wie viele noch?

Er blieb sitzen. Sein Atem ging schnell, das Herz schlug ihm bis zum Hals.

Er zog den Schlüssel aus dem Zündschloss, stieg aus, öffnete den Kofferraum und blickte auf. Sie konnten ihn nicht sehen. Auf dieser Seite waren sowieso keine Fenster. Er legte die Pistole in den Kofferraum, zog die Jacke aus und schlüpfte in die kugelsichere Kevlar-Weste. Dann griff er wieder nach seiner Pistole. Ein Blick auf die Uhr: 15:22. Spät.

Er musste etwas unternehmen.

Er fasste einen Entschluss. Das Leben des Mädchens war wichtiger als alles andere. Er entsicherte die Pistole und klappte den Kofferraumdeckel zu.

Er würde jetzt reingehen.

Dann hörte er hinter sich quietschende Reifen auf Asphalt und blickte sich um. Ein SAPS-Streifenwagen bog um die Ecke, kam genau auf ihn zu und hielt in einer Staubwolke auf dem Bürgersteig. Eine Gestalt sprang heraus: wirres Haar, eine Schusswaffe in der Hand.

Bennie Griessel war angekommen.

»Hey!«, rief Jeremy Oerson, aber das Mädchen blickte nicht auf. Sie hing einfach nur an dem Träger, splitternackt, seinen Blicken schutzlos preisgegeben. Er sah die Titten, den Haarbusch zwischen den Beinen, den blutenden rechten Fuß und die drei Zehen, die im Dreck lagen wie Puppen eines dicken Insekts.

Er baute sich vor ihr auf, breitbeinig in seinen schwarzen Stiefeln, die Pistole in beiden Händen, auf ihren Kopf zielend.

»Krieg sie dazu, mich anzusehen«, befahl er dem einen.

»Jetzt bring's schon hinter dich, verdammt noch mal!«

»Nein. Ich will ihr Gesicht sehen. Hey, Amischlampe, schau mich an!«

Langsam hob sie den Kopf. Das Haar hing ihr strähmig in die Stirn.

Er sah ihr eines Auge, blaurot angeschwollen, und das getrocknete Blut an ihrer Schläfe. »Ihr habt sie echt fertiggemacht«, sagte er.

Ihren Kopf hatte sie gehoben, aber ihr Blick war noch abwesend.

»Tu es, Jerry.«

»Schau mich an!«, befahl er ihr und beobachtete, wie ihr Blick hinauf zu seinem Gesicht wanderte. Mit dem Daumen löste er den Sicherheitsstift.

»Geh hinten rein, Vusi, da muss eine Tür sein, ich warte auf dich«, keuchte Griessel im Rennen. Er beobachtete, wie der schwarze Ermittler sich auf die rechte Ecke des Gebäudes zu bewegte.

Er kam an der großen weißen Schiebetür vorbei, presste sich mit dem Rücken gegen die Wand und hielt schnaufend die Dienstwaffe mit beiden Händen vor sich. Er musste erst seinen Atem unter Kontrolle bekommen. Tausendundeins, tausendundzwei, tausendunddrei. Er wollte Vusi zwanzig Sekunden geben. Er betete. Vater unser im Himmel, lass sie noch am Leben sein! Tausendundsieben. Wann hatte er zum letzten Mal gebetet? Als Carla in Lebensgefahr schwebte, waren seine Gebete nur teilweise erhört worden. Das nahm er jetzt in Kauf, Hauptsache, er würde Bill Anderson anrufen und ihm sagen können: »Sie lebt.« Tausendundzwölf. Er hörte einen Schuss und erschrak. Mit der linken Hand packte er den Türgriff, riss die Tür auf, duckte sich und rannte ins Lager hinein. Er sah den jungen Mann vor sich, jung und durchtrainiert, ein Lauf mit Schalldämpfer, der auf sein Herz zielte, und er wusste in diesem Augenblick, dass nun alles vorbei war, denn seine Pistole zeigte um nur wenige Grade zu weit nach rechts.

Der Schuss krachte und ließ Bennie Griessel rückwärts taumeln. Er prallte mit dem Rücken gegen die Tür, der Schmerz explodierte in seiner Brust. Vage war er sich des seltsamen Phänomens bewusst, erst den Schuss gespürt und ihn dann gehört zu haben. Er fiel zu Boden. Das Gefühl, das er schon den ganzen Tag über gehegt hatte, diese Vorahnung eines drohenden Unheils, bewahrheitete sich jetzt.

Oerson wartete darauf, dass sie ihn ansah. Er wollte, dass das Letzte, was sie sah, sein Gesicht war. Er wollte wissen, wie Todesangst aussah, er wollte sehen, wie das Lebenslicht in ihren Augen erlosch. Doch vor allem wollte er wissen, wie es sich anfühlte, diese Macht zu besitzen. Es hieß, das Gefühl sei unbeschreiblich, diese Macht, ein Leben zu nehmen, und er hatte sich schon lange gefragt, wie es sein mochte.

Ihre Augen blickten in seine.

Er sah keine Furcht. Er fragte sich, ob sie ihr eine Spritze verpasst hatten. Sie wirkte geistesabwesend.

»Rachel!«, rief er, um ihre Aufmerksamkeit zu wecken.

Dann hörte er den Schuss und blickte sich zur Tür um.

Ein zweiter Schuss.

»Scheiße!«, fluchte er.

Vusi rannte um die erste Ecke, an der kurzen Seite des Gebäudes entlang, dann um die nächste Ecke. Hohe Fenster, zwei Meter über dem Boden. Und eine Stahltür mit einem großen Vorhängeschloss. Vusi zögerte nicht. Er lehnte sich gegen die Mauer, zielte und öffnete das Schloss mit einem Schuss. Das 9-mm-Projektile zerschmetterte es. Er riss die Tür auf. Drinnen herrschte Halbdunkel. Er befand sich in einem ziemlich kleinen Raum, einer Küche. Schmutzige Gläser und Kaffeebecher standen im Spülbecken. Eine geschlossene Tür.

Er hörte einen Schuss, aber nicht besonders laut, ein Kleinkaliber? Bennie! Er eilte zur Innentür, öffnete sie und gelangte in eine große Lagerhalle mit aufgestapeltem Material. Ein Lichtschein fiel vorne durch die große Schiebetür. Jemand lag reglos auf dem Boden. Mein Gott, das war Bennie! Eine Bewegung, ein junger Weißer links von Vusi, eine Waffe mit langem Lauf in der Hand. »Stehenbleiben!« Es half nichts, der Mann fuhr herum. Vusi schoss. Der Mann fiel um, in Zeitlupe. Er hatte noch nie jemanden erschossen, *uSimakade*, was machte diese Stadt mit ihm? Eine Kugel schlug neben Vusi in die Mauer ein. Sie kam von rechts. Er hechtete hinter einige Fässer, rollte sich ab, sprang auf. Er sah ihn, ein weiterer Lauf mit Schalldämpfer, der nach ihm suchte. Er drückte den Abzug, ein, zwei, drei Mal. Der Mann bäumte sich auf und fiel auf einen Stapel Plastikkanister.

Langsam richtete Vusi sich auf, den Blick auf die reglose Gestalt geheftet. Er sah das Blut, das aus dem Bauch floss, über das weiße Plastik der Wasserkanister, in langen Rinnsalen. Lebensblut. Er hatte keine andere Wahl gehabt, es war reine Selbstverteidigung gewesen. Aber er hatte einen Mann erschossen, und diese Erkenntnis traf ihn wie ein Blitzschlag.

Ein Schatten bewegte sich rechts neben ihm. Er kehrte in die Realität zurück, aber zu spät, die Pistole drückte gegen seinen Kopf. »Schwarzes Arschloch«, sagte die Stimme.

Diese schrecklichen Schmerzen in seiner Brust! Griessel konnte sich nicht bewegen, rang nach Luft. Er lag auf dem Zementboden. Der Tod würde kommen, alles war vorbei. Er hätte auf das Einsatzkommando warten sollen. Aus den Augenwinkeln heraus nahm er eine Bewegung wahr. Er versuchte, den Kopf zu drehen. Vusi. Ein donnernder Schuss, jemand fiel, weiter rechts. Alles in Zeitlupe, unwirklich, vage, weit weg. Das war der Anfang, das Wegtaumeln vom Leben. Als Nächstes würde er den Angstschrei hören, diesen schrecklichen Schrei, wenn er in den tiefen, dunklen Abgrund stürzte. Warum fürchtete er sich nicht? Warum dieser ... Frieden, diese immense Sehnsucht nach seinen Kindern, nach seiner Frau, Anna? Jetzt wusste er, dass er sie haben wollte, zurückhaben, jetzt – zu spät.

Eine Bewegung. Er konnte sehen. Er war noch nicht tot. Vusi schoss erneut, drei Mal. Er hielt Ausschau nach seinem Kollegen. Das Atmen fiel ihm etwas leichter. Wieso? Bennie tastete vorsichtig nach seiner Brust, suchte die klaffende Wunde. Alles trocken. Kein Blut. Er sah nach, tastete weiter. Ein Loch in seiner Hemdentasche. Aber kein Blut. Warum hatte er dann solche Schmerzen? Er fühlte etwas Hartes, griff danach.

Das Leatherman – die Kugel hatte das Leatherman getroffen! Seine Erleichterung war unbeschreiblich, und gleich darauf schämte er sich ein wenig, weil er gedacht hatte, er würde sterben. Dann hörte er eine Stimme: »Schwarzes Arschloch!« Er blickte auf. Der, der auf ihn geschossen hatte, hielt Vusi eine Waffe mit langem Lauf an den Kopf.

Griessel tastete nach seiner Pistole, die neben ihm auf dem Boden lag, nahm sie in die Hand, hob sie hoch, hatte keine Zeit mehr zum Zielen. Er drückte den Abzug, sah, wie

der Arm des Angreifers zuckte, sah Vusi fallen, schoss wieder – daneben. Der Mann stand immer noch aufrecht, nur die Pistole mit dem Schalldämpfer war verschwunden. Bennie versuchte aufzustehen. Sein ganzer Brustkorb brannte wie Feuer. Noch immer hatte er höllische Schmerzen, trotz des schützenden Leathermans. Er kroch ein Stück auf allen vieren, kam auf die Füße, stolperte auf den Angreifer zu.

Vusi regte sich.

Griessel richtete seine Dienstwaffe auf den stehenden Mann. »Keine Bewegung!«, sagte er. Jetzt sah er, dass der Mann seinen Arm festhielt. Der Ellbogen war zerschmettert, überall Blut, ein Brei aus Gewebe und Knochensplittern.

Vusi richtete sich auf. »Bennie ...« Seine Stimme klang weit weg. Griessel war halb taub durch die Schüsse.

»Ich hab ihn erwischt, Vusi.«

»Ich habe gedacht, du wärest tot!«

»Hab ich zuerst auch gedacht«, sagte Griessel ein wenig verlegen. Er packte den Mann am Kragen. »Hinlegen!«, kommandierte er. Langsam sank der Mann auf die Knie.

»Wo ist Rachel?«

Der Mann sah sich langsam um, nach der Tür hinter ihm. »Da.«

»Ist sie allein?«

»Nein.«

»Ist Jason da drin, Jason de Klerk?«

Keine Reaktion. Griessel stieß ihn mit der Pistole an. »Wo ist Jason?«

Der Mann schwieg. Dann sagte er: »Das bin ich.«

Eine jähe Wut erfasste Griessel, eine Welle des Zorns und zugleich der Erleichterung. Er packte de Klerk an den Haaren. »Du verdammter Abschaum!«, zischte er und fühlte den übermächtigen Drang, ihn zu töten, ihm eine Kugel in die Kehle zu jagen, für Erin Russel, für alles. Sein Finger krümmte sich um den Abzug.

»Bennie!«

Plötzlich hörten sie hinter sich ein Geräusch. Eine Tür klappte zu. Beide Ermittler fuhren herum, zielten.

»Nicht schießen!« Dort stand ein weiterer junger Mann mit erhobenen Händen, angstverzerrtem Gesicht und blutiger Oberlippe.

»Auf den Boden!«, befahl Vusi.

»Bitte!«, flehte der Mann und legte sich sofort hin.

»Wo ist Rachel?«, fragte Bennie.

»Sie ist da drin.«

Sie blickten zur Tür. »Vusi, bei der kleinsten Bewegung ...«, sagte Griessel und ging auf die geschlossene Tür zu.

»Vorsicht!«, sagte der Mann. »Oerson ist bei ihr.«

Sie sah die Schusswaffe, die auf sie gerichtet war, und den Mann in der protzigen Uniform. Er sagte ihren Namen. Kannte er sie? Sie hob den Blick, versuchte, klar zu sehen. Warum stand der andere auch noch da, der junge, der ihre Beine festgehalten hatte?

Ein Schuss krachte. Rachel schloss instinktiv die Augen. Sie wartete auf den Einschlag der Kugel.

Erst als der Mann in der Uniform laut fluchte, öffnete sie die Augen wieder. Er hatte sich von ihr abgewandt und zielte jetzt auf die Tür. Der andere Mann duckte sich und schlich hinüber zur Wand. Wieder schoss jemand hinter der Tür. Diesmal war der Knall leiser.

»Was zum Teufel ist da los?«, flüsterte der Mann in der Uniform.

Noch ein Schuss, ohrenbetäubend laut. Der Uniformierte eilte zur Tür und stellte sich daneben. Wieder krachte es in der Halle, drei Mal.

Dann erst dämmerte es ihr: der Polizist. Griessel. Er hatte sie gefunden. Sie versuchte, sich aufrecht hinzusetzen, sie bewegte die Beine. Die Schmerzen in ihrem Fuß waren überwältigend, aber sie biss die Zähne zusammen, zog die Fersen an und fand Halt. Noch ein Schuss und noch einer. Bennie Griessel. Hoffentlich knallte er sie alle ab! Sie presste sich gegen den kalten Träger. Wenn sie doch nur aufstehen könnte! Der Uniformierte und der junge Mann standen da wie versteinert. Zwei weitere Schüsse. Dann Stille.

»Ich geh raus«, sagte der junge Mann und schlüpfte blitzschnell durch die Tür.

»Shit!«, fluchte der Polizist.

In der Lagerhalle ertönten Stimmen, unverständliche Worte. Dann hörte man nur noch den Atem des Uniformierten, flach und schnell.

»Er wird Sie umbringen«, warf sie dem Polizisten mit hasserfüllter Stimme zu.

Rasch kehrte er zu ihr zurück, pflanzte seine Stiefel rechts und links neben ihre Knie, drückte ihr die Waffe gegen die Wange und zischte: »Halt's Maul, verdammt noch mal!« Ohne die Waffe wegzunehmen, fügte er hinzu: »Dich nehm ich mit!« Dann sah er sich mit wildem Blick zur Tür um.

Rachel trat nach ihm. Sie zog das Knie an, das rechte Bein mit dem schmerzenden Fuß, stieß es ihm mit aller Kraft zwischen die Beine und rief: »Jetzt!« Ihre Stimme klang wie ein verzweifelter Befehl. Der Uniformierte schrie irgendetwas und stürzte auf sie. Dann ein Höllenlärm: Die Tür wurde eingetreten, ein einziger Schuss fiel, der Mann rollte von ihr herunter, und sie sah ihn in der Tür stehen, eine Gestalt mit einer Pistole in der Hand, einem Loch im Hemd, Haaren, die nach einem Friseur schrien, und eigenartigen, slawischen Augen.

»Bennie Griessek«, sagte sie, mit perfekter Aussprache.

Er ließ die Waffe sinken und ging auf sie zu, mit tief besorgtem Blick. Er raffte ihre Kleidungsstücke vom Boden auf und bedeckte sie hastig. Dann nahm er sie in die Arme

und drückte sie an sich.

»Ja«, sagte er. »Ich habe dich gefunden.«

Um kurz nach vier kam die Schwester aus dem Krankenzimmer und sagte zu Fransman Dekker: »Eine Viertelstunde.« Sie hielt ihm die Tür auf.

Alexa Barnard saß aufrecht in den Kissen. Er sah den Verband um ihren Unterarm und dann den Ausdruck der Enttäuschung, der über ihr Gesicht huschte.

»Ich hatte Ihren Kollegen erwartet«, erklärte sie mit schleppender Stimme und etwas undeutlicher Aussprache. Die Wirkung der Medikamente hatte noch nicht ganz nachgelassen.

»Guten Tag, Mevrouw«, grüßte er sachlich. Er nahm sich vor, ihre leichte Betäubung auszunutzen. Er musste einen Konflikt möglichst vermeiden und ihr Vertrauen gewinnen. Er zog einen blauen Stuhl bis vor das Bett. Dann setzte er sich, die Ellbogen auf die dünne weiße Decke gestützt. Sie starrte ihn mit einem gewissen Interesse an. Sie sah etwas besser aus als heute Morgen – ihre Haare waren gebürstet und im Nacken zusammengebunden, so dass ihr Gesicht stärker zur Geltung kam. Ihre frühere Schönheit war unter ihrem jetzigen Äußeren zu erahnen wie ein Fossil in einer verwitterten Felswand.

»Kaptein Griessel arbeitet nicht mehr an dem Falk«, behauptete er.

Alexa nickte langsam.

»Ich kann Sie inzwischen besser verstehen«, sagte er, leise und mitfühlend.

Sie zog eine Augenbraue hoch.

»Er war ... kein einfacher Mann.«

Sie erforschte sein Gesicht, bis sie von seiner Aufrichtigkeit überzeugt war. Dann schweifte ihr Blick in die Ferne. Tränen stiegen ihr in die Augen und ihre Unterlippe zitterte unwillkürlich. Sie hob ihren unverletzten rechten Arm und fuhr sich in Zeitlupe mit dem Handrücken über ihre Wange.

Das war mehr, als er sich erhofft hatte. »Sie haben ihn sehr geliebt.«

Sie hielt den Blick immer noch auf einen Punkt irgendwo hinter Dekker gerichtet, nickte zaghaft und wischte sich noch einmal die Tränen ab.

»Er hat Sie zutiefst verletzt. Viele Jahre lang. Ein ums andere Mal, immer wieder und wieder.«

»Ja«, sagte sie fast unhörbar. Er wartete darauf, dass sie anfang zu reden. Aber sie biss nicht an. Das Dröhnen eines Hubschraubers drang durch die zugezogenen Gardinen. Das Wapp-Wapp der Rotoren wurde immer lauter. Er wartete, bis es abebbte.

»Sie haben sich Vorwürfe gemacht. Haben gedacht, es sei Ihre Schuld.«

Sie betrachtete ihn noch immer schweigend.

»Aber das war es nicht. Es gibt Männer, die sind so«, sagte er. »Es ist eine Krankheit. Eine Sucht.« Sie nickte, als wolle sie noch mehr hören.

»Eine Droge für die Seele. Ich glaube, solche Männer fühlen sich innerlich leer. Sie finden keine Erfüllung. Vielleicht hilft es eine Weile lang, ein, zwei Tage, dann fängt es wieder von vorne an. Ich glaube, es gibt einen Grund dafür. Diese Männer haben kein Selbstwertgefühl, es ist ihre Art ...« Sein weißes Afrikaans ließ ihn im Stich.

»Anerkennung zu suchen«, ergänzte sie. Er wartete, ließ ihr alle Möglichkeiten offen. Aber sie sah ihn unverwandt an, aufmunternd, fast flehentlich.

»Genau – Anerkennung. Vielleicht mehr als das. In ihrem Inneren ist etwas zerbrochen. Ein alter Schmerz, der nie ganz vergeht. Er kehrt immer wieder, immer stärker zurück. Das Gegenmittel hilft immer weniger, es ist ein ...« Wieder suchte er nach dem richtigen Wort, begleitet von einer Geste, diesmal allerdings absichtlich, damit sie wieder fortfuhr.

»Ein Teufelskreis.«

»Genau ...«

Sie zerstörte die Atmosphäre nicht, die er schuf. Erst zögerte Dekker, aber dann fuhr er fort: »Er hat Sie geliebt, auf seine Art. Ich glaube, er hat Sie sehr geliebt. Ich glaube, er wollte Sie gar nicht verletzen, aber jedes Mal, wenn er es getan hatte, sank seine Selbstachtung noch weiter, weil er wusste, dass er Ihnen wehtat. Er wusste, was er anrichtete. Das wiederum war dann ein Grund, es wieder zu tun – fast ein Akt der Selbstzerstörung. Wie ein Tier, das sich selbst auffrisst. Wenn ihm eine Frau zu verstehen gab, dass sie ihn begehrte, sagte ihm das, so schlecht sei er ja gar nicht, und dann dachte er nicht mehr nach, sondern gab sich seinen Trieben hin. Es war wie ein Fieber, das ihn überkam, er konnte es nicht verhindern. Man will, aber man kann es nicht, auch wenn man seine Frau noch so sehr liebt.« Dekker hielt abrupt inne, als er seinen Fauxpas bemerkte, und lehnte sich langsam im Stuhl zurück.

Er sah sie an. Hatte sie es bemerkt?

Nein, sie wirkte geistesabwesend. Dann sagte sie: »Ich habe ihn gebeten, Hilfe zu suchen.«

Hoffnung keimte in ihm auf. Sie blickte zu ihrem Nachtschränken. Über der Schublade gab es einen Schlitz, aus dem man Taschentücher ziehen konnte. Sie zupfte eines heraus, wischte sich nacheinander über beide Augen und knüllte den dünnen Zellstoff mit einer Hand zusammen. »Eine Zeitlang habe ich versucht, Verständnis für ihn aufzubringen. Damals glaubte ich, einen kleinen Jungen in ihm zu erkennen, einen ungeliebten, einsamen Jungen. Aber ich konnte mir nicht sicher sein, er hat nie mit mir darüber geredet, ich habe nie herausgefunden, woran es wirklich lag. Denn was ist die Ursache? Woher kommt meine Sauferei? Von meinen Ängsten, meiner Unsicherheit? Meinen Minderwertigkeitskomplexen? Ich habe in meiner Kindheit geforscht, denn das ist der einfachste Ausweg. Schieb deinen Eltern die Schuld in die Schuhe. Ja, sie haben Fehler gemacht, ja, sie waren nicht perfekt, aber das reicht nicht als ... Rechtfertigung. Das Problem ist, es liegt an mir. Es ist die Art, wie meine Atome schwingen, es ist ihre Frequenz, ihre Tonhöhe, der Notenschlüssel, in dem sie singen.«

Er vermutete, worauf sie hinauswollte.

»Niemand kann einem helfen ...«, ermunterte er sie.

»Außer man selbst.«

»Er war nicht instande, sich zu ändern.«

Sie schüttelte den Kopf. Nein, Adam Barnard konnte sich nicht ändern. Am liebsten hätte Dekker jetzt gesagt: Und da haben Sie etwas geändert, aber er wollte ihr die Chance geben, es selbst zu sagen.

Sie ließ sich gegen die Kissen sinken, als sei sie sehr müde.

»Ich weiß nicht.« Sie seufzte tief.

»Was?«, fragte er, eine geflüsterte Einladung.

»Haben wir eigentlich das Recht dazu?«, sprach sie. »Menschen ändern zu wollen? Damit sie uns passen? Damit sie uns vor uns selbst beschützen? Schieben wir damit nicht nur die Verantwortung von uns weg? Meine Schwäche gegen seine. Wenn ich stark gewesen wäre – oder er. Unsere Tragödie lag in der Kombination, der eine war der Katalysator des anderen. Wir waren ... eine unglückliche chemische Verbindung.«

Seine Viertelstunde war gleich um. »Und dann muss etwas geschehen«, sagte er. »Irgendjemand muss etwas unternehmen.«

»Nein«, erwiderte sie. »Es war zu spät, um etwas zu unternehmen. Wir waren zu sehr aneinander gewöhnt, unsere Verhaltensmuster waren zu einem festen Teil von uns geworden, wir konnten nicht mehr auf eine andere Art und Weise leben. Von einem bestimmten Punkt an kann man nichts mehr ändern.«

»Nichts?«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Aber man kann immer irgendetwas ändern.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Wenn die erlittenen Schmerzen und Demütigungen einem zu viel werden.« Das war zu schwach. Er musste deutlicher werden und gab ihr eine bessere Vorlage: »Wenn er anfängt, Sie zu beschimpfen und zu misshandeln. Wenn er Sie schlägt ...«

Langsam drehte Alexa ihm das Gesicht zu. Zunächst ausdruckslos, so dass er nicht wusste, ob seine Worte angekommen waren. Dann runzelte sie die Stirn, anfangs, als ob sie ihn nicht verstanden hätte, aber dann schien ihr seine Absicht klarzuwerden, und ihre Miene wurde vorwurfsvoll. Sie senkte den Blick auf das Taschentuch in ihrer Hand.

»Ich kann es Ihnen nicht verübeln.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte er, aber er wusste, er hatte versagt.

»Sie tun nur Ihre Arbeit.«

Er lehnte sich wieder nach vorn, ein wenig verzweifelt. Er musste es mit einem anderen Ansatz versuchen. »Wir wissen genug, Mevrouw«, sagte er, immer noch mitfühlend.

»Es ist jemand gewesen, der Adam sehr gut kannte. Jemand, der wusste, wo er seine Pistole aufbewahrte. Jemand, der Ihren ... Zustand kannte. Jemand mit einem plausiblen Motiv. Und Sie hätten wahrhaftig eines gehabt. Das wissen Sie.«

Alexa nickte nachdenklich.

»Wer hat Ihnen geholfen?«

»Es war Willie Mouton.«

»Willie Mouton?«, fragte Dekker unwillkürlich, zutiefst erstaunt. Er war sich nicht sicher, was sie meinte, aber es schien, als sei ihr ein Licht aufgegangen.

»Deswegen habe ich auch nach Ihrem Kollegen gefragt ... Griessel.«

»Ach ja?«

»Ja, denn er muss dasselbe gedacht haben. Über die Pistole. Denn nur vier von uns wussten, wo sie ist, und nur Adam hat einen Schlüssel gehabt.«

»Was für einen Schlüssel?«

»Zu dem Waffentresor oben in seinem Schrank. Aber Willie war es, der den Safe eingebaut hat, damals vor vier, fünf Jahren. Er kann so etwas gut, er ist technisch ziemlich begabt. Früher hat er als Roadie für Bands gearbeitet. Adam hatte zwei linke Hände, wollte niemand Fremden für die Arbeit engagieren. Er wollte nicht, dass jemand wusste, dass er eine Pistole besaß, er hatte Angst, sie könnte gestohlen werden. Heute Vormittag ... Willie war hier, zusammen mit seinem Anwalt. Es war eine merkwürdige Unterhaltung, aber das wurde mir erst bewusst, nachdem sie wieder weg waren.« Sie verstummte und hing ihren Gedanken nach, die Hand mit dem Taschentuch auf halbem Wege zum Gesicht.

Dekker hielt es nicht mehr aus. »Was ist Ihnen bewusst geworden?«

»Willie wollte immer mehr. Einen größeren Anteil, mehr Geld. Auch wenn Adam ihm gegenüber noch so großzügig war.«

»Was wollen Sie mir damit sagen, Mevrouw?«

»Willie stand hier neben meinem Bett und wollte nur eines wissen: Ob ich mich noch an irgendetwas erinnern könne. Ich habe Willie vor über einem Jahr zuletzt gesehen, und da taucht er plötzlich heute Morgen auf, als empfinde er aufrichtige Anteilnahme. Er schmeichelte mir, erkundigte sich mitfühlend nach meinem Befinden, behauptete, das mit Adam tue ihm so leid, aber dann wollte er plötzlich wissen, ob ich mich an etwas erinnern könne. Ich antwortete ihm, dass ich durcheinander sei, dass ich nicht verstünde, was er wolle. Aber er bohrte immer weiter: »Kannst du dich an etwas erinnern – an irgendetwas?« Ich ... Erst nachdem sie gegangen waren, eine ganze Weile später ... Ich lag da, und die Medikamente ... Aber dann fiel mir wieder ein, was er gesagt hatte. Warum wollte er das so genau wissen? Und warum war sein Anwalt bei ihm? Das wollte ich Griessel sagen, dass ... dass es mir merkwürdig vorkam.«

»Aber Mevrouw, Sie haben gesagt, dass er Ihnen geholfen hat.«

Erstaunt sah sie ihn an. »Nein, das habe ich nicht gesagt.«

»Ich habe Sie gefragt, wer Ihnen geholfen hat, und da haben Sie geantwortet: »Willie Mouton.««

Die Tür in Dekkers Rücken öffnete sich.

»Nein, nein!«, sagte Alexandra Barnard, vollkommen verwirrt, und Dekker fragte sich, was für Pillen man ihr gegeben hatte.

»Inspekteur«, mahnte die Krankenschwester.

»Nur noch fünf Minuten!«, bat Dekker.

»Es tut mir leid, aber das ist nicht möglich.«

»Sie haben mich falsch verstanden«, sagte Alexa Barnard.

»Bitte!«, sagte Dekker zu der Krankenschwester.

»Inspekteur, wenn der Arzt sagt, eine Viertelstunde, dann kann ich Ihnen nicht mehr gewähren.«

»Scheiß auf den Arzt!«, rutschte es ihm heraus.

»Raus! Oder ich rufe die Security!«

Dekker dachte fieberhaft nach. Er wusste, dass er ganz nah dran war, in ihrem Zustand. Eine solche Chance bekam er so schnell nicht wieder. Zumal noch mit einer

Krankenschwester als Zeugin.

Enttäuscht stand er auf. »Wir hören noch voneinander«, sagte er und ging hinaus, den Flur entlang zum Aufzug. Wütend drückte er auf den Knopf, wieder und wieder. Er war so dicht dran gewesen!

Die Tür öffnete sich flüsternd. Die große Kabine war leer. Er trat ein und sah, dass der Erdgeschoss-Knopf leuchtete. Er verschränkte die Arme.

Jetzt wollte sie Willie Mouton die Schuld in die Schuhe schieben. Darauf würde er nicht hereinfallen.

Der Aufzug fuhr nach unten.

Er musste sich noch einmal mit der Haushaltshilfe unterhalten, Sylvia Buys. Ihre Adresse stand in seinem Notizbuch. Sie wohnte irgendwo in Athlone. Er sah auf seine Armbanduhr. Fast zwanzig nach vier. Im Feierabendverkehr nach Athlone? Vielleicht war sie noch in dem Haus in Tamboerskloof.

Willie Mouton? Er erinnerte sich wieder an das Chaos von heute Morgen, den Menschaufauf auf der Straße und den militanten Willie Mouton, den Ritter in Schwarz, den glatzköpfigen Ohrringträger mit seinem Scheißtelefon. Wie er mit seinem Anwalt sprach.

Mouton, dem so viel daran gelegen war, dass er Jos und Melinda verhaftete.

Die Aufzugtür glitt auf. Draußen warteten Leute, die hinein wollten. Er trat ins Foyer und blieb dort stehen.

Der Anwalt, der den ganzen Tag dabei gewesen war, dieses Gespenst von einem Mann, so zurückhaltend. Mouton und Groenewald hier im Krankenhaus bei Alexa. »Woran kannst du dich erinnern?« Warum?

Log die Trinkerin?

Adam hat mich gestern Abend so um kurz nach neun angerufen und mir von Iván Nells Mätzchen erzählt.

Sein Handy klingelte. Er sah, dass es Griessel war. Der von vornherein an ihre Unschuld geglaubt hatte.

»Bennie?«

»Fransman, bist du noch bei AfriSound?«

»Nein, ich bin im City-Park-Krankenhaus.«

»Wo?«

»Im Krankenhaus, in der Stadt.«

»Nein, ich meine: Wo in dem Krankenhaus?«

»Beim Empfang. Warum?«

»Bleib, wo du bist, ich bin in einer Minute bei dir. Du wirst es nicht glauben!«

Bennie Griessel schnitt Rachel Andersons Fesseln mit den verbogenen Zangen des Leathermans durch, das ihm das Leben gerettet hatte. Dann holte er vier Schlafsäcke, bat Vusi, Verstärkung und medizinische Hilfe anzufordern, bedeckte das zitternde Mädchen mit zwei Schlafsäcken, breitete die anderen beiden auf dem Boden aus und legte sie darauf.

»Lassen Sie mich nicht allein!«, bat sie.

»Nein, natürlich nicht«, antwortete Griessel, aber er hörte Oerson stöhnen und sicherte erst dessen Pistole, ehe er sich zu dem Mädchen setzte, sein Handy hervorholte und John Afrika anrief.

»Bennie, wo zum Teufel steckst du? Ich versuche jetzt schon seit ...«

»Kommissaris, wir haben Rachel Anderson gefunden. Ich sitze gerade neben ihr. Wir sind in Observatory. Ich habe nur eine Bitte: Schickt uns den Hubschrauber! Sie muss medizinisch versorgt werden. Sie ist zwar nicht ernsthaft verletzt, aber ich will sie keinesfalls ins Grote Schuur bringen.«

Für eine Sekunde herrschte Stille, dann sagte Afrika: »Halleluja! Der Hubschrauber ist unterwegs, gib mir die Adresse durch!«

»Es tut mir leid, Mr Burton, aber ich glaube Ihnen einfach nicht«, sagte Bill Anderson ins Handy. »Hier steht eine Warnung auf der Website des US-Konsulats mit dem Hinweis, dass in den letzten zwölf Monaten vierzehn Amerikaner auf dem OR Tambo International Airport Opfer von bewaffneten Raubüberfällen wurden. Eben habe ich gelesen, dass ein Minister der Regierungspartei geäußert hat, die Polizei solle kriminelle Bastarde einfach erschießen, ohne sich um die Gesetze zu scheren. Ich meine, da draußen herrscht doch der Wilde Westen! Und hier lese ich noch etwas: ›Seit dem Ende der Apartheid wurden mehr Polizisten getötet als in der gesamten vorherigen Geschichte Südafrikas.‹ ›Bewaffnete Raubüberfälle auf Häuser haben um dreizehn Prozent zugenommen.‹ Und Sie wollen mir erzählen, dass wir keinen Personenschutz brauchen?«

»Es klingt schlimmer, als es ist, das versichere ich Ihnen«, versuchte der amerikanische Konsul Anderson zu beruhigen.

»Mr Burton, wir fliegen heute Nachmittag hinunter. Ich will nur, dass Sie mir einen Sicherheitsdienst empfehlen.«

Dan Burton seufzte. »Nun, wir empfehlen für gewöhnlich Body Armour, eine Firma, die auf Personenschutz spezialisiert ist. Sie können eine Ms Jeanette Louw anrufen ...«

»Können Sie mir das buchstabieren?«

In dem Moment klingelte das Festnetztelefon neben Anderson auf dem Schreibtisch, und er sagte: »Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick.« Dann nahm er den Hörer ab und sagte: »Bill Anderson.«

»Daddy!«, hörte er die Stimme seiner Tochter.

»Rachel! Oh, Gott, wo bist du?«

»Ich bin bei Captain Bennie Griessel, Daddy ...« Dann brach ihre Stimme.

Griessel saß mit dem Rücken an die Wand gelehnt, beide Arme um sie geschlungen. Sie hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt, während sie mit ihrem Vater redete. Als sie fertig war und ihm das Telefon zurückgab, drehte sie sich zu ihm um und sagte: »Danke.«

Er wusste nicht, was er ihr antworten sollte. Er hörte, wie sich Sirenen näherten, und fragte sich, wann wohl der der Hubschrauber käme.

»Haben Sie das Video gefunden?«, fragte Rachel.

»Welches Video?«

»Das Video von dem Mord. In Kariba.«

»Nein«, antwortete er.

»Deswegen haben sie Erin umgebracht.«

»Du musst mir das jetzt nicht erzählen«, sagte er.

»Doch, ich muss.«

Erin und sie hatten sich während der ganzen Tour ein Zelt geteilt.

Erin hatte sich schnell an die Zeitverschiebung gewöhnt. Schon bald schlief sie durch, reckte sich bei Sonnenaufgang behaglich und seufzte: »Ein neuer, wunderschöner Tag in Afrika!«

Rachel dagegen hatte Schwierigkeiten einzuschlafen. Nach einer Woche klappte es besser, aber sie wachte jede Nacht irgendwann zwischen eins und drei auf. Ihre innere Uhr weckte sie – tranceartige Augenblicke, an die sich tags darauf kaum noch erinnern konnte. Sie musste sich dann erst wieder bewusst machen, wo sie war, und dann wunderte sie sich über dieses unglaubliche Abenteuer, dieses besondere Privileg, so dazuliegen und den Geräuschen eines göttlichen Kontinents lauschen zu können. Kurz darauf sank sie dann wieder unbeschwert und sorgenfrei in einen erholsamen Schlaf.

Am Karibasee hatte sie das Mondlicht überrascht. Um kurz nach zwei am frühen Morgen, noch im Halbschlaf, wurde sie sich des hellen Leuchtens bewusst und öffnete die Augen. Zuerst schien es ihr, als habe jemand einen Scheinwerfer eingeschaltet, bis sie überrascht feststellte, dass Vollmond war. Sie war bezaubert von der Intensität und Größe des Mondes. Sie war schon kurz davor, wieder in ihre Träume zurückzusinken, doch im Geiste stellte sie sich den Vollmond über dem Wasser des Karibasees vor. Nein, sie musste seine Schönheit in ihrem Videotagebuch festhalten. Vielleicht würde das die Eröffnungsszene der DVD werden, die sie zu Hause zusammenstellen wollte. Oder der

Hintergrund ihrer Titelsequenz-Animation in After Effects, falls sie irgendwann genügend Zeit fand, sich mit den Feinheiten dieses Programms zu beschäftigen.

Ganz vorsichtig kroch sie aus dem Schlafsack, um Erin nicht zu stören, griff nach ihrer Videokamera und schlüpfte hinaus in die schwüle Sommernacht.

Im Lager herrschte Ruhe. Sie lief zwischen den Zelten hindurch bis an das Ufer: ein weiteres atemberaubendes Afrika-Schauspiel, genau wie sie erwartet hatte. Der Mond glich einer Medaille aus fleckigem Silber, gebettet auf einen Teppich aus Billionen Sternen. Ein märchenhaftes Panorama, das sich auf dem Wasser des Sees widerspiegelte. Sie schaltete die Kamera ein, klappte den kleinen LCD-Monitor aus und drückte den Wahlknopf »Sonnenuntergang & Mond«. Doch der Mond stand zu hoch, so dass sie nur entweder ihn oder seine Spiegelung einfangen konnte, aber nicht beide gleichzeitig. Sie sah sich um und entdeckte einige Felsen am Seeufer, etwa hundert Meter entfernt. Eine Akazie ragte aus ihnen empor. Die würde ihr Höhe geben, einen Anhaltspunkt, eine Perspektive.

Oben auf den Felsen versuchte sie es erneut. Sie experimentierte mit den Zweigen des Baumes als Vordergrund, bis sie seltsame Geräusche hörte. Direkt unter ihr, kaum fünfzehn Meter entfernt.

Zwei Gestalten in der Dunkelheit. Ein gedämpfter Streit. Jason de Klerk und Steven Chitsinga, neben einem der Anhänger. Langsam, mit stillem Lächeln, kauerte Rachel sich hin, richtete die Kamera auf sie und filzte. Sie plante, sich einen Scherz zu erlauben, denn die Bequemlichkeit der Amerikaner und Europäer in der Gruppe, ihre Streitereien, ihr Gejammer und ihre Unfähigkeit, sich an Afrika anzupassen, waren stets Anlass für den Spott der beiden Fremdenführer. Und jetzt hatte sie den Beweis, dass auch sie nicht perfekt waren. Schmunzelnd stellte sie sich vor, wie sie den Film beim Frühstück vorführen würde. Sollten sie doch auch einmal peinlich berührt sein.

Nachdem Steven eine der großen Gepäckklappen unter dem Anhänger geöffnet hatte, bückte er sich, um etwas herauszuholen. Er zerrte grob daran – und plötzlich stand ein dritter Mensch zwischen ihnen, kleiner als die beiden hochgewachsenen, durchtrainierten Führer.

Plötzlich rief einer der Männer etwas Unverständliches. Steven packte die kleinere Gestalt von hinten und legte ihm die Hand über den Mund. In diesem Augenblick hob Rachel entsetzt den Blick von dem Display, denn sie wollte sichergehen, dass das Bild in der Kamera sie nicht trog. Sie hatte gesehen, wie etwas in Jasons Hand aufblitzte, hell und tödlich im Mondlicht. Jetzt trieb er es in die Brust des kleinen Mannes! Dieser erschlaffte in Stevens Griff.

Jason hob die Füße an, Steven packte die Arme, und gemeinsam schleppten sie die leblose Gestalt weg in den Schatten zwischen den Bäumen.

Lange blieb sie dort noch sitzen. Schockiert und ungläubig. Das konnte doch nicht sein, es musste ein Albtraum sein! Sie schaltete den Ton der Kamera aus und spulte das Video zurück. Die Aufnahmen waren nicht gut, die Kamera war nicht gerade für die Qualität ihrer Nachtaufnahmen bekannt, aber dennoch war die grässliche Szene auf dem Film zu erkennen. Nach und nach beschlich sie die grausige Erkenntnis, dass sie Zeugin eines Mordes geworden war, begangen von zwei Menschen, denen sie ihr Leben anvertraut hatte.

Am nächsten Tag war sie vollkommen durcheinander. Sie ahnte, dass sie wohl unter Schock stand, doch sie wusste nicht, was sie tun sollte. Sie verschloss sich, zog sich zurück. Erin fragte sie wieder und wieder, was los sei. Später wollte sie wissen, ob sie vielleicht irgendetwas getan habe, wodurch sie sie unwillentlich verletzt habe. Doch Rachel hatte nur geantwortet, dass sie sich nicht ganz wohlfühle.

Erin vermutete, es seien die ersten Symptome einer Malaria, und erkundete sich ständig nach ihrem Befinden, aber sie antwortete so lange ausweichend, bis ihre Freundin aufhörte zu bohren.

Sie wollte den Mord anzeigen, aber bei wem? Es gab so viele Gerüchte über die Polizei in Simbabwe, so viele Geschichten über Korruption und politische Verwicklungen, dass sie zögerte. Nach dem Besuch der Victoria-Wasserfälle verließen sie das Land und fuhren weiter nach Botswana, und plötzlich sah Rachel keine Möglichkeit mehr, das Verbrechen zu melden. Das Entsetzen jedoch trug sie weiterhin mit sich herum, und das Wissen, dass ein Mord in Simbabwe, an einem Bürger Simbabwes, nicht von der Polizei eines anderen Landes geahndet würde. Nicht auf diesem Kontinent.

In Kapstadt waren sie zusammen mit einigen anderen in den Van-Hunks-Nachtclub gegangen, ohne zu ahnen, dass Jason später auch dort auftauchen würde.

Beide Mädchen hatten Alkohol getrunken, Erin mit großer Verbissenheit. Sie hatte angefangen, Rachel immer heftigere Vorwürfe zu machen – am Tisch, auf der Tanzfläche. Erst stichelnd, dann in schneidendem Tonfall und schließlich unter den bekümmerten Tränen der Trunkenheit. Es ging um Freundschaft, Vertrauen und Verrat.

Der Alkohol hatte Rachels Selbstkontrolle unterhöhlt und sie sentimental gemacht. Der Drang, die schwere Last ihres Geheimnisses ein wenig zu erleichtern, war stetig gewachsen – und auch das Bedürfnis, die schrecklichen Vorwürfe gegen sie zu entkräften. Endlich, als sie am Tisch vertraulich die Köpfe zusammensteckten, hatte sie Erin alles gestanden.

Erin hatte sich beruhigt. Doch sie hatte ihr die Geschichte nicht geglaubt. Nicht Jason und Steven. Unmöglich. Rachel hatte ihr erzählt, dass sie sich das Video in den frühen Morgenstunden oft noch einmal angesehen habe und es wirklich kein Irrtum sei.

»Komm, wir fragen sie! Komm, wir klären die Sache auf!«, hatte Erin gefordert, mit den Argumenten einer bereits Betrunkenen, der stets naiven, gutgläubigen Erzooptimistin. Rachel hatte sich gesträubt und ihr das Versprechen abgenommen, niemanden etwas davon zu erzählen, niemals. Sie wollte nur noch nach Hause in die USA. Ihr Vater würde schon wissen, was zu tun sei.

Erin versprach es ihr. Sie tanzten. Auf einmal war Erin verschwunden. Als sie zum Tisch zurückkehrte, sagte sie, Jason und Steven seien hier. Sie habe sie zur Rede gestellt, und sie hätten gesagt, Rachel habe alles nur geträumt. Rachel hatte aufgeblickt, über das Meer von Gesichtern hinweg, und gesehen, wie Jason sie anstarrte. Mit dem Ausdruck kalter Entschlossenheit sprach er in sein Handy. Rachel hatte nach ihrem Rucksack gegriffen und gesagt: »Komm, Erin, wir müssen hier raus.« Erin hatte sich gewehrt, sie wollte nicht gehen. »Was hast du denn?« Rachel hatte sie am Oberarm gepackt und ihr befohlen: »Du kommst jetzt mit mir! Und zwar sofort!«

Sie waren ein paar hundert Meter vom Club entfernt, in der Langstraat, als Jason und Steven herauskamen. Sie blickten nach links und nach rechts. Als die beiden sie sahen, rannten sie auf sie zu. Von irgendwoher tauchten drei weitere Männer auf. Barry, Eben und Gary.

Rachel wusste: Sie rannten um ihr Leben.

Steven Chitsinga und Barry Smith bogen im Toyota-Bakkie aus der Scott- in die Spekestraat ein und sahen die Polizeifahrzeuge vor dem Lagerhaus von African Overland Adventures. Überall Blaulichter und Polizisten in Uniform.

Steven sagte etwas auf Shona, und Barry trat wortlos auf die Bremse, dass die großen Geländereifen quietschten. Er riss am Schaltknüppel, hämmerte den Rückwärtsgang rein, ließ die Kupplung kommen, trat aufs Gas, schoss rückwärts und knallte irgendwo dagegen. Im Rückspiegel sah er nur das Dach des Fahrzeugs, und erst, als er in voller Panik herumfuhr, erkannte er, dass es ein weiterer Streifenwagen war. Dahinter stand ein Krankenwagen, der fast die ganze Straße blockierte.

Wieder prügelte er die Gänge rein und raste mit Vollgas los. Wenn er links in die Stanley einbiegen könnte und dann gleich wieder in die Grant ...

Aber die Stanleystraat war abgesperrt. Einsatzwagen blockierten die Straße. Polizisten kamen angelaufen, die Waffen auf sie gerichtet.

»Scheiße!«, sagte Steven.

Barry sagte nichts. Er brachte das Bakkie zum Stehen, nahm die Hände vom Lenkrad und hob sie langsam über den Kopf.

»Er begleitet mich«, erklärte Rachel Anderson, als sie sie auf der Trage liegend zum Hubschrauber brachten. Sie zeigte auf Griessel, der nebenher lief und ihre Hand hielt.

»Wir haben nicht genug Platz«, erwiderte der Sanitäter.

»Dann komme ich nicht mit.«

»Rachel, ich bin doch in ein paar Minuten bei dir«, beruhigte sie Griessel.

Sie versuchte, von der Trage herunterzurutschen. »Nein, dann komme ich nicht mit.«

»Schon gut«, beruhigte sie der Sanitäter, »wenn er mitfliegen muss, dann werden wir das auch hinkriegen.« Dann wandte er sich an Griessel: »Wo steht Ihr Wagen?«

Bennie zeigte auf den Pick-up. »Der Schlüssel steckt.«

Sie luden sie in den Hubschrauber, und Griessel zwängte sich neben sie.

»Wartet noch«, sagte der Sanitäter und rannte noch einmal zurück ins Gebäude. Er kehrte mit den Zehen in einem Plastikbeutel zurück und übergab Griessel das grausige Päckchen. »Die Ärzte können sie wieder annähen«, sagte der Mann. »Wenn sie Glück hat ...«

Rachel versuchte, im Hubschrauber zu reden, aber die Rotoren lärmten zu laut.

Erst nachdem sie am Krankenhaus angekommen und auf dem Dach gelandet waren, kurz bevor sie sie in den Operationssaal schoben, in dem auch Mbali Kaleni und Eben Etlinger operiert worden waren, fand sie die Gelegenheit, Griessel noch um eine kurze Unterredung zu bitten. Sie müsse ihm unbedingt noch etwas über letzte Nacht erzählen. Etwas, das geschehen sei, nachdem sie Erin die Kehle durchgeschnitten hatten.

»Das kannst du mir doch auch später sagen«, bat er, denn er musste zu Vusi zurückkehren. Es gab noch so viel zu tun!

»Nein. Sie müssen es wissen. Die haben auch noch einen Mann getötet.«

Sie hatte wie versteinert beobachtet, wie sie Erin die Kehle durchgeschnitten hatten. Dann war sie auf die Straße gerannt, blindlings, getrieben von Angst und Entsetzen. Sie nahm die nächste Abzweigung, die weg von ihnen führte. Irgendwo hatte sie kurz darauf ein Gebäude gesehen, das einen Durchgang zu einem Innenhof hatte. Vielleicht konnte sie sich dort vor ihren Verfolgern in Sicherheit bringen.

Ein großer, schon etwas älterer und attraktiver Mann im Anzug hatte im Innenhof neben einem Fischteich gestanden. Wütend hatte er zwei anderen Männern etwas zugerufen, die kurz darauf durch eine Glastür verschwunden waren. An der Wand prangte ein Logo mit einem Vogel, daran konnte sie sich erinnern.

Erleichtert hatte Rachel ihn angefleht: »Bitte helfen Sie mir!« Endlich sah sie einen Ausweg. War der Mann vorher noch äußerst erobert erschienen, so wich bei ihrem Anblick sein Ärger einer tiefen Besorgnis. »Was ist denn los?«, fragte er teilnahmsvoll.

»Die wollen mich umbringen!«, keuchte sie und suchte dicht neben ihm Schutz.

»Wer denn?«

Dann hörten sie die Schritte und blickten zum Durchgang, in dem Jason und seine Freunde erschienen waren. Jason trug jetzt eine Schusswaffe in der Hand.

»Wir wollen nur das Mädchen!«, rief er dem großen Mann zu. Doch der legte schützend den Arm um Rachels Schultern und sagte: »Aber erst rufen wir die Polizei.«

»Sie hat uns bestohlen. Wir wollen nur zurück, was uns gehört, wir wollen keine Schwierigkeiten.«

»Umso mehr Grund, die Polizei zu rufen«, sagte der große Mann und suchte in seinen Jackentaschen nach seinem Handy.

Jason richtete die Waffe auf den Mann. »Dann muss ich Sie leider erschießen.«

Der Mann zog sein Handy heraus.

In dem Augenblick erkannte Rachel, dass sie, wenn sie bliebe, für einen weiteren Tod verantwortlich sein würde, und rannte wieder los. Der große Mann versuchte, sie aufzuhalten.

Dann hörte sie zwei Schüsse, und als sie sich umblickte, lag der große Mann im schwarzen Anzug bereits am Boden.

Sie floh weiter. Auf der Straße stand ein Wagen der städtischen Müllabfuhr. Sie sprang hinten auf das Trittbrett, blickte sich um und sah, dass sie ihr folgten. Der Laster beschleunigte, und sie ließen Jason und die anderen weiter hinter sich zurück. Als sie fast einen halben Kilometer Vorsprung hatte, glaubte sie, ihre Verfolger würden aufgeben. Aber dann schaltete eine Verkehrsampel auf Rot, und sie sprang ab.

»Zwei Männer sind in das Gebäude gegangen, kurz bevor er dich gesehen hat?«, vergewisserte er sich, während sie sie in den OP hineinschoben.

»Ja«, sagte Rachel.

Griessel lief ihr nach. »Wie haben sie ausgesehen?«

»Ich kann mich nur an einen erinnern. Er war ... exzentrisch. Sehr dünn, und sein Kopf war rasiert. Oh, und er trug einen silbernen Ohrring.«

Dann sagte der Arzt, Griessel müsse jetzt den OP verlassen.

»Er war ganz in Schwarz gekleidet!«, rief Rachel noch, bevor die Tür zuschlug.

16:41 – 17:46

In einem Vernehmungszimmer der Polizeidienststelle am Caledonplein verlor Kripo-Ermittler Vusi Ndabeni schließlich seine professionelle Ruhe.

Steven Chitsinga wurde in eine Zelle gesteckt. Sie baten Mat Joubert, de Klerk in einem freien Büro zu vernehmen, denn Griessel hatte abgelehnt, weil er nach eigener Aussage »den Scheißer fertigmachen« würde.

Vusi brachte Barry Smith in das offizielle Vernehmungszimmer der Dienststelle, Griessel knöpfte sich in einem anderen Büro Bobby Verster vor. Verster war der letzte, der aus Rachels öfterkammer herausgekommen war, der, der Jeremy erson mit ihr allein gelassen hatte. Sie vermuteten, dass er das schwächste Glied der Kette war.

Joubert erreichte bei Jason de Klerk nichts, trotz seiner geschickten Vernehmung, seiner einschüchternden Größe und der Tatsache, dass de Klerk große Schmerzen in seinem Ellbogen ertragen musste. Er ignorierte jede rage, saß nur da und starrte die Wand an.

Bei Vusi hingegen murmelte Barry Smith auf jede seiner agen nur ein gedämpftes » uck off « als Antwort. Vusi spürte, wie die Wut in ihm hochkochte, aber er beherrschte sich und ging zur nächsten rage über.

» uck off.«

Im dritten Büro sagte Bobby Verster zu Bennie Griessel, dass er nicht bei der Tour dageigewesen sei. Er sei rein zufällig gestern mit Barry und Eben zusammen im Purple Turtle gewesen, als Jason anrief. Barry sei aufgesprungen, habe ihnen gesagt, sie sollten mitkommen, und draußen hätten sie Jason und Steven gesehen, die die Mädchen die Langstraat hinunterhetzten. Da hätten sie sich den Verfolgern angeschlossen.

Griessel schmerzte jeder einzelne Knochen im Leib, aber er war noch immer euphorisch über den Durchbruch und voller Erleichterung, Rachel lebend gefunden zu haben. Er erhob sich von seinem Stuhl, trat an den Tisch und fixierte Bobby.

Bobby senkte den Blick.

»Kennst du den Witz vom kleinen Hund?«, fragte Griessel. »Nein«, antwortete Bobby verblüfft.

Bennie lehnte sich lässig an den Tisch, verschränkte die Arme vorsichtig vor seinem lädierten Brustkorb und fuhr mit scherzender, freundlicher Stimme fort: »Ein junger Hund hatte gehört, wie sich die großen Hunde über Sex unterhielten und wie toll es sei, zu burnsen. ›Was ist burnsen?‹, fragte der kleine Hund. ›Das ist das Schönste, was es gibt. Komm, wir zeigen es dir.‹ Die Hunde rannten die Straße entlang und scheuchten eine läufige Hündin auf. Die Hündin lief vor der Meute weg. Sie jagten sie um den Block.

Nach der vierten Runde sagte der kleine Hund: ›He, Kumpels, diese Runde burnse ich noch mit, dann gehe ich nach Hause.««

Bobby Verster lachte nicht. O

Bennie Griessel fragte: »Bist du bei der Hetzjagd nicht müde geworden, Bobby?« O

Verster schwieg. O

»Nicht mal, als sie einem unschuldigen jungen Mädchen die Kehle durchgeschnitten haben?« O

Bobby sagte, er sei schockiert gewesen, nachdem Jason es getan habe. Er habe protestiert. Da habe Steven Chitsinga zu ihm gesagt: »Du bist der Nächste, wenn du nicht das Maul hältst und mithilfst.« Da habe er es mit der Angst zu tun bekommen. Er wisse wirklich nicht, was zum Teufel mit Jason und den anderen los sei.

»Sie wurden also gezwungen?«

»Ja.«

»Sie sind im Grunde unschuldig?«

»Ja!«

»Würden Sie dann bitte ein Geständnis ablegen? Nur, damit wir hier endlich fertig werden.«

»Ja, mach ich!«, antwortete er eifrig.

Bennie schob ihm ein Blatt Papier und einen Stift zu. Bobby schrieb alles auf. » nterzeichnen Sie noch«, sagte Bennie. Als Bobby fertig war, las Bennie das Geständnis laut vor. Er fragte: »Ist das alles die Wahrheit?«

»Ja.«

»Dann sind Sie mitschuldig an einem Mord. Sie gehen in den Knast, und Sie werden sehr lange sitzen.«

Bobby Verster riss die Augen weit auf. Er protestierte, genau, wie er es laut eigener Aussage in der Nacht zuvor getan hatte. »Aber Sie haben doch gesagt, ich sei unschuldig?«

»Nein, ich habe Sie gefragt, ob Sie unschuldig sind. Kommen Sie, draußen steht ein Gefangenentransporter, der Sie nach Pollsmoor bringen wird.«

»Nach Pollsmoor?«

»Ja, nur bis zur Kautionsverhandlung. Das wird ungefähr zwei Wochen dauern. Vielleicht drei.«

»Warten Sie!«

Griessel wartete.

Bobby Verster dachte lange nach. Dann sagte er: »Der Mann, den Sie suchen, heißt Blake.«

»Wer ist Blake?«

»Muss ich nach Pollsmoor?«

»Alles ist verhandelbar.«

»Blake ist der Besitzer von verland. ür ihn schmuggeln wir die Leute ein.«

»Welche Leute?«

»Die Schwarzen.«O

»Welche Schwarzen?«O

»Die Schwarzen, die sie in die Gepäckfächer quetschen, unter den Anhänger. Von Simbabwe aus. Aber sie stammen nicht immer aus Simbabwe.«O

»Illegale Einwanderer?«O

»So ähnlich. Ich weiß es nicht genau. Ich helfe erst seit einem Monat beim Ausladen, man hat mir noch nicht alles erzählt.«O

»Wie ist Blakes vollständiger Name?«O

»Duncan – Blake Duncan. Aber wir nennen ihn Mr B. Er wohnt hier in der Stadt. Das ist alles, was ich weiß.«O

»Vielen Dank.«O

»Muss ich trotzdem nach Pollsmoor?«O

»Ja.«O

ransman Dekker kehrte in Begleitung zweier uniformierter Kollegen zu AfriSound zurück. Sie bahnten sich einen Weg durch die Meute der Journalisten, die in dem kleinen Garten wartete. Ihre Fragen ignorierte er. Einer der beiden Konstabels, die die Tür bewachten, öffnete ihm. Dekker befahl: »Los, ihr kommt alle mit.« In Reih und Glied stiegen sie die Treppe hinauf, der Ermittler vorne, vier uniformierte im Gefolge. Sie durchquerten das Aoyer. Dekker lächelte Natasha zu, zum ersten Mal an diesem Tag voller Selbstvertrauen. Dann schritten sie den Flur entlang bis zu Moutons Büro. Fühne anzuklopfen, trat Dekker ein.

Der Anwalt war nicht anwesend.

»Was soll das?«, fragte Mouton.

»Das Schönste an meinem Job, das, was mir wirklich am meisten Spaß macht, ist, ein Whitey-Arschloch zu verhaften«, sagte Dekker.

Moutons Adamsapfel hüpfte wie wild auf und ab, aber er brachte kein Wort heraus.

Dekker bat zwei Konstabels, Mouton im Auge zu behalten, verließ das Büro, winkte die anderen beiden Kollegen herbei und öffnete die Tür zu Wouter Steenkamps Büro.

Der Buchhalter saß an seinem Computer.

»Wir wissen alles über gestern Abend«, verkündete er. Steenkamp zuckte nicht mit der Wimper.

»Keine Telefonate, keine Tricks. Er bleibt schön brav da sitzen«, ordnete Dekker an. »Bin gleich wieder da.«

Griessel rief Vusi und Mat Joubert. Im Büro des Dienststellenleiters hielten sie eine Eilkonferenz ab. Griessel berichtete, was Bobby Verster gestanden hatte. Nachdem sich die Ermittler ausgetauscht hatten, kehrte Vusi zurück und sagte zu Barry Smith: »Wir bringen jetzt Mr B. rein. Wir wissen alles.«

Barry Smith erbleichte, und sein »uck off!« klang noch aggressiver.O

»Mord«, sagte Vusi. »Lebenslänglich.«O

»uck off, du schwarzer Bastard!«O

Alle Ungerechtigkeiten dieses Tages türmten sich zu einer schweren Last auf, aber Vusi Ndabeni schüttelte sie ein letztes Mal von sich ab. Doch dann zischte Barry Smith:O

»ucking motherfucker!«, und jetzt brach Vusis Wut aus ihm hervor wie die mächtige Brandung an der Küste der Transkei. Blitzschnell näherte er sich dem jungen Mann und versetzte ihm einen Austerschlag an die Schläfe, mit der ganzen Kraft seiner schmalen, gepflegten Gestalt.

Barrys Kopf flog rückwärts, er fiel samt Stuhl hintenüber und schlug dumpf auf dem Boden auf. Vusi stürzte sich auf ihn, riss ihm am Kragen hoch, näherte sich Barrys

Gesicht bis auf wenige Zentimeter und fauchte ihn an: »Meine Mutter ist eine anständige rau, verstanden?«

Dann ließ er ihn los, wich keuchend zurück und richtete sein Jackett. Er spürte den Schmerz in seinen Fingergknöcheln und sah, wie Barrys Augen unstet hin- und herhuschten. Der junge Mann erhob sich schwankend, stellte langsam den Stuhl auf, schob ihn an den Tisch und ließ sich darauf sinken. Er legte die Fnterarme auf den Tisch und verbarg das Gesicht in den Händen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Vusi bemerkte, dass der junge Mann weinte. Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. Noch schwieg er, denn er wusste nicht, ob ihm seine Stimme nach diesem Wutanfall schon wieder gehorchen würde. Sein Ärger war noch nicht abgeflaut, und seine Schuldgefühle hielten sich bislang deutlich in Grenzen.

Über eine Minute lang saßen sie so da.

»Meine Mutter wird mich umbringen«, sagte Barry, das Gesicht in den Händen verborgen.

»Ich kann dir helfen«, sagte Vusi.

Barrys Schluchzer ließen seinen ganzen Körper erbeben. Dann packte er aus.

Dekker saß Mouton gegenüber. Er sagte: »Ich weiß, dass Sie Adam Barnard nicht erschossen haben. Ich weiß alles über das Mädchen und die vier jungen Männer, die hinter ihr her waren.«

»ümf«, verbesserte ihn Mouton und sah aus, als würde er sich am liebsten die Zunge abbeißen.O

»ümf«, wiederholte Dekker zufrieden.O

»Ich möchte meinen Anwalt anrufen«, sagte Mouton.O

»Später. Erst möchte ich ihnen mal erzählen, was meiner Meinung nach passiert ist. Barnard hat Sie angerufen, gestern Abend um kurz nach neun. Sie haben gewusst, dassO wir seine Anrufe kontrollieren würden, daher haben Sie das ohne weiteres zugegeben.«

Mouton schluckte und setzte zu einer Erwiderung an, aber Dekker brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Adam hat Sie nicht etwa angerufen, um Ihnen zu

sagen, wie schwachsinig Iván Nells Vorwürfe waren. Er war besorgt. Nell hat mir erzählt, dass Barnard entsetzt reagierte. Er war ganz außer sich. Vermutlich hat er etwas geahnt, Willie. Er wusste nichts Genaues, nur, dass irgendjemand in der irma sich auf Kosten anderer bereicherte. Auf jeden all wollte sich Adam mit Ihnen und Wouter Steenkamp treffen. Hat er Sie und Woutertjie in die irma gebeten? der war das Ihr Vorschlag? Wollten Sie den Streit nicht bei sich zu Hause austragen? Jedenfalls sind Sie hergekommen, sicher ziemlich besorgt, denn sie fühlten sich schuldig. m welche Zeit war das, Willie? Hat Adam Sie für elf hr bestellt, damit er sich vorher noch die Bilanzen ansehen konnte? Ich weiß, dass er gestern Abend an seinem Computer gearbeitet hat. nd er war so entsetzt über das, was er dabei festgestellt hat, dass er sogar vergessen hat, den Computer auszuschalten. Heute Morgen lief er noch. Vielleicht hat er alle nterlagen auf eine CD gebrannt, so dass Sie die Zahlen nicht noch manipulieren konnten. Sie haben hier gegessen oder vielleicht in seinem Büro, da hat er Ihnen alles auf den Kopf zugesagt. Sie haben natürlich alles geleugnet, Willie. Wie bin ich bis jetzt? Augenblick, lassen Sie mich ausreden. Sie haben diskutiert und gestritten bis nachts um halb zwei. Dann hat Barnard vermutlich irgendwann gesagt: »Hören wir auf und machen morgen weiter.« Er muss müde gewesen sein. Vielleicht hat er an seine betrunkene rau zu Hause gedacht. Sie sind ihm bis in den Garten gefolgt und haben da Ihren Streit noch ein wenig fortgesetzt. Sie waren gerade im Begriff reinzugehen, als die junge rau angerannt kam. Glück gehabt, in mehr als einer Hinsicht. Denn wenn Sie dort stehengeblieben wären, hätte man Sie vielleicht auch umgelegt. Aber dann wurde Adam erschossen, und das Problem Nummer eins war gelöst. Sie beide standen hier drin am enster, starteten hinaus auf die Leiche und dachten: Was nun? Ihr größtes Problem war Iván Nell. Denn egal, was sie taten, wenn sich Iván mit seinem Verdacht an uns gewandt hätte, hätten Sie in der Tinte gegessen. Dann überlegten Sie sich, wie sie den Mord für sich nutzen könnten. Adams Tod gab Ihnen eine Chance, Ihre Spuren zu verwischen und den Mord jemand anderem in die Schuhe zu schieben. Sie dachten an Jos und die Stinde. nd an Alexa und die Pistole. Verdammt brilliant, Willie, ich muss schon sagen. Sie schleppten Barnard zu ihrem Wagen. Wenn er in Ihrem oder Wouters Auto gelegen hat, muss er Blut, Haare, asern und DNA-Spuren hinterlassen haben, und wir werden sie finden. Der Schuh und das Handy haben mir ehrlich gesagt anfangs Rätsel aufgegeben. Bis vor etwa einer halben Stunde, da ist mir ein Licht aufgegangen. Der Schuh löste sich von Adams uß, während Sie ihn zum Auto trugen. Ich vermute, Sie haben ihn an den üßen hochgehoben. Das Handy hielt er in der Hand, als er erschossen wurde. Sie nahmen das Handy an sich und dachten daran, dass Adam sie angerufen hatte. Sie löschten also seine Anrufliste. Das Handy steckten Sie in den Schuh und den Schuh in Ihre Tasche, oder Sie legten ihn auf Barnards Leiche. Als Sie das Auto erreichten und den Kofferraum öffneten, stellten Sie den Schuh oben auf das Autodach, und in der Eile vergaßen Sie, ihn wieder herunterzunehmen. Sie fuhren los, Woutertjie zuerst mit Adam im Kofferraum, Sie hinterher. nd da oben an der Ecke fiel der Schuh in der Kurve vom Dach, ohne dass Sie es bemerkten. Wie bin ich, Willie? Ich sage Ihnen, wegen dieses Schuhs habe ich mir wirklich den Kopf zerbrochen, bis ich mich vorhin noch einmal oben an die Ecke gestellt habe. Da ist es mir klargeworden, ganz plötzlich. Verdammt brilliant!«

Mouton starrte Dekker sprachlos an.

»Sie und Wouter haben ihn die Treppe hinaufgetragen und ihn zu Alexa gelegt. Dann haben Sie die Pistole aus dem Tresor geholt, den Sie selbst eingebaut hatten. Irgendwo haben Sie drei Schüsse daraus abgefeuert. Ich vermute, Sie konnten es nicht im Haus tun, selbst wenn Sie die Schüsse mit einem Kissen oder etwas Ähnlichem gedämpft hätten. Denn Sie hatten Angst, Alexa zu wecken, obwohl sie sturzbetrunken war. Sie sind ein Stück gefahren, Willie. Den Berg rauf? Irgendwohin, wo niemand sie bemerkte. Dann kehrten Sie zurück und legten die Pistole neben Alexa. Schlaue, aber nicht schlau genug.«

»Ich möchte meinen Anwalt anrufen.«

»Rufen Sie ihn an, Willie. Sagen Sie ihm, er soll in die Dienststelle Groenpunt kommen. Denn hier habe ich einen Haftbefehl für Sie, und hier einen Durchsuchungsbeschluss für die irma. nd ich bringe kompetente Leute mit, Willie. Buchhalter, Computerfreaks, Leute, die auf Betrug und nterschlagung spezialisiert sind. Sie haben Adam Barnard, Iván Nell und wer weiß wie viele andere Leute um Geld betrogen. Ich werde herausfinden, wie Sie es getan haben, und dann buchte ich Sie und Woutertjie ein, und Ihr verdammter rrankenstein-Anwalt wird nichts, aber auch gar nichts dagegen unternehmen können. der gehört der etwa auch zu Ihrem Komplott?«

Bennie Griessel stieß den Mann durch die Tür der Dienststelle am Caledonplein. Sein Vollbart und seine Haare waren ordentlich geschnitten und gepflegt, aber vorzeitig ergraut. In dem Jeanshemd, der Chinohose und den blauen Segelschuhen wirkte er fit und schlank. Sein Gesicht war ausdruckslos. Nur die Handschellen um seine Handgelenke wiesen darauf hin, dass er in Schwierigkeiten steckte.

Vusi wartete im Vorportal.

»Darf ich dir Duncan Blake vorstellen?«, fragte Griessel zufrieden.

Vusi musterte den Mann von Kopf bis uß, fast neugierig, denn inzwischen wusste er bereits einiges über ihn. Dann wandte er sich besorgt an Griessel. »Bennie, wir müssen wohl den Kommissaris hinzuziehen.«

»Ach?«

»Ja, das ist eine ganz große Sache. nd sehr hässlich. Wir müssen ein Einsatzkommando nach Kampsbaai schicken, in ein Krankenhaus. Ein großes Kommando.«

Erst in diesem Moment huschte der Anflug einer Gefühlsregung über Duncan Blakes Gesicht.

17:47 – 18:36

Sie saßen im Büro des Dienststellenleiters – Griessel, Vusi und John Afrika.

»Ich wollte euch nur sagen, dass ich stolz auf euch bin, und der Provinzkommissaris ebenso. Von der Ministerin soll ich euch herzliche Glückwünsche ausrichten«, sagte Afrika.

»Vusi hat den Durchbruch erzielt«, erklärte Griessel.

»Nein, Kommissaris, das war Bennie ... Kaptein Griessel.«

»Die SAPS sind auf euch beide stolz.«

»Der Fall hat ungeheuer weite Kreise gezogen, Kommissaris«, sagte Vusi.

»Inwiefern?«

»Die Organisation hat Menschen ins Land geschmuggelt, immer acht auf einmal, von Simbabwe aus. Somalier, Sudanesen, Simbabwe ...«

»Bestimmt haben sie ihnen einen Haufen Geld dafür abgeknöpft, um sie in das Land zu bringen, in dem Milch und Honig fließen.«

»Nein, Kommissaris, nicht mal das.«

»Ach?«

»Ja, anfangs dachten wir sogar, es ging nur um illegale Einwanderung. Aber dann hat Barry Smith, einer der Führer, mir die ganzen Hintergründe berichtet. Die Geschichte mit dem Krankenhaus, einfach alles.«

»Welches Krankenhaus?«, fragte John Afrika.

»Vielleicht sollten wir ganz von vorn anfangen. Bennie hat Blake verhört, Kommissaris.«

Griessel nickte, kratzte sich hinter dem Ohr, blätterte in seinem Notizbuch und fand die entsprechende Seite. »Duncan Blake, Kommissaris. Geboren in Simbabwe, fünfundfünfzig Jahre alt. Er war verheiratet, aber seine Frau ist 2001 an Krebs gestorben. In den siebziger Jahren gehörte er zu dem Rhodesian Special Air Services, er hat dreißig Jahre lang auf einer Familienfarm etwas außerhalb von Hurungwe in West Mashonaland Landwirtschaft betrieben. Seine Schwester, Mary-Anne Blake, war Chirurgin im Krankenhaus von Harare. Im Mai 2000 besetzte der Anführer der Kriegsveteranen, Chenjerai Hitler Hunzvi, Blakes Farm. Offenbar hat Blakes Vorarbeiter, Justice Chitsinga, versucht, die Eindringlinge aufzuhalten und wurde dabei erschossen. Blake hat zwei Jahre lang vor Gericht um die Rückgabe seiner Farm gekämpft, aber 2002 schließlich aufgegeben. Er und seine Schwester sind dann hier ans Kap gezogen. Blake brachte den Sohn seines Vorarbeiters, Steven Chitsinga, mit und baute African Overland Adventures auf. Die meisten seiner Mitarbeiter sind junge Männer und Frauen aus Simbabwe, Kinder von enteigneten Farmern oder deren Arbeitern. De Klerk, Steven Chitsinga, Eben Etlinger, Barry Smith ...«

»Und der Metro-Offizier, den ihr erschossen habt? Oerson?«, fragte der Kommissaris.

»Das ist wieder eine andere Geschichte, Kommissaris«, sagte Vusi. »Smith hat erzählt, Oerson sei Verkehrspolizist gewesen. Er habe auf der Brücke der N7 bei Vissershoeck einen Adventure-Lkw rausgewinkt, und der habe Übergewicht gehabt. Er machte vorsichtige Anspielungen darauf, wie sie einer Anzeige entgehen könnten. De Klerk verstand, hat ihn sofort geschmiert, und der bestechliche Oerson winkte sie durch. Aber nach einer Weile wunderte er sich darüber, warum die Leute von Adventure so bereitwillig und freigiebig zahlten. Er wusste, welche Route sie fuhren, und konnte sich an fünf Fingern abzählen, dass sie irgendetwas schmuggelten. Irgendwann beharrte er so hartnäckig darauf, die Lkws und Anhänger zu durchsuchen, dass de Klerk Blake zu Rate zog und sie beschlossen, Oerson auf die Lohnliste zu setzen. Aber nur unter einer Bedingung: Er musste sich bei der Metro bewerben, weil sie dort jemanden brauchten, der die Somalis und die Simbabwe im Auge behielt, die bereits Organe gespendet hatten.«

»Organe gespendet?«

»Dazu komme ich gleich, Kommissaris. Viele der Leute, die bereits gespendet hatten, haben mit dem verdienten Geld kleine Geschäfte in der Stadt eröffnet. Marktbuden zum Beispiel. Einige drohten, den Mund aufzumachen, wenn sie nicht noch mehr Geld bekamen. Zu Oersons Job gehörte es, sie zum Schweigen zu bringen.«

»Für immer?«

»Manchmal, Kommissaris. Aber er hat es nie selbst getan, er hatte da so seine Kontakte. Unter anderem Kollegen von der Metro ...«

»/issis!«, sagte John Afrika und verschränkte die Hände vor sich auf dem Tisch. Dann sah er Vusi an. »Und die Organe?«

»Blake hatte die Reisegesellschaft aufgezogen, und 2003 kauften er und seine Schwester das alte Atlantic Hotel in Kampsbaai, restaurierten es und eröffneten eine Privatklinik. Die Schwester ist die Direktorin.«

»Eine Klinik?«

Vusi fiel etwas ein. »Augenblick, Kommissaris.« Er zog die Tastatur und die Maus des Computers heran und drehte den Bildschirm so, dass er besser sehen konnte. Er öffnete einen Browser und gab eine Internetadresse ein.

Google South Africa stand auf dem Bildschirm.

Vusi gab das Wort *AtlantiCare* in das Suchfeld ein und startete die Suche. Sofort erschien eine lange Liste. Er wählte den obersten Treffer aus, und allmählich baute sich eine Website auf. Sie zeigte ein weißes Gebäude an den Hängen der Zwölf Apostel und den Slogan: *ATLANTICARE: Exclusive International Medical Centre*. Ein weiteres Foto erschien: die Rückseite des Gebäudes, mit Blick auf den Atlantik, der sich bis an den Horizont erstreckte.

»Das ist es, Kommissaris.«

John Afrika pfiff durch die Zähne. »Da steckt aber eine Menge Kapital drin.«

»Steven Chitsinga hat erzählt, dass sie Großfarmer waren. Sie hatten eine ganze Reihe von Farmen gepachtet – Viehzucht, Tabak- und Maisanbau. Bestimmt haben sie ihre

Gewinne gut angelegt. Aber die Sache ist die, Kommissaris ...« Vusi bewegte die Maus und klickte auf den Punkt *Transplantationen*. »... sie haben Transplantationen durchgeführt.«

Eine weitere Website mit dem Krankenhauslogo öffnete sich. Dann erschien die Überschrift: *Transplantationen, die Sie sich leisten können*. Vusi las laut vor: »Die durchschnittlichen Kosten für eine Herztransplantation in den USA betragen 300 000 \$. Eine Lungentransplantation kostet Sie 175 000 \$, eine Darmtransplantation eine halbe Million \$. Dies ist ohne Krankenversicherung kaum machbar, aber selbst wenn man eine hat, weiß man nicht, ob man rechtzeitig das dringend benötigte Organ erhalten wird. So umfasst die Warteliste für eine Nierentransplantation in den USA über 55 000 Patienten ...«

»Das soll doch nicht etwa heißen, dass ...«

»Doch, Kommissaris«, sagte Vusi und las weiter, was auf der Website stand. »Mit der modernsten medizinischen Einrichtung inklusive einer eingehenden medizinischen Nachsorge durch Spezialisten in einer herrlichen Umgebung, Weltklasse-Chirurgen und einem internationalen Spendernetzwerk können Sie Ihr Transplantat bereits drei Wochen nach der Ankunft erhalten, und das zu einem Bruchteil der Kosten in anderen Ländern.«

»Dafür haben sie die Menschen eingeschmuggelt«, stellte Bennie fest.

»Wegen der Organe«, ergänzte Vusi.

»Verdammt!«, sagte der Kommissaris. »Wir sollten schnellstmöglich Leute in diese Klinik schicken, damit keine Unterlagen vernichtet werden!«

»Mat Joubert ist schon da, Kommissaris. Mit einem großen Einsatzkommando.«

»Die schleusen also die Leute hier ein, um sie zu töten?«

»Nicht immer, Kommissaris«, antwortete Vusi. »Für viele war die Organspende offenbar der Preis, den sie für ein besseres Leben hier in Südafrika bezahlten. Sie mussten eine Niere, einen Lungenflügel oder einen Teil ihrer Leber spenden. Oder einen Teil ihrer Augen, eine Hornhaut, oder Knochenmark. Ganz genau weiß ich es noch nicht, aber offenbar kann man ziemlich viele Organe spenden, ohne dabei lebensgefährlich zu Schaden zu kommen.«

»Und die Herzen?«

»Das müssen wir noch herausfinden, Kommissaris, denn auf der Website ist ja auch von Herzen die Rede. Aber der Mann, den Rachel Anderson gesehen hat, der, den der Klerk und Chitsinga ermordet haben, der hatte Aids. Smith hat erklärt, sie hätten Tests dabeigehabt. Bevor sie die Leute in den Gepäckraum luden, nahmen sie ihnen Blut ab und testeten es. So fanden sie heraus, dass dieser HIV-positiv war. Sie töteten ihn, denn sie konnten es sich nicht leisten, ihn laufen zu lassen.«

»Was sind das für Menschen, die so etwas tun?«, fragte John Afrika.

»Dasselbe habe ich Duncan Blake gefragt«, sagte Griessel. »Er hat geantwortet, Afrika habe ihm alles genommen, all seine Träume, Afrika habe ihm das Herz herausgerissen. Warum könne er dann nicht dasselbe mit Afrika tun?«

Plötzlich klingelte Griessels Handy, ein schriller Ton in der angespannten Stille. Er sah auf das Display, stand auf, ging ein wenig beiseite und meldete sich.

Der Kommissaris lehnte sich vornüber, sah auf die Website, seufzte tief und hörte, wie Griessel ungläubige Laute ausstieß.

Der Ermittler kehrte zurück an den Tisch. »Das war Mat«, sagte er. »Kommissaris, der Fall wird kompliziert.«

»Warum?«, fragte John Afrika äußerst besorgt.

»Weil ein Minister in den Akten der Klinik geführt wird.«

»Einer unserer Minister?«

»Ja, Kommissaris, Lebertransplantation.«

»Ach, du heilige Scheiße!«, sagte John Afrika.

Fransman Dekker hatte schon gehört, dass der farbige Computerspezialist der SAPS ein Genie war, und erwartete daher jemanden, der aussah wie Bill Gates. Doch es kam ein kleiner, schwächlicher Milchbubi mit zwei fehlenden Schneidezähnen, einem wilden Afro-Look, einem ernsten Sprachfehler – und ohne einen Funken von Humor. »Dath itht nur Kulithe«, sagte das Genie in Wouter Steenkamps Büro zu Dekker.

»Was, *broe*?«

»Kulithe.«

»Kulisse?«

»Genau.«

»Wieso, *my broe*?«

»Augenwischerei. Ein PDF-Pathwort hat nichtth thu bedeuten.«

»Ein PDF-Pafwort?«

»Nein, ein *Pat*hwort.«

»Passwort?«

»Genau. Die Leute glauben, wenn thie ein Pathwort haben, thind thie thicher. Aber dath itht Quatsch.«

»Also, wie haben sie es angestellt?«

»Diether Typ hier ...«, und er zeigte auf Steenkamps Rechner, »... hat die Pathwort-geschüttten PDF-Dateien mit den Verkaufththahlen der Grothändler für jeden Thänger erhalten. Per E-Mail. Tho weit ich verhanden habe, thollte er diethe Mailth an die Thänger weiterleiten, thobald diethe ihr Geld erhielten.«

»Genau.«

»Die Thänger dachten, nur thie hätten dath Pathwort, und die Plattenfirma könne die Daten der Verkäufe nicht manipulieren. Thie dachten, die Auththahlungen wären

korrekt.«

»Weil die Daten von den Großhändlern stammten?«

»Ja, und der Großhändler hat thie mit einem Pathwort geschüttht, aber erht an den Typen hier gemailt. Und der hat die Daten an die Thänger weitergeleitet.«

»Genau.«

»Aber thieh da, thieh da ...«, sagte der Computerfreak und öffnete ein Programm. »Dath iht Ecomthoft the Advanthed PDF Pathword Recovery, Enterprithe Edition. Man kauft eth direkt von der Webthite. Kothtet knapp tauthend Rand, aber man kann anschliethend mit jeder PDF-Datei machen, wath man will, selbtht wenn thie eine 40 Bit Verschlüthelung mit Thunder Tables hat. Damit iht jede Pathwort-Verschlüthelung reine Kulithe.«

»Steenkamp war also in der Lage, das Passwort zu knacken und anschließend die Zahlen zu manipulieren.«

»Genau. Er hat die Tabellen der Datei in Exthel kopiert, die Tthahlen verändert und alleth in einer neuen PDF-Datei gethpeichert. Er hat den Adobe Acrobat Profethional, brandneu, thupergut. Anschliethend hat er die Datei wieder mit demthelben Pathwort gethützh. Der Thänger muthte glauben, die Original-PDF thu erhalten und konnte nicht ahnen, dath er verarscht wurde.«

»Wie viel haben sie unterschlagen?«

»Untertiedlich, thwischen thehn und vierthig Prothent, je nachdem, wie viel der Thänger verkauft hat. Die ganth Grothen, thum Beispiel diethen Iván Nell, haben thie richtig authgenommen. Bei theiner lethten The-De haben thie ihn um vierthig Prozent betrogen.«

»Meine Scheiße!«

»Du thagst eth.«

18:37 – 19:51

Genau dreizehn Stunden, nachdem Bennie Griessel am frühen Morgen aus dem Bett geklingelt worden war, nämlich um 18:47, sagte er zu John Afrika: »Kommissaris, ich muss mich leider entschuldigen, ich muss um sieben Uhr am Canal Walk sein.«

Der Kommissaris erhob sich und legte Griessel eine Hand auf die Schulter. »Kaptein, nur eines möchte ich noch loswerden: Wenn es jemals einen Mann gegeben hat, der eine Beförderung verdient hat, dann du. Ich habe niemals daran gezweifelt, dass du den Fall lösen würdest. Keine Sekunde.«

»Danke, Kommissaris.«

»Vusi kann die Arbeit hier abschließen, wir unterhalten uns morgen weiter.«

»Danke, Bennie«, sagte Vusi, der am Tisch saß, wo die Akte immer dicker wurde.

»Gern geschehen, Vusi«, sagte Griessel und machte sich dann eilig auf den Weg. Er würde es nicht mehr schaffen, sich noch umzuziehen, aber wenn Anna das Hemd sah, konnte er ihr gleich die dazugehörige Geschichte erzählen. Woher das Loch stammte. Dann erinnerte er sich daran, dass er versprochen hatte, seinen Sohn zurückzurufen. Fritz, der ihm verkündet hatte, er wolle die Schule schmeißen, weil er und seine Band Recht & Ordnung einen fetten Vertrag an Land gezogen hätten.

Griessel hatte ihm versprochen, ihn heute noch zurückzurufen, sobald er weniger um die Ohren hatte.

Er stieg ins Auto, stöpselte das Freisprechset in den Zigarettenanzünder ein und fuhr los in Richtung Buitengracht und N1.

»Hi, Papa.«

»Wie geht's dir, Fritz?«

»Alles cool, Papa, alles cool.«

»Sechstausend Rand für jeden in der Band, hast du gesagt?«

»Ja, Papa. Super, oder? Und dazu noch Kost und Logis frei.«

»Klingt ja phantastisch«, sagte Griessel.

»Ich weiß. Weißt du, Papa, ein Profi-Musiker braucht kein Abitur. Für was denn? Wozu soll ich über das Sexleben der Schnecken Bescheid wissen? Du und Mama, ihr müsst jetzt nur noch die Einverständniserklärung unterzeichnen, weil ich doch erst im Dezember achtzehn werde.«

»Dann bring mir das Schreiben mal mit, Fritz.«

»Was, echt, Papa?«

»Na klar. Mehr als sechstausend Rand braucht doch kein Mensch, oder? Denn deine Wohnung wird dich nicht mehr als, sagen wir, zweitausend Rand kosten ...«

»Also eigentlich wollte ich erst noch ein bisschen zu Hause wohnen bleiben.«

»Ja, aber sicher möchtest du deiner Mutter von deinem Verdienst etwas abgeben? Für die Wäsche, das Putzen und das Essen?«

»Meinst du?«

»Na ja, es wäre auf jeden Fall ein anständiger Zug, oder was meinst du?«

»Stimmt, Papa, du hast sicher recht.«

»Und dann wirst du ein Auto brauchen, das du so mit, sagen wir mal, zweitausend im Monat abzahlst. Plus Versicherung, Benzin und Wartung macht das so drei, dreieinhalb im Monat.«

»Nie im Leben, Papa. Rohan hat einen Ford Bantam für zweiunddreißigtausend gekauft, ich brauche doch nicht gleich eine dicke Karre.«

»Wo hat er denn die zweiunddreißigtausend hergehabt?«

»Von seinem Vater.«

»Und wo hat der die zweiunddreißigtausend hergehabt?«

»Ich ... äh ...«

»Na schön, dann sparst du also zweitausend im Monat, dann kannst du dir nach fünfzehn Monaten ein Auto leisten, also nach anderthalb Jahren, dann hast du einen Ford Bantam, aber jetzt sind wir schon bei Ausgaben von viertausend, und du hast noch keine Klamotten gekauft, du hast deine Handyrechnung noch nicht bezahlt, du hast noch keine Saiten für deine Gitarre, du hast noch keine Rasierklingen, kein After Shave und kein Deo gekauft, du hast noch keine flotte Biene zum Essen eingeladen ...«

»Flotte Biene« sagt kein Mensch mehr, Papa.« Aber seiner Stimme war anzuhören, dass ihm allmählich mulmig wurde. Sein Enthusiasmus hatte einen merklichen Dämpfer erlitten.

»Was sagt ihr denn heute?«

»Mädchen, Papa.«

»Und wenn die Tour vorbei ist, Fritz – woher nimmst du denn dann die sechstausend für den nächsten Monat?«

»Bis dahin finden wir schon wieder was.«

»Und wenn nicht?«

»Warum musst du immer so negativ sein, Papa? Ihr wollt nur nicht, dass ich glücklich werde!«

»Wie glücklich wirst du denn werden, wenn du kein Einkommen hast?«

»Wir wollen eine CD einspielen, Papa. Mit dem Geld von der Tour wollen wir ins Studio gehen und dann ...«

»Wenn ihr das Geld von der Tour dafür benutzt, wovon wollt ihr dann leben?«

Stille. »Du gönnst mir auch gar nichts. Darf man denn nicht mal träumen?«

»Doch, mein Sohn, ich gönne dir alles. Deswegen stelle ich dir diese ganzen Fragen.«

Keine Reaktion.

»Versprichst du mir, noch einmal darüber nachzudenken, Fritz?«

»Warum muss ich irgendetwas über das Sexleben der Schnecke lernen?«

»Lass dir mal ein anderes Argument einfallen. Und, wirst du noch einmal darüber nachdenken?«

Nach einem gewissen Zögern antwortete Fritz unwillig: »Jaaa, Papa.«

»Gut, und dann unterhalten wir uns noch mal.«

»Okay, Papa.«

»Tschüs, Fritz.«

»Tschüs, Papa.«

Griessel lächelte gedankenverloren, während er über die N1 fuhr. Sein Sohn war genau wie er früher. Voller Pläne.

Dann kehrte er wieder zurück in die Gegenwart. Zu Anna. Sein Lächeln verschwand. Ihm war bang ums Herz.

Sie saß draußen auf der Terrasse mit Blick auf das Wasser. Ein gutes Zeichen, dachte er.

Einen Augenblick verharnte er in der Tür des Restaurants und betrachtete sie. Seine Anna. Zweiundvierzig, aber sie sah gut aus, als habe sie die Last ihres alkoholkranken Ehemannes im Laufe der letzten Monate abgeschüttelt, so dass sie wieder jugendlich wirkte. Sie trug eine weiße Bluse zur Jeans und den Pullover um die Schultern gelegt.

Jetzt entdeckte sie ihn. Während er auf sie zuing, beobachtete er ihren Gesichtsausdruck. Sie lächelte, aber nicht sehr warmherzig.

»Hallo, Anna.«

»Hallo, Bennie.«

Er küsste sie auf die Wange. Sie drehte nicht den Kopf weg. Ein gutes Zeichen.

Er zog einen Stuhl zurück. »Bitte entschuldige meine Aufmachung, ich hatte einen schweren Tag.«

Sie blickte auf das Loch in seinem Hemd. »Was ist denn passiert?«

»Ich bin angeschossen worden«, sagte er und setzte sich.

»Mein Gott, Bennie!«

Ein gutes Zeichen.

»Ich habe das größte Glück meines Lebens gehabt. Eine Stunde vorher habe ich ein Leatherman in die Brusttasche gesteckt, du weißt schon, so ein Multifunktionswerkzeug.«

»Du hättest tot sein können!«

Er zuckte mit den Schultern. »Muss wohl mein Glückstag sein.«

Sie sah ihn an und ließ den Blick über sein Gesicht wandern. Er sehnte sich jetzt danach, dass sie ihre Hand nach ihm ausstreckte, so wie früher, dass sie sein wirres Haar glattstreichen und sagen würde: »Deine Frisur, Bennie ...«

Er beobachtete, wie sie ihre Hand hob. Und dann wieder sinken ließ. »Bennie ...«, sagte sie.

»Ich bin trocken«, sagte er. »Schon seit fast sechs Monaten.«

»Ich weiß. Und ich bin sehr stolz auf dich.«

Ein gutes Zeichen. Erwartungsvoll lächelte er sie an.

Sie holte tief Luft. »Bennie ... Ich will gar nicht lange um den heißen Brei herumreden. Ich habe jemand anderen kennengelernt.«

Als er in seinem Auto saß, holte Fransman Dekker die Liste mit den Namen und Telefonnummern heraus. Natasha Abader stand ganz oben auf der Liste.

Weil dich keine Frau ansehen kann, ohne an Sex zu denken.

Es wurde Zeit, herauszufinden, ob sie die Wahrheit gesagt hatte.

Schnell tippte er die Nummer in sein Handy ein.

Eine Droge für die Seele. Ich glaube, solche Männer fühlen sich innerlich leer. Sie finden keine Erfüllung. Vielleicht hilft es eine Weile lang, ein, zwei Tage, dann beginnt es wieder von vorn. Ich glaube, es gibt einen Grund dafür: Diese Männer haben kein Selbstwertgefühl.

Das waren eigenen Worte gewesen. Alexa Barnard gegenüber.

Er hatte eine Frau zu Hause. Eine gute, schöne, attraktive, kluge Frau. Crystal. Die auf ihn wartete.

Er starrte auf den kleinen grünen Knopf der Tastatur.

Er dachte an Natasha Abaders Beine. An ihren Hintern. Ihre Brüste. Klein und vorwitzig. Eine Handvoll. Er konnte sie sich genau vorstellen, er sah die harten Brustwarzen vor sich.

In seinem Inneren war etwas kaputt. Es war eine alte Wunde, die niemals ganz verheilt war. Jedes Mal begann sie wieder zu schmerzen, immer schlimmer, und sein Allheilmittel konnte diesen Schmerz immer weniger lindern.

Irgendwann würde er mit diesem Mist aufhören müssen. Verdammt, er liebte seine Frau! Er konnte nicht leben ohne Crystal, sie war sein Ein und Alles. Wenn sie es jemals erfahren würde ...

Aber wie sollte sie?

Das Fieber brannte in ihm. Er drückte den Knopf.

»Natasha, hallo?«

»Hallo, hier ist Vusi Ndabeni. Der Inspekteur von heute Morgen, an der Kirche.«

»Oh, hi«, sagte Tiffany October, die Rechtsmedizinerin. Sie klang müde.

»Bestimmt hatten Sie einen anstrengenden Tag.«

»Ja, aber das gilt wohl für alle«, sagte sie.

»Ich wollte nur fragen«, sagte Vusi mit wild klopfendem Herzen, »ob Sie vielleicht Lust hätten ...«

Beide schwiegen, nur ein Hintergrundrauschen war zu hören.

»Ob Sie vielleicht Lust hätten, mit mir etwas essen zu gehen. Oder etwas trinken.«

»Jetzt?«

»Nein, ich meine, irgendwann mal, vielleicht an einem anderen Abend ...«

»Nein«, sagte sie, und Vusi erstarrte. »Nein, lassen Sie uns jetzt gleich gehen«, sagte sie. »Bitte. Ich brauche ein Bier. Ein Windhoek light und dazu einen Teller Pommes, das wäre herrlich! Nach so einem Tag wie heute ...«

Er fuhr die N1 entlang und malte sich aus, was er als Nächstes tun würde. Er würde vom Geldautomaten der ABSA-Bank unten in der Langstraat Geld holen, bei den Büros des Ontvanger. Sein letztes Bargeld hatte er Mat Joubert für das Essen von Steers gegeben. Und dann weiter zum Getränkeladen oben in der Buitengracht, der bis acht Uhr geöffnet hatte. Er würde eine Flasche Jack Daniels kaufen und dazu eine Zweiliterflasche Cola, und damit würde er sich ins Komma saufen.

Ich habe jemand anderen kennengelernt.

»Wen?«, hatte er gefragt.

»Das spielt keine Rolle«, hatte sie geantwortet. »Es tut mir so leid, Bennie, es ist einfach passiert.«

Scheiße. Einfach passiert. So was passierte nicht einfach. Man musste schon danach suchen. Zu ihm sagte sie, er dürfe sechs Monate lang nicht saufen, und in der Zeit suchte sie sich einen neuen Mann. Das war nicht fair! Er würde diesen Scheißkerl abknallen, er würde rausfinden, wer es war, er würde sie verfolgen und das Arschloch mitten zwischen die Augen schießen. Sicher irgendein junger Anwalt aus der Kanzlei, zu dämlich, um eine Frau in seinem Alter zu finden. Der hatte sie angebaggert mit seinem Scheiß-BMW und seinen schicken Anzügen. Dem war nichts Besseres eingefallen, als eine einsame Polizistengattin zu verführen. Aber der würde die Konsequenzen zu spüren bekommen. Er würde das Arschloch abknallen, und dann würden sie weitersehen.

Er war aufgestanden. »Es tut mir so leid, Bennie, es ist einfach so passiert.« Er hatte sich wieder hingesetzt und gegen alle Vernunft darauf gewartet, dass sie sagte, sie habe es nicht ernst gemeint. Sie waren doch hier, damit sie sich versöhnten, damit sie zu ihm sagen konnte: Du hast mit dem Trinken aufgehört, also kannst du jetzt wieder nach Hause kommen. Doch jetzt saß sie nur da, mit Tränen in den Augen und voller Selbstmitleid. Tausend Dinge schossen ihm durch den Kopf. Er wäre heute beinahe gestorben. Er hatte gegen die Sucht gekämpft und war seit einhundertsechsfünfzig Tagen trocken, er hatte Unterhalt gezahlt, er hatte für sie und die Kinder gesorgt, er hatte verdammt noch mal alles richtig gemacht. Das konnte sie ihm nicht antun, sie hatte einfach nicht das Recht dazu. Aber Anna hatte ihn nur mit feuchten Augen angesehen, distanziert, endgültig. Bis die Erkenntnis wie ein baufälliges Haus über ihn hereinstürzte.

Da war er aufgesprungen und hatte das Lokal verlassen.

»Bennie!«, hatte sie ihm hinterher gerufen.

Bennie wollte saufen. Das hätte er ihr sagen sollen, aber er war wortlos weitergegangen, raus aus dem verdammten Restaurant, zu seinem Auto, mit seinem kaputten Hemd und seinen wirren Haaren. Er sah nichts, hörte nichts und fühlte nur das Eine, alles umsonst, alles umsonst, verdammte Scheiße.

Er zog 500 Rand aus dem Automaten, stellte fest, wie wenig ihm in diesem Monat übrigblieb, und dachte an Duncan Blake, der ihm im Vernehmungszimmer gegenüber gegessen und gesagt hatte: »Wie viel wollen Sie, damit das alles ein Ende hat?«

»Ich bin nicht käuflich.«

»Wir sind in Afrika. Jeder ist käuflich.«

»Nicht ich.«

»Fünf Millionen.«

»Wie wär's mit zehn?«

»Geht in Ordnung.«

Da hatte er nur gelacht. Aber er hätte das verdammte Geld nehmen sollen, zehn Millionen, davon konnte man viel Whiskey kaufen, zehn Millionen, davon hätte er sich auch einen verdammten BMW und schicke Anzüge kaufen können, er hätte sich einen 150-Rand-Haarschnitt leisten können oder was auch immer Anna an dem kleinen Scheißer beeindruckte.

Auf zum Getränkeladen.

Auf dem Rückweg zum Auto klingelte sein Handy. Er meldete sich sofort, ohne vorher auf das Display zu schauen.

»Griessel.« Barsch. Kurz angebunden.

»Captain, hier spricht Bill Anderson. Passt es Ihnen gerade?«

Im ersten Augenblick dachte er, Rachel Anderson wäre erneut gekidnappt worden, und sagte: »Ja.«

»Captain, mir fehlen die richtigen Worte. Ich weiß nicht, was ich einem Mann sagen soll, der meiner Tochter das Leben gerettet hat, der es in Kauf genommen hat, dass auf ihn geschossen wurde, während er die Tochter eines unbekannten Mannes aus den Klauen ihrer Kidnapper befreite. Mir fehlen einfach die Worte. Meine Frau und ich wollen uns nur bei Ihnen bedanken. Wir stehen tief in Ihrer Schuld. Wir sind unterwegs nach Südafrika – unser Flug geht in zwei Stunden. Wenn wir ankommen, erweisen Sie uns bitte die Ehre, mit uns essen zu gehen. Als kleines Zeichen unserer großen Dankbarkeit und Wertschätzung. Aber jetzt, in diesem Moment möchte ich einfach nur Danke sagen.«

»Ich ... äh ... Ich habe nur meine Pflicht getan.« Ihm fiel nichts anderes ein, was er hätte antworten können. Der Anruf kam zu plötzlich, er hatte zu viel anderes im Kopf.

»Nein, Sir, was Sie getan haben, war viel mehr als nur Ihre Pflicht, das ging weit, weit darüber hinaus. Danke! Auch im Namen meiner Frau Jess und meiner Tochter. Wir wünschen Ihnen das Allerbeste, Ihnen und Ihrer Familie. Mögen all Ihre Träume in Erfüllung gehen.«

Griessel saß im Auto vor dem Bankautomaten. Er dachte an das, was Bill Anderson gesagt hatte. *Mögen all Ihre Träume in Erfüllung gehen.* Sein einziger Traum war gewesen, dass Anna ihn zurückhaben wollte. Er war geplatzt.

Jetzt träumte er nur noch davon, sich bis zur Bewusstlosigkeit zu betrinken.

Er ließ den Motor an.

Er dachte an die Worte seines Sohnes, an Fritz' Traum. Recht & Ordnung.

Und an Carla, die zum Arbeiten nach London gegangen war. Wenn sie zurückkehrte, wollte sie sich ein Auto kaufen und sich an der Universität einschreiben. Und alle beide träumten von einem nüchternen Vater.

Er schaltete den Motor wieder aus.

Er dachte an Bella van Bredas Traum von einer eigenen Firma. Und an Alexa Barnard, die von ihrem Jugendtraum erzählt hatte, Sängerin zu werden. Und an Duncan Blake:

Afrika hat mir alles genommen, all meine Träume ...

Und an Bill Anderson. *Mögen all Ihre Träume in Erfüllung gehen ...*

Er klappte das Handschuhfach auf, holte die Zigaretten heraus und zündete sich eine an. Er dachte nach. Über vieles. Texte von Lize Beekman kamen ihm in den Sinn. *Wenn man für die Liebe umkehrt.*

Lange Zeit blieb er so sitzen, während das Leben in der Langstraat an ihm vorbei eilte. Dann kehrte er um.

Bennie Griessel gab die 500 Rand für Blumen aus. Den ersten Strauß gab er vor dem Krankenzimmer von Mbali Kaleni ab. Sie wollten ihn nicht zu ihr hineinlassen. Er schrieb ihr ein Kärtchen: *Du bist eine tapfere Frau und eine gute Ermittlerin.*

Dann ging er weiter zu Rachel Anderson und stellte ihr einen Strauß ans Bett.

»Die sind wunderschön!«, sagte sie.

»So wie du.«

»Und für wen sind die?«, fragte sie und zeigte auf den letzten Strauß in seinen Armen.

»Mit denen will ich jemanden bestechen«, erklärte er.

»Ach?«

»Ja. Weißt du, ich habe einen Traum. Ich möchte eine Band gründen. Dafür brauche ich eine Sängerin. Und zufällig kenne ich eine großartige Sängerin, die auch hier in

diesem Krankenhaus liegt«, sagte er.

»Cool!«, sagte sie, und er fragte sich, ob er sie nicht mal Fritz vorstellen sollte.

Von: Bennie Griessel [benniegriessel12@mweb.co.za]
Datum: 16. Januar 2009, 22:01
An: carla805@hotmail.com
Betreff: Heute

Liebe Carla,

bitte entschuldige, dass ich mich jetzt erst melde, aber mein Laptop hatte keine Internet-Verbindung. Es war ein ziemliches Hickhack, doch jetzt funktioniert alles wieder.

Ich habe einen langen, schweren Tag hinter mir. Ich habe so oft an Dich gedacht und mich nach Dir gesehnt. Aber immerhin habe ich heute eine berühmte Sängerin kennengelernt, und ich bin befördert worden.

Ab heute ist Dein Papa ein Kaptein.

Danksagung

Die Recherchen zu jedem Buch gleichen einer Entdeckungsreise, deren Erfolg größtenteils von den Kenntnissen, der Klugheit und dem Wohlwollen der Reiseführer bestimmt wird. Bei *13 Stunden* hatte ich das große Glück, die Reise in Begleitung von brillanten Führern zurückzulegen, denen ich an dieser Stelle meinen tief empfundenen Dank und meine Wertschätzung aussprechen möchte:

Theuns Jordaan, der wahre Meister der afrikaanssprachigen Musikbranche und allem, was schön und gut daran ist. Trotz seines übervollen Terminkalenders hat er kostbare Stunden geopfert, um mir meine unzähligen Fragen zu beantworten – einmal sogar hinter der Bühne, vor einem Auftritt. Ohne ihn hätte *13 Stunden* etwas Wesentliches gefehlt. Herzlichen Dank auch an Linda Jordaan, die unsere Treffen mit großer Professionalität und Gastfreundschaft organisiert hat.

Albert du Plessis, dem Gründer und leitenden Direktor von Rhythm Records, gewiss einem der klügsten Köpfe im gesamten Musikbetrieb, der mir seine Geheimnisse enthüllt hat.

Der unvergleichlichen Elmarie Myburgh, Kaptein bei der psychologischen Ermittlungseinheit des Suid-Afrikaanse Polisiediens. Ich kann ihr nicht genug Lob, Anerkennung und Dank aussprechen.

Meinem Weltklasse-Lektor, Dr. Etienne Bloemhof. Dies ist mein sechster Roman, an dem er ganz wesentlich beteiligt ist. Wie kann ich ihm dafür danken?

Meiner Agentin, Isobel Dixon, für ihre Professionalität, ihren Beistand, ihre Ermutigung und ihr unfehlbares Urteilsvermögen.

Meiner Frau Anita, für ihre Liebe, Geduld, Unterstützung, Klugheit, Leitung, Organisation, Fotografie, Kochkunst ...

Andries Wessels, für das Lesen und seine ausgezeichneten Ratschläge.

Anton Goosen, Anton L'Amour, Richard van der Westhuizen, Steve Hofmeyr und Josh Hawks von Freshlyground, die in informellen Gesprächen ihre Kenntnisse beigesteuert haben.

Neil Sandilands, der unwissentlich das Samenkörnchen für die Handlung gepflanzt hat.

Jill Quirk vom English Graduate Office an der Universität Purdue.

Dan Eversman von der Hodson's Bay Company in West Lafayette, Indiana.

Judy Chain von Little, Brown in New York.

Dem Personal von Carlucci's Quality Food Store in der Bo-Oranjestraat.

Außerdem möchte ich dankend die folgenden Quellen erwähnen:

Die Media24-Datenbank unter

www.koerantargiewe.media24.com

LitNet (www.litnet.co.za)

Gray's Anatomy (www.graysanatomyonline.com)

<http://world.guns.ru>

Referat: *Standards Employed to Determine Time of Death*, Jeff Kercheval, VICAP International Symposium, Quantico, Virginia

www.baltimoresun.com

www.eurasianet.org

www.africanoverland.co.za

<http://goafrica.about.com>

Glossar mit Erklärungen der afrikaanssprachigen Wörter und anderer Begriffe

Kurze Hinweise zur Aussprache des Afrikaans: Das *g* wird in etwa wie das deutsche *ch* in *lachen* ausgesprochen (außer z. B. nach *r*, wie in *berg*), das *u* wie ein stummes *u*, *oe* wie *ü*, *st* spricht man getrennt, die Verkleinerungsform *tjie* klingt wie *kie*, *eu* wie ein stummes *ö*, das *y* in etwa wie *ei*, *ui* wie *öi*.

Diese Hinweise dienen nur als Lesehilfe und erheben keinen Anspruch auf phonetische Korrektheit.

Im Afrikaans wird die Höflichkeitsform bei der Anrede nur noch selten benutzt. Kollegen duzen sich generell.

affirmative action – *regstellende aktie* – positive Diskriminierung, s. u. *regstellende aktie*

Afrikaans – Afrikaans ist eine Tochtersprache des Niederländischen, die zweitwichtigste Landessprache nach Englisch. Daneben gibt es neun weitere offizielle Landessprachen. Afrikaans ist die Muttersprache auch vieler Nichtweiße.

Afrikaner – weiße, afrikaanssprachige Südafrikaner

Athlone – Township, heute Vorzeige-Township, Wohnort auch der farbigen Mittelschicht

Atlantis – Township

Bakkie – Pick-up, Transporter mit offener Ladefläche

Dagga – Marihuana, Gras

Fynbos – Bezeichnung für die vielseitige, mittelmeerähnliche Flora der Kaphalbinsel, die über 8500 Pflanzen umfasst, von denen 6000 nur hier vorkommen.

Golden-Arrow-Bus – traditionell verbinden die Golden-Arrow-Buslinien die außerhalb gelegenen Townships mit der Stadt. Bis heute ein wichtiges Transportmittel vor allem für Nichtweiße.

Hotnots – abgeleitet von »Hottentotten«, ein alter Name für das Volk der Khoi. Abfällige Bezeichnung für Farbige

Juffrou – Anrede: Fräulein

Kayelitsha – eines der ältesten Townships

Kompanjiestuine – Park im Zentrum Kapstadts, die früheren Gärten der Holländisch-Ostindischen Handelskompanie

Meneer – Anrede: Herr

Mevrou – Anrede: Frau

Mitchell's Plain – eines der am 1973 neu erbauten Townships für Farbige und Inder

regstellende aktie – *affirmative action* – positive Diskriminierung, Maßnahmen zur Besserstellung bisher benachteiligter Bevölkerungsgruppen nach dem Ende der Apartheid

Seinheuwel = Signal Hill

Signal Hill = Seinheuwel

Stoep – vordere Veranda, Eingangsveranda

Vlakte-Afrikaans – »Vlakte« bedeutete Ebene. Cape Flats bezeichnet die Gegend, in der sich die Townships befinden. »Vlakte-Afrikaans« ist eine bestimmte Variante des Afrikaans, die Nichtweiße untereinander sprechen.

Informationen zum Buch

Inspector Benny Griessel hat schon bessere Tage gesehen. Seit seine Frau ihn herausgeworfen hat, versucht er nüchtern zu bleiben, und nun soll er als Mentor auch noch eine Gruppe junger schwarzer Polizisten anleiten. Zwei Morde beginnen die Polizei von Kapstadt in Atem zu halten. Ein amerikanisches Mädchen wird gefunden – sie wurde mit einem Messer tödlich verletzt. Doch wo ist ihre Freundin Rachel, mit der sie am Tag zuvor aus Namibia gekommen ist? Griessel erfährt, dass Rachel durch die Stadt gejagt wird, sich aber nicht traut zur Polizei zu gehen. Zur selben Zeit findet ein Hausmädchen einen Musikproduzenten tot in seinem Haus – vor ihm liegt seine Frau mit der Pistole und erwacht langsam aus dem Alkoholrausch. In all dem Schlamassel erhält Griessel den Anruf seiner Frau. Sie bittet um ein Treffen – sie will ihm endlich sagen, wie es mit ihnen beiden weitergehen kann.

»Deon Meyer ist ein überragend spannender Chronist einer schuldbeladenen Gesellschaft im Aufbruch.« TOBIAS GOHLIS, DIE ZEIT

Informationen zum Autor

Deon Meyer, Jahrgang 1958, Rugby-Fan und Mozart-Liebhaber, ist der erfolgreichste Krimiautor in Südafrika. Er begann als Journalist zu schreiben und veröffentlichte 1994 seinen ersten Roman. Er lebt mit seiner Frau und vier Kindern in Melkbosstrand.

Im Aufbau Verlag liegen seine Romane »Der traurige Polizist«, »Tod vor Morgengrauen«, »Das Herz des Jägers«, »Der Atem des Jägers«, »Weißer Schatten« sowie der Story-Band »Schwarz. Weiß. Tot« vor.

Stefanie Schäfer hat Dolmetschen und Übersetzen an den Universitäten Heidelberg und Köln studiert. Für herausragende übersetzerische Leistungen wurde sie mit dem Hieronymusring ausgezeichnet. Sie lebt in Köln.